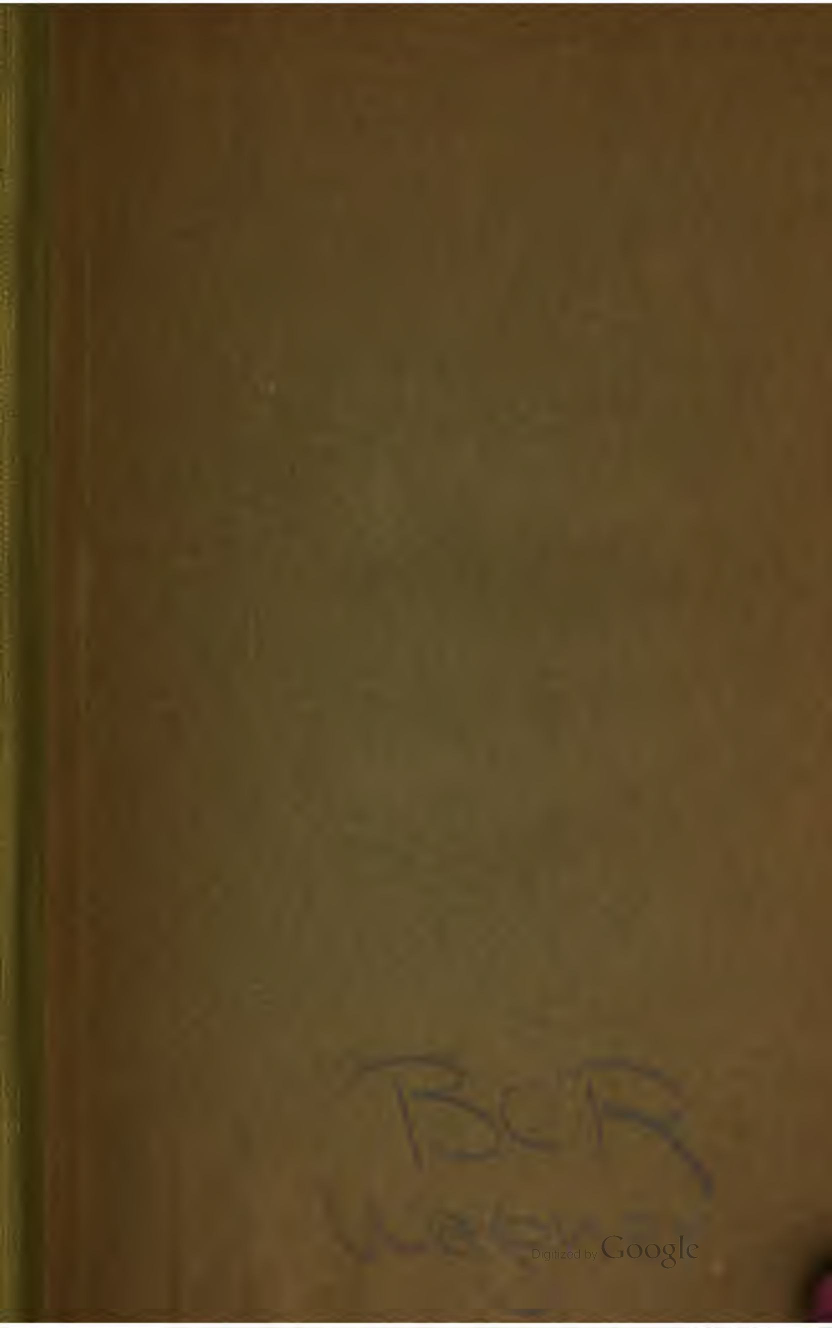

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08240753 1




BCR



Reise

nach

Persien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Erster Band.

Mit einem Vorläufer:

Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1852.

Vorwort.

Der Verfasser übergibt hiemit dem deutschen Lesepublicum den letzten und wichtigsten Theil seiner mehrjährigen Reisen und Studien im Orient. Derselbe enthält nebst einigen Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus, den Aufenthalt im türkisch-armenischen Alpenlande, die Wanderungen in Persien und wiederholte Ausflüge zu den freien Kurdenstämmen in der Nähe jener Gebirgsgegenden, welche zu den unbekanntesten und für Naturforscher, Ethnographen und Archäologen anziehendsten, aber auch zu den gefährlichsten Gegenden Westasiens gehören, wo zwei edle Männer: der deutsche Alterthumsforscher Schulz und der Engländer Browne, Darfurs Entdecker, ihr Leben der Wissenschaft zum Opfer brachten und unter kurdischen Mörderhänden verblutend ein einsames Grab fanden.

Die politischen Wetterstürme der jüngst vergangenen Jahre hatten die Veröffentlichung dieses Buches zu einer Zeit verhindert, wo unser vaterländisches Publicum heißhungerig nach Politik fast nur Zeitungen las und die Herausgabe eines orientalischen Reisewerks für den Verfasser wie für den Verleger ein undankbares Unternehmen war.

Heute scheint unser armes Deutschland der politischen Lectüre satt und müde zu sein. Die patriotischen Wünsche, die glänzenden Hoffnungen von 1848 sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Sünden zweier extremen Parteien, Unverstand und Treulosigkeit haben das ihrige gethan, eine unerquickliche Gegenwart herbeizuführen, welche keinen befriedigt, wenige erfreut und niemand beruhigt. Der wahre deutsche Patriot sitzt heute vor den kalten Ruinen seiner warmen Hoffnungen, trauernd wie vor der Leiche eines theuern Kindes, ohne von dem Glauben zu lassen, daß der Geist seines Lieblings still fort lebe in unsichtbaren Regionen, daß er ihn wieder schauen werde in einer schönern und geläuterten Gestalt.

Für die Länder- und Völkerkunde scheint gegenwärtig frische Empfänglichkeit zu keimen und mancher Leser folgt uns vielleicht nicht unlieb aus Europa's trüber Nebeldämmerung, von der man nicht weiß, ob sie uns die Nacht oder den Morgen bringen wird, nach den fernen Regionen Asiens, in jene so wenig bekannten Länder, wo höchst selten der Fuß eines Europäers wandelt und die noch kein deutscher Augenzeuge geschildert hat.

Aus zwei großen Ursachen muß uns der Orient immer interessant bleiben. Nicht nur leuchtete von dort der erste Frühstrahl der alten Völkercultur, sondern eine nicht ferne Zukunft bereitet dort, wenn auch die abendländische Geschichte in Thatlosigkeit, Langweile und Melancholie einen sehr langen Winterschlaf schlummern sollte, welterschütternde Ereignisse vor. Die beiden ersten Großmächte Europa's werden, durch natürliche Umstände getrieben, welche mächtiger sind als der Wille der Staatslenker, mählig aber unaufhaltsam näher gedrängt und ein staatlicher Ko-

loß, der durch die Combination des europäischen Wissens mit dem mongolischen Geiste der absolutesten Herrschergewalt und des starrsten Gehorsams eine Spannkraft im Innern und eine Schnellkraft nach Außen erlangt hat, wie sie kein Staat und kein Despot alter und neuer Zeit, kein Sesostris, kein Tamerlan und kein Napoleon besessen, wird in nicht ferner Zeit den Einen Fuß in die blühenden Ufer des Bosporus tief einstampfen müssen, um den andern Fuß, der auf dem Granitfelsen des Eismeeres ruht, bei wachsender Schwere des Körpers die rechte Balance zu halten und als scythischer Atlas auf seinen unbeweglichen Schultern nicht den Himmelsbau, aber die ungeheure Völkerlast so lange zu tragen, bis sie durch innere Verwitterung zerfällt oder durch occidentalische Orkane über den Haufen geworfen wird.

Den Leser, welcher jede politische Lectüre abgeschworen, bitte ich das erste Capitel, das eine leidenschaftslose Würdigung der östlichen Politik des Fürsten Metternich von einem wahren und warnenden Freunde Oesterreichs enthält, zu überschlagen und mit dem zweiten Capitel zu beginnen, wo ich ihm in Konstantinopel statt des viel Beschriebenen neue Gegenstände zeigen kann, welche meine Vorgänger entweder vergessen oder geflissentlich ignorirt haben.

Von dort führe ich den Leser zur eigentlichen Reise in die Länder jenseits des schwarzen Meeres und des kolchischen Prachtgebirges ein. Diejenigen geehrten Leser, welche am liebsten nur ganz Neuem, nämlich der Schilderung einer wahren terra incognita einige Aufmerksamkeit widmen, mache ich vor allem auf den Besuch der Gebirgsgegenden im Süden von Erzerum, wo die bis heute noch unbeschrie-

bene Wiege des Euphrat und die Reste einer großartigen vulcanischen Thätigkeit zu finden sind, so wie auf die Streifzüge im Osten, Süden und Westen des großen Urmiasee's, des persischen todten Meeres, aufmerksam.

Scheiterte auch meine Absicht, das geheimnißvolle Rewandoz zu betreten, in das berüchtigte Mordloch Kurdistans und in das christliche Alpenland Dschulamerk einzudringen, so gelang es mir doch, einige nicht unwichtige Notizen über den Zustand dieser fast unbekannten Gebirgsländer in deren nächster Nachbarschaft zu sammeln. Die Unterstützung einiger verehrten Freunde setzte mich auch in den Stand, einen kleinen ethnographischen und naturgeschichtlichen Anhang beizufügen, der einstweilen gleich meinen vorausgegangenen Büchern über das russische Armenien und über Kolchis als Vorläufer eines größern wissenschaftlichen Werkes dienen möge, dessen Herausgabe die ungünstigen Zeitverhältnisse mir bis jetzt nicht gestattet haben.

München, im October 1851.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Seite

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

I.

Vorläufer. Denkwürdigkeiten von der Donau. Officielle Empfehlungen in freien und in absoluten Staaten. Fürst Metternich und die Schriftsteller. Gedanken eines Freundes von Oesterreich über dessen Stellung zum Orient. Eine Audienz in der Staatskanzlei. Clemens von Hügel. General von Hauer. Metternichs östliche Politik. Die Interessen Oesterreichs und Rußlands im Orient.

Herr Guizot und Lord Aberdeen hatten mich bei dem Antritt meiner orientalischen Reise mit Cirkularempfehlungsschreiben an sämmtliche französische und britische Agenten in der Levante bereitwillig ausgestattet. Die Lenker freier Staaten haben keine Scrupel, ein wissenschaftliches Reiseunternehmen, wenn auch zeitgeschichtliche und politische Studien demselben nicht fremd sind, durch officielle Documente zu unterstützen. Auch in Berlin reichte die Fürsprache eines berühmten Gelehrten hin, mich mit einer ministeriellen Recommandation an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel zu versehen. Mehr Schwierigkeit hatte die Sache in Rußland, wo man bereits anfing, reisende Schriftsteller, selbst wenn ihre Zwecke wesentlich nur der Bereicherung der Naturgeschichte und der Länder- und Völkerkunde galten, mit mißtrauischen Augen zu betrachten, obwohl die Reihe von

„Enthüllungen“ über Rußlands innere staatliche Zustände aus englischen, französischen und deutschen Federn damals noch kaum begonnen hatte.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hatte Anträge zu meinen Gunsten an das dortige Ministerium der Volksaufklärung gestellt und Sr. Excellenz der russische Gesandte in Berlin Herr von Meyendorff hatte diese Anträge durch seine persönliche Empfehlung unterstützt. Es handelte sich nicht um eine materielle Begünstigung meiner Reisezwecke. Ich hatte in St. Petersburg ausdrücklich die schriftliche Erklärung niedergelegt, von der russischen Regierung und der kaiserlichen Akademie eine finanzielle Unterstützung zur Untersuchung der Länder jenseits des Kaukasus weder verlangen, noch annehmen zu wollen, im Falle solche unverlangt angeboten würde. Nur schriftliche Befehle wünschte ich an die südrussischen Civil- und Militairbehörden zum Schutz und zur Sicherheit meines Aufenthalts in jenen Provinzen, wo ich meine wissenschaftlichen Forschungen beginnen wollte.

Gerade diese Erklärung schien Mißtrauen zu erregen. Man war in St. Petersburg gewöhnt, jene russenfreundlichen Reisenden, welche über die Verhältnisse im Zarenreich nur günstige Berichte lieferten, gegen klingende Subvention nicht eben spröde zu finden. Fast zu gleicher Zeit, wo ich meine Fahrt nach dem Orient antrat begaben sich die Herren von Haxthausen und Dr. Kolenati nach St. Petersburg. Ersterer wollte staatsökonomische Notizen sammeln und die russischen Bauernverhältnisse schildern, letzterer den Kaukasus zu naturwissenschaftlichen Zwecken bereisen. Die russische Regierung bewilligte jedem dieser Herren dreitausend Silberrubel Reisegeld. Dem preußischen Baron von Haxthausen wurde überdieß auf Kosten der Regierung ein ministerieller Beamter als Begleiter und Dolmetscher

beigegeben, welcher seine Forschungen überwachen und dafür sorgen sollte, daß Herrn von Haxthausen nichts mitgetheilt werde, was der Regierung ungünstig oder mißliebig sei. Dem Dr. Kolenati aber wurde eine spätere kaiserliche Unterstützung für Herausgabe seiner Werke in Aussicht gestellt. So glaubte man der guten Gesinnung oder mindestens der Discretion dieser Herren über russische Zustände versichert zu sein und hat sich in dieser Beziehung nicht getäuscht.

An mich wurde von Seite verschiedener Akademiker und Diplomaten gleichfalls das Ansinnen gestellt, die Reise über St. Petersburg zu machen. Das sei, hieß es, der gewöhnliche Weg deutscher Forscher, welche den russischen Süden und besonders den Kaukasus bereisen wollten. Eine zuvorkommende Aufnahme von Seite der einflußreichsten russischen Staatsmänner und die besten Empfehlungen des mächtigen Polizeiministers Grafen von Benkendorf wurden mir zugesichert. Als mich all' diese schönen Versprechungen nicht zu dem großen Umweg über die Newa lockten und meine bestimmte Erklärung erfolgte, lieber auf jede russische Empfehlung und Protection im Orient verzichten als die Reise über St. Petersburg machen zu wollen, schickte mir gleichwohl der russische Unterrichtsminister Herr von Uwaroff zuletzt die gewünschten Empfehlungsbriefe. Ein officielles Cirkular von Seite des russischen Ministeriums des Innern sollte ich in Konstantinopel finden.

Nur von Seite Oesterreichs fehlte mir jede Recommandation. Bei meiner entschiedenen Vorliebe, zwar nicht für die österreichischen Regierungsgrundsätze, doch für das österreichische Volk und den Staat, welcher als erste deutsche Großmacht durch seine geographische und politische Lage berufen ist, den deutschen Namen und die deutschen Interessen im Osten zu vertreten und für deutschen Geist und deutsche Bildung an der untern Donau Propa-

ganda zu machen, waren mir Empfehlungen an die österreichischen Agenten im Orient noch wünschenswerther als an die Vertreter anderer Großstaaten, welche dort mehr Ansehen genießen und größern politischen Einfluß üben, aber dem deutschen Gemeinwesen und seinen Interessen ferne stehen. Ich beschloß daher, die Reise über Wien zu machen, in der Hoffnung durch die Fürsprache einiger dortiger Gelehrten die gewünschten officiellen Documente von Seiten der Staatskanzlei zu erlangen.

Fürst Metternich pflegte in den Tagen seiner Allmacht durchreisende Gelehrte und Schriftsteller nicht ungerne bei sich zu sehen. Er hatte gegen Männer der Feder nicht den barbarischen Groll Sr. vandalischen Majestät Genserich I. oder des Londoner Proletarierkönigs Hans Cade, welcher, nach Shakespeare, den Schreiber von Chatam blos wegen der Autorschaft seines Namenszuges hängen ließ. Auch die furchtgepaarte Antipathie gegen Literatur und Literatenthum, wie wir sie bei einem modernen Potentaten im Süden finden, welcher den Sophokles als politisch anrüchig verbietet und auf Uebersetzungen von Shakespeare und Schiller seine Sbirren und Jesuiten spüren und hetzen läßt, war dem Fürsten Metternich fremd.

Man kann auch nicht sagen, daß er gegen Bücherschreiber die souveraine Verachtung eines mächtigen Autokraten im Norden getheilt habe, welcher am heiligen Ostertage seine Gardekorporale küßt, seine Thürsteher umarmt und Baskirenhäuptlinge allergnädigst zu Kammerbällen einladet, aber seit dem Buch des Marquis Custine jeden irgend eines Autorgelüstes verdächtigen Fremden durch Cherubim in der Leibhusarenjacke von der Schwelle des Winterpalastes unerbittlich jagen läßt.

Schon weil er in der Jugend nicht mit Soldatenspiel und Pferdedressur seine besten Stunden vergeudet, vielmehr neben

seinen speziellen Liebhabereien auch manche solide Kenntnisse sich angeeignet und durch allerlei Lectüre sogar einen recht zierlichen Styl gewonnen, konnte der berühmte Staatsmann die Schriftstellerprofession, sofern sie ihm nicht allzu schroff entgegentrat, ziemlich wohl leiden. Gelehrte, Dichter, Geschichtsschreiber figurirten mit unter seinen nächsten Günstlingen und ihnen konnte er sogar leichte Anwandlungen von Liberalismus, dessen sich am wenigsten der Dichter ganz entschlagen kann, durch die Finger sehen. Hormayr, Metternichs bitterster Feind, versichert sogar, derselbe habe sich in seinen Jugendjahren mit der lüsternen Anwandlung getragen, für das Gelehrtenfach sich auszubilden, und bekanntlich ist er während seiner so langen staatsmännischen Laufbahn dem wissenschaftlichen Dilettantismus in Mußestunden nie ganz untreu geworden.

In den langen Audienzen, welche der österreichische Staatskanzler öfters deutschen wie fremdländischen Autoren gewährte, lag seinerseits wohl eben so viel Behagen als Berechnung. War er doch nicht blos gebildeter Standesherr, virtuoser Diplomat und feiner Salonmann, sondern hatte auch den schmucken Redebau in nicht gemeinem Grade in seiner Gewalt und dabei stand ihm ein unerschöpflicher Vorrath von Weisheitssätzen, eine solche Fülle von tiefklingenden Redefiguren zu Gebot, daß er selbst bei längern Unterredungen mit kenntnißreicheren und geistig überlegenen Männern nicht leicht auf den Sand gerieth, vielmehr der Biene gleich, die mit Blumenschleim die Löcher ihres Zellenbaues füttert, auch seine Wissenslücken durch zierliche Redeblümelei zu verkleben wußte. Gelahrtheit und Ideenreichthum des Besuchers haben den berühmten Staatsmann noch weniger aus der Fassung gebracht, als Napoleons grollende Löwenstimme bei der Dresdener Zusammenkunft. Er kannte ja die schüchterne Natur, das gedrückte Wesen des deutschen Doctors und Pro-

fessors, der, wenn er in seiner Studirstube über kecke weltumgestaltende Projecte brütet und seinen Gedankenflug bis zu den Wolken nimmt, doch einem großen Herrn gegenüber gar leicht das kühne Denken einbüßt, auch den stolzen Nacken zum Bücken bringt und das freie Oppositionswort in ein unterthäniges Compliment verwandelt. Fürst Metternich aber besaß alle Eigenschaften, die ihm eine Ueberlegenheit sichern mußten: eine wahrhaft imponirende Würde, Anmuth der Formen, volle Ruhe und Gemüthskühle. Und dabei hat ihn das Bewußtsein seiner staatsmännischen Macht und Standeshöhe nie verlassen, auch wenn er sich noch so huldvoll herablassend gebärdete. Füge man hinzu die ausgesuchte Courtoisie, den verbindlichen, fast schmeichelhaften Ton, den er besonders gegen Männer anzuklingen wußte, die er für sein System ködern wollte, so mag man es wohl begreifen, daß es dem Fürsten Metternich gelungen, manch' schwaches Literatenherz zu erobern, welches vorher für ihn nicht sehr warm geschlagen, daß er nicht blos Deutsche und Franzosen, sondern auch polnische und magyarische Liberale in einer Audienz zu bezaubern verstand und sogar mehr als einmal einen grollenden Oppositionsmann versöhnt entließ, welcher ohne so gnädigen Empfang dem österreichischen Staatskanzler seine Politik nimmer verziehen hätte. Sogar bei Kossuth — unglaublich, aber wahr! — ist das der Fall gewesen, und ich kenne einen Wiener Hofrath, der im Besitze eines höchst kostbaren Originalbriefes des ungarischen Dictators ist, aus der Zeit, wo derselbe noch simpler Journalist, Supplicant und armer Teufel war, und in Worten des Dankes überfließt, in der begeistertsten Verehrung für den „großen Staatsmann" schwärmt, der in einer langen Unterredung sich ihm von so liebenswürdiger Seite gezeigt hatte. Fürst Metternich war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß der Egoismus die große Triebfeder des menschlichen

Handelns und daß Eitelkeit und Eigenliebe ein Grundton der meisten Autorencharaktere ist.

Kurze Zeit vor dem Antritt meiner orientalischen Fahrten ward auch mir — ungesucht und fast unerwünscht kann ich aufrichtig und bescheiden sagen — die Auszeichnung zu Theil, zu einer Unterredung mit dem Fürsten Metternich gerufen zu werden. Ein bekannter Dichter und Vertrauter des Fürsten, welcher in der Allgemeinen Zeitung die meisten Artikel für das Metternichsche System im Sinn und Auftrag seines Meisters schrieb, hatte ihm von meinen Reisezwecken gesprochen, und erhielt den Auftrag, mich zu benachrichtigen: daß der Staatskanzler in einer besondern Audienzstunde mich empfangen wolle, mich kennen zu lernen wünsche, daß er auch bereit sei, mit Empfehlungsbriefen an den Internuntius und die Consulate Oesterreichs in der Levante mich auszustatten. Letztere Aussicht überwand bei mir gewisse Bedenklichkeiten einer fest begründeten politischen Ueberzeugung, sowie die Furcht, möglicherweise ein paar Stunden antichambriren zu müssen, was mir immer als das verhaßteste Geschäft in dieser Welt erschien. Der Zudrang zu den Vorzimmern Sr. Durchlaucht war bekanntlich so groß, daß selbst mancher wohlbetitelte und bekreuzte Herr Monate lang den täglichen Gang wiederholen und auf des Vorzimmers rothsammtnen Divans lange bange Stunden des Harrens kosten mußte, bevor sich ihm die Himmelspforte des fürstlichen Empfangszimmers aufthat. Nur ganz Auserwählten wurde das Glück zu Theil, mitten aus den Audienzharrenden Hof- und Staatsräthen, Prälaten und Bankiers &c. zu allererst außer der Reihe gerufen zu werden. Als einen solchen Begünstigten könnten wir unter Andern einen französischen Romanschreiber, Monsieur Balzac, nennen.

Den Abend vor dem bezeichneten Audienztag brachte ich in

der Gesellschaft eines berühmten Gelehrten zu, der in orientalischen Dingen als Autorität gilt, früher als Beamter der Staatskanzlei mit dem Fürsten auf freundlichem Fuße stand, später sich mit ihm entzweite und pensionirt wurde. Auf mein geäußertes Bedenken, ob es mir wohl gelingen werde, den Fürsten zu einer Aeußerung seiner Ansichten über die politischen Verhältnisse des Orients zu vermögen, antwortete dieser Gelehrte: „Stellen Sie immerhin an Metternich eine bestimmte Frage. Er nimmt das nicht übel und ist bei guter Laune mittheilsamer, als er als Diplomat vielleicht sein sollte. Auch hat mit den Jahren sein Vergnügen zu schwatzen und sich schwatzen zu hören merklich zugenommen. Nur Eines vergessen Sie nicht! Fallen Sie ihm nie in die Rede, solange er im Zuge ist, sonst erinnert er sich plötzlich, daß er alt und plauderhaft geworden. Immerhin mag der Fürst wünschen, bei Ihnen als einem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung ein paar Worte über die österreichische Politik im Orient fallen zu lassen, denn sonst hätte er Sie nicht zur Audienz gerufen."

Die österreichische Politik im Orient! Hat es seit dem Passarowitzer Frieden im Wiener Cabinet eine orientalische Politik gegeben, die ihrer Mittel, ihres klar gezeichneten Ganges und nothwendigen Zieles sich bewußt war? Wohl hatten Eugens glanzvolle Siege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts des römisch-deutschen Reiches verjährte Schmach und der ganzen Christenheit gemeinsame Schande herrlich gerächt. Der Umschwung der Verhältnisse, der Beweis der überlegenen kriegerischen Macht Oesterreichs war unwiderleglich dargethan. Nicht nur ganz Ungarn war von den Türken gesäubert, auch ein schönes Stück Serbiens und der Wallachei mit der wichtigen Donaustadt Belgrad war von der Pforte an den „Cäsar von Wien" abgetreten. Es entstanden deutsche Ansiedlungen am serbischen Donauufer,

welche seitdem spurlos verschwunden sind.*) Der hochmüthige Türke, welcher zweimal in zwei Jahrhunderten mit seinem begeisterten Allahgeschrei Wiens Bastionen erschütterte, und erst 30 Jahre vor dem Passarowitzer Frieden seine Pferde im deutschen Donauwasser hatte saufen lassen, der brutale Eroberer von Byzanz, mit dem seines Barbarendünkels wegen diplomatisch kaum verkehrt werden konnte — wie war er plötzlich so manierlich, so asiatisch artig gegen den Nemtsche-Giaur geworden, dessen starken Arm er bei Peterwardein und Belgrad erst so empfindlich hatte fühlen lernen. Wie seltsam, fast mährchenhaft klingt die Schilderung des türkischen Reichshistoriographen von der glänzenden Aufnahme, welche der kaiserliche Friedensbotschafter Graf Wirmond in Stambul gefunden, und der detailirte Bericht über die sieben mal sieben Geschenke, welche der Großherr mit einem Gefolge von unerhörter Zahl und Pracht nach Wien gesandt! — Und das war so wenige Jahre nach der Regierung jenes Sultan Mohamed IV., des türkischen Nimrod, welcher durch seinen Kaimakan den russischen Botschafter, weil er sich nicht tief genug vor seinem Throne bücken wollte, mit Schlägen zur Thüre hinauswerfen ließ. Ja noch zwei Jahre nach dem Abschluß des für Oesterreich so ruhmvollen Passarowitzer Friedens wurde dem moskowitischen Botschafter, der bei Erneurung des Friedensvertrags zwischen Rußland und der Pforte, für seinen Herrn den Selbstherrscher aller Reußen, den Kaisertitel begehrte, türkischerseits feierlich erwiedert: die hohe Pforte erkenne nur zwei Kaiser auf dieser Erde an, nemlich den Padischa von Stambul und den „Betsch-tschasari" d. h. den Cäsar von Wien.

*) S. Driesch und Ranke's Geschichte der serbischen Revolution. Eine dieser Ortschaften hieß Zweibrücken und war von Pfälzern bewohnt.

Der Nemtsche-Giaur war also der einzige unter seinen ungläubigen Gegnern, den der Osmane als seinen ebenbürtigen Rivalen in Osteuropa, als seinen verhaßten, aber mächtigen, im Waffenhandwerk wohl geübten Gegner behandelte. Immer wurde der Krummsäbel der Spahi und des Janitscharen sorglicher gewetzt, wenn es galt, den harten Damaszener an der wuchtigen Eisenschwere deutscher Ritterschwerter zu erproben, als wenn er gegen einen andern Feind aus der Scheide fuhr. Man braucht hierüber nur die türkischen Reichsgeschichtsschreiber bis zur Regierung Sultan Achmet III. nachzulesen. Die Polen, die Venetianer, die Russen, selbst Frankreich und England waren damals in den Augen der Türken neben dem deutschen Reiche nur Mächte zweiten Rangs. Selbst der „weiße Schnurrbart" *) im Norden, der Schöpfer eines kolossalen Reiches, welcher Schweden als Großmacht zertrümmerte, den Kaukasus zittern machte, Persien demüthigte und bis in die paradiesischen Gauen des Wunderlandes Masenderan den wunderbaren Ruf moskowitischer Siege trug, hatte der Pforte keine so hohe Meinung von seiner Kriegsmacht beizubringen gewußt. Ja, er verdankte es sogar türkischer Großmuth und den klingenden Diplomatenkünsten seines Kanzlers Schaffiroff, wenn in den Pruthsümpfen mit seiner Person nicht auch seine Krone stecken blieb.

Die Geschichte hat seit dem Passarowitzer Frieden von den Erfolgen Oesterreichs im Orient gar wenig Rühmliches aufzuzeichnen. Kein Montecuculi, kein Eugen führte mehr die Adlerfahne und die gute deutsche Klinge gegen Halbmond und Roßschweif, die für die unglücklichen Christenvölker an der untern Donau die Symbole unerträglichen Tyrannenjoches blieben. Es

*) So nannten die Türken Peter den Großen.

schien mehr Schwäche und Schlaffsucht, mehr thatlose Unentschlossenheit, als falsche Großmuth oder politische Berechnung, welche das Wiener Cabinet unter der Leitung des Grafen Zinzendorf, welchen die Zeitgenossen als den besten Koch und den schlechtesten Staatsmann Europa's bezeichneten, wie unter seinen Nachfolgern bewogen, aus den Verlegenheiten der Pforte keinerlei politische Vortheile zu ziehen, den einreißenden Verfall des osmanischen Staates, die Unzufriedenheit, die Aufstände der schwer gedrückten Rajas nicht zur Gründung eines starken christlichen Donaureiches, von den Karpathen bis zu den Ufern des Pontus unter dem Heerbann Oesterreichs als Oriflamme deutscher Nation zu nützen, vielmehr es dem aufstrebenden ehrlüsternen Nachbarn im Norden ganz allein zu überlassen, mit rauher Bärentatze von dem Goldreifen des sinkenden Halbmondes ein Stück nach dem andern abzureißen.

Serbien und die Wallachei, sogar der wichtige Donauhafen Belgrad, welchen Eugens Heldendegen für Oesterreich gewonnen, gingen durch die zaghafte Schwäche des Wiener Cabinets, durch Succows Verrath, durch Wallis' diplomatische Unfähigkeit und die Feigheit eines Neipperg, der im Türkenlager mehr für sein Leben als für Oesterreichs Ehre zitterte, wieder verloren.

Gelegenheiten, diese Provinzen wieder zu erlangen, boten sich in der Folge oft — man hat sie nie benützt. Die türkische Reichsgeschichte registrirt zwei Decennien nach dem Frieden von Passarowitz die Trophäen des Sieges von Kruzka sammt den diplomatischen Errungenschaften des für Oesterreich schimpflichen Belgrader Friedens und in den Phrasenschwulst orientalischen Styles mischt der türkische Hofschreiber all' seinen ätzenden Hohn über den geschwächten und gedemüthigten „Nemtsche-Giaur" d. h. den deutschen Ungläubigen. Der ehrliche und patriotische Hammer-Purgstall aber wirft voll Verdruß seine Feder

weg und läßt seine osmanische Geschichte unvollendet, um nicht der Trompetenbläser russischer Triumphe sein zu müssen.

Seitdem vegetirt der „Betsch-tschasari“ im Andenken der Türken als eine sagenhafte Gestalt, als eine jener morschgewordenen Herrlichkeiten, welchen nach des Morgenländers fatalistischer Vorstellung der alte Fluch der Vergänglichkeit auf die Stirne gegraben ist. Joseph II. mattgeführter Feldzug hatte kein günstiges Resultat. Der moskowitische Zar nahm seitdem in der Machtvorstellung der Orientalen den Platz des römisch-deutschen Imperators ein und mit dem Padischatitel, den jenem die Pforte in Folge seiner erprobten Waffenüberlegenheit nicht länger vorenthalten konnte, trat sie ihm die schönsten Küstenländer des schwarzen Meeres ab.

Zu Baktschi-sarai, in der mährchenhaften Tartarenstadt, wiegte, nach Münnich's und Dolgorucki's Siegen die große Katharina ihren majestätischen Leib auf den wohligseidenen Divankissen desselben Chanpalastes, wo einst Maria Potozka, die unglückliche Heldin in Puschkins vielbekanntem Gedicht, unter den Dolchen eifersüchtiger Haremsfurien verblutet war. Die Tartarenmacht, die goldene Horde waren vor den moskowitischen Donnerbüchsen und den Kosakenlanzen zerstoben, gleich wie die luftigen Gebilde der Fata morgana in den Steppen vor den rauhen Nordstürmen. Im schwarzen Meer, wo man vor 80 Jahren außer einigen elenden Kosakenbooten kein russisches Schiff gesehen, dominirt heute fast ausschließlich nur die russische Kriegsflagge. Vom Dnieper bis zum Phasis, den einst die goldlüsternen griechischen Vließsucher beschifften, zieht sich heute die lange Reihe von aufblühenden Städten und Seehäfen, zum Theil von deutschen Auswanderern bevölkert, denen es dort nicht vergönnt ist, unter deutschem Schutze zu leben und zu wirken.

Aber nicht blos nach Osten streckte der nordische Briareus

seine tausend begehrlichen Finger aus. Nach allen Himmelsgegenden war sein Appetit der gleiche. Alle Provinzen und Völker, die im Bereiche seiner scharfen Krallen lagen, wurden, ungefragt ob gerne oder nicht, in des Hunderthändigen Umarmung gerissen. Finnland, Polen, die Küstenländer am Kaspischen See, Bessarabien, die Krim, das herrliche Kolchis, sie hatten der russischen Ländergier nicht genügt. Auch an der Donau herauf, wo durch historische Rolle und politische Stellung Oesterreich die erste Anwartschaft gebührte, wandelte der Koloß mit Siebenmeilenstiefeln unaufhaltsam vorwärts, die ehernen Füße in beide Ufer stampfend. Die Sulinamündungen sperrten russische Schlagbäume. Die Moldau und Wallachei bekamen russischen Schutz und russische Garnisonen, Serbien wurde Rußlands Protektorat gnädig gewährt. Selbst in Gegenden, welche weit von der russischen Grenze liegen, wie in dem Bergland Montenegro wurde das russische Schutzpanier aufgesteckt und der unbändige Stamm der Tschernogorzen bequemte sich einen Vladika zu ernennen, der seinen Jahresgehalt aus den Händen des Seckelmeisters Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen bezieht.

So hatte sich mit schweigender Zustimmung oder mindestens bei vollkommener passiver Resignation Oesterreichs der russische Einfluß rings um die österreichischen Ostgrenzen eingenistet, wo er nicht hingehörte —, der russische Herrscherton war überall laut geworden, wo Oesterreich seiner Stellung, seinem Interesse, seiner Würde und seiner Zukunft schuldig war, diese fremde Einmischung nicht zu dulden, wo es eine selbstthätige Rolle, die ihm Natur und Nothwendigkeit als selbstständiger Großmacht auferlegten, nicht zurückweisen durfte, wollte es nicht seine Stellung im Osten an der wichtigsten und baufälligsten Seite seines großen Staatsgebäudes mit eigenen Händen untergraben und zerrütten

helfen. Wohl hat der geistreiche Fragmentist, der in unsern Tagen für seine hellen Blicke in eine trüb dämmernde Zukunft eben so wenig Glauben und Dank gefunden, als weiland die Seherin von Ilium, auf jenes unermeßliche Chaos von Kräften warnend hingedeutet, welches unter jenem Himmelsstriche Eines Willens, Eines Impulses gewärtig ist, und im weiten Halbringe sich um Europa schlingt, um den letzten Schöpfungsact im Bau der abendlichen Welt vorzubereiten und mit eiserner Runenschrift den slavogräkischen Gedanken in die Weltgeschichte einzuweben. Und ein anderer länderkundiger Beobachter, der sich in den danubisch-pontischen Gegenden viel umgesehen und uns so wahre, so lebensvolle Schilderungen als Frucht seiner dortigen Studien hinterlassen hat — wie trübe tönt mitten durch seine Bewunderung russischer Weltmacht ein ahnungsvoller patriotisch-banger Seufzer, wenn er des weiten Klanges erwähnt, den heute der Name „Russia" durch alle Steppen und Pußten an der Donau und am schwarzen Meer gefunden. So weit hinaus über die weiten Grenzen des heutigen Rußlands dringt dieser Name, der jenen Ländern bald wie eine Fanfare, bald wie eine Todtenglocke, bald wie eine Kanone tönt, und von hundert Völkern angerufen wird, die ihn verehren, und von hundert andern, die ihn fürchten.

Dergleichen Reminiscenzen aus zeitgeschichtlicher Lectüre, und als Conversationsfrüchte levantekundiger Männer summten mir durch den Kopf, als ich im Salon des berühmten Wiener Gelehrten von österreichischer Politik im Orient hörte. Ich kannte damals freilich den Orient nur aus Büchern, aus historischen Thatsachen, aus den Urtheilen und den Schilderungen einsichtsvoller Männer, welche dort gelebt. Ich hatte mich in den Donauprovinzen, in der Türkei, in den russisch-tartarischen Steppenländern noch nicht selber umgesehen. Aber wie Manches mir

dort bei später persönlicher Anschauung und nach vollbrachter dreijähriger Wanderung anders vorgekommen ist, als ich es mir vorgestellt hatte, wie seltsam oft die Verwandlung war, welche Verhältnisse und Menschen in meiner Auffassung bekamen, nachdem ich sie nicht blos gelesen und gehört, sondern vielfach befühlt und geprüft, und mit und unter ihnen gelebt hatte — Eines blieb bei mir nach wie vor dieser persönlichen Beobachtung östlicher Zustände unverrückt dasselbe: meine Ansicht von dem nothwendigen Gange der österreichischen Politik in der orientalischen Frage. Er war so bestimmt gezeichnet, lag so klar zu Tage! —

Daß der Türkenstaat seit dem Frieden von Carlowicz in Verfall und seit der gelungenen Griechenerhebung in einem Auflösungsprozesse begriffen ist, weiß heute selbst der kleinstädtische Philister, der nur sein Wochenblättchen liest. Mag man über den schnellen oder langsamen Gang der Verwesung noch so verschieden denken, das Factum steht fest: daß eine Wiederherstellung des Türkenreiches in seiner alten Macht und Größe gegenwärtig ein Ding der Unmöglichkeit ist, selbst wenn ein energischer Geist, wie Mohamed II. oder Suleiman der Große, wieder auf dem osmanischen Thron säße. Daß auch die verspäteten und ungeschickten Experimente neutürkischer Adepten dem Siechthum nicht Einhalt zu thun vermögen, es vielleicht nur beschleunigen, das haben die seitherigen Erscheinungen bewiesen. Die Hauptursache dieses Verfalles liegt keineswegs in einem Rückwärtsgehen der türkischen Cultur, sondern in ihrem Stillstehen zur Zeit, wo Europa sich nach beendigten Reformationskriegen geistig wie materiell am kräftigsten regte.

Die Reformation hatte in einem großen Theile Europa's die Freiheit des Gedankens von der erdrückenden Alp kirchlicher Bevormundung befreit. Die Zeit, wo Christoph Columbus vor

den Prälaten und theologischen Professoren zu Salamanka Rede stehen mußte, da sein geistiges Auge auf der andern Hemisphäre einen neuen Welttheil erblickte, wo der edle Galilei wie ein armer Sünder Buße that, weil er für diesen Erdball die Bewegung in Anspruch nahm, wo großen Denkern, wie dem Machiavell und dem Keppler, Kerker und Folter drohten, wo Lactantius und Sanct Augustinus oder eine Stelle im Brief Petri an die Hebräer mehr Autorität hatten, als alle mathematischen Beweise und sonnenklaren Thatsachen, dieser tausendjährige Hemmschuh, in welchen die menschliche Denkkraft durch die Herrschaft der Kirche eingespannt worden, war gesprengt. Der dumpfe mittelalterliche Geist mit seinem Fanatismus und Aberglauben war vom Geist der Freiheit und der Toleranz, welchen die Reformation geweckt, zurückgedrängt worden. Letztere rief nun rasch jene Reihe hochwichtiger Entdeckungen und Erfindungen in allen Zweigen des Wissens hervor, welche dem zurückgehaltenen Gang der Civilisation beflügelte Eile gaben, mächtige Reformen und Veränderungen im Staatenmechanismus und Völkerleben hervorbrachten und noch zahlreichere Ideen von wünschenswerthen Verbesserungen in Umlauf setzten.

Diesem großen weltlichen Reformgedanken, welcher der kirchlichen Reformation im christlichen Europa auf dem Fuße folgte, haben die mahomedanischen Reiche zu spät Gehör gegeben und daraus keimte ihr Verderben. Ein Jahrhundert des Zurückbleibens läßt sich nicht mit Sprüngen nachholen ohne große Inconvenienzen, ohne die Maschine aus den Fugen zu treiben.

Wäre gleichzeitig mit Peter dem Großen, der wie Custine so treffend sagt, das wichtige Problem einer Combination des europäischen Wissens und Verstandes mit dem Geiste Asiens durch den kühnen Griff seiner Riesenfaust zu Stande gebracht und damit den Grundstein zu einem Weltreiche so eigenthümlicher

Art gelegt, wäre damals ein Reformator auf dem Throne Osmans gesessen, der, wenn auch nicht das Genie des großen Zaren, doch die Energie und den redlichen Willen eines Mahmud II. gehabt, so hätte sich das Türkenreich wahrscheinlich noch zur rechten Zeit erstarkt und auf Jahrhunderte hinaus seine Existenz und Macht gerettet. So aber wollte das Schicksal, daß Janitscharenaufruhr den schwachen Achmet III. damals auf den Thron erhob, den seine Soldateska zwang, in alttürkischer Weise fortzuregieren und daß unter den Nachfolgern des klugen Großwessirs Mustapha Köprili keiner war, der mit seinen Fußstapfen staatlicher Verbesserung und gerechter Behandlung der Raja trat. Rußland allein blieb im Besitze des Geheimnisses, 60 Millionen Menschen der verschiedensten Racen und Religionen mit Hülfe der administrativen Einrichtungen Europa's auf orientalische Weise zu beherrschen und zugleich dem Regierungsmechanismus eine Schnellkraft zu geben, die selbst das ungeheure Hemmniß übergroßer räumlicher Ausdehnung beinahe zu überwinden verstand.

Damals, wo der kriegerische Geist in den moslemischen Völkern Vorderasiens noch nicht gebeugt, der Glaube an ihren guten Stern durch die spätern unglücklichen Kriege noch nicht erschüttert war, damals würde das von Stambul aus gegebene Beispiel der Reform in Verwaltung und Heerwesen anregend auf den ganzen moslemischen Orient gewirkt und dem großen Völkercomplex einen neuen prometheischen Lebensfunken eingehaucht haben, ehe ihn Erstarrung und Lahmheit befallen, der türkische Padischa hätte für ganz Vorderasien die Rolle des großen Zaren spielen können. Aber die Vernichtung der Janitscharenmiliz, welche am allerwenigsten von einer Reform im Kriegswesen hören wollte, mußte dann gleichzeitig mit der Vernichtung der russischen Strelitzenmacht eintreten. Zum Unstern der Türkei kam sie und

mit ihr das Mittel der Rettung um ein volles Jahrhundert zu spät. Ein dauernder Neubau von Byzanz sollte nicht durch türkische Hände gelingen und der Fluch, den der sterbende Mameluk Kurt-bai dem Enkel Osmans, seinem Henker, zugerufen: „Auch eure Zeit wird kommen und euer Reich in Nichts zerstäuben!“ — er wird in Erfüllung gehen.

Oesterreich hatte dem verfallenden Osmanenstaat gegenüber die Wahl zweier Wege. Entweder feste Allianz mit Rußland zur schnellen oder allmähligen Vernichtung des Türkenreichs, wenn dessen Ruin als unabänderlich galt, und gleichmäßige Theilung des osmanischen Erbes, oder festes Trutz- und Schutzbündniß mit der Pforte und andern Großmächten gegen Rußland zur Erhaltung der Türkei, wenn man diese Erhaltung von höchster Nothwendigkeit im Interesse Oesterreichs und Europa's betrachtete und an deren Möglichkeit glaubte.

Jeder andere Weg konnte nur zum Nachtheil Oesterreichs ausschlagen, konnte nur zu politischen Niederlagen führen, am allermeisten das traurige System des Nichtsthuns, des passiven Zuschauens, während jeder neue Krieg im Osten das Zarenreich mit einer schönen Provinz vergrößerte und dessen militairische Macht durch stete Uebung stärkte.

Nicht Scrupel des Rechtssinnes oder der Dankbarkeit konnten das Wiener Cabinet abhalten, den Verfall des Türkenstaates zu seiner Arrondirung gegen das illyrische Dreieck hin zu nützen und sich die Donauherrschaft bis zu ihrer Mündung zu sichern. Wahrlich der Türke hatte sich gegen Oesterreich nie durch Großmuth ausgezeichnet, noch durch seinen Rechtssinn von Invasionen abhalten lassen. Er war an der Donau stets erobernd aufgetreten, solange er seine Stärke fühlte und hatte eine freundnachbarliche Miene gegen den römisch-deutschen Kaiser erst dann angenommen, als er das Sinken der Kräfte spürte.

Das vergangene Jahrhundert, wo Oesterreich diese entsagende Großmuth gegen den ungläubigen Nachbarn übte, hat überhaupt nicht glänzende Zeugnisse historischer Dankbarkeit aufzuweisen. Der Staat, welcher den Kara-Mustapha unter die Mauern von Wien geschickt, um die Kaiserstadt mit Feuer und Schwert einzunehmen, wurde in seiner spätern Schwäche geschont, während der Staat, der seinen Heldenkönig Sobieski unter die Mauern von Wien gesandt, um die Kaiserstadt von ihren barbarischen Drängern zu befreien, in seiner spätern Schwäche erobert und getheilt wurde. Doch das soll nur gesagt sein zur Wahrung des alten Satzes: daß im Wörterbuch der Politik das Wort „Dankbarkeit" noch keine Stelle gefunden, und zum Beweise, daß es ein andrer Grund gewesen sein muß, welcher Oesterreichs so uneigennützige und entsagende Politik gegenüber dem verfallenden Osmanenstaat motivirte.

Um das Räthsel der Metternichschen Politik im Osten zu lösen, ward unter den Politikern viel hin und her gesonnen und geredet. Das Treffendste hierüber hat wohl vor Jahren einmal Thiers auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer gesagt.

Fürst Metternich empfing mich damals in derselben huldvollen Weise, womit er manches Autorenherz gewonnen. Die Kunde des Orients, sagte er, liege ihm sehr am Herzen, auch lese er in seinen Mußestunden nichts lieber, als naturwissenschaftliche Bücher. Ueber die Liebe zur Wissenschaft fielen recht schöne Worte, meinem Reiseunternehmen wurde die volle fürstliche Theilnahme zugesagt und die gewünschten Empfehlungsbriefe sollten mir eingehändigt werden. Der Fürst wollte sich meiner afrikanischen Reiseberichte noch recht genau erinnern, sagte mir hierüber viel Verbindliches, und ich mußte seine Güte um so höher anschlagen, als ich einigen Grund hatte zu glauben, daß

er diese Berichte nie gelesen, sondern nur durch den Baron Z... Vortheilhaftes davon sprechen gehört.

Se. Durchlaucht war von demselben Günstling auch unterrichtet, daß neben der Fauna und der Geologie der orientalischen Länder möglicherweise auch deren staatliche und gesellschaftliche Zustände einen Theil meiner Studien absorbiren, und daß vielleicht einige Früchte dieses Studiums schwarz auf weiß d. h. in Beilage-Aufsätzen der Allgemeinen Zeitung sichtbar werden könnten, welche zu jener Zeit als das einzige im Kaiserstaat erlaubte große deutsche Blatt einer Bedeutung und eines Ansehens in Oesterreich genoß, wie sie heute bei dem Ueberfluß an Journalen, bei der Uebersättigung des Publicums schwerlich irgend einem Blatt mehr zu Theil wird.

Fürst Metternich, der mit mir höchst gesprächig ein Stündchen in seinem Arbeitzimmer auf und ab ging, berührte zuletzt die Politik. Als ich an ihn die Bitte stellte, mir seine Ansichten mitzutheilen, wie ein Deutscher die orientalische Frage vom deutschen Standpunkt aufzufassen habe, schwieg er einen Augenblick und über sein fein und edel geschnittenes aristokratisches Gesicht spielte ein Zug, den man fast für eine Anwandlung von Verlegenheit hätte halten können, wenn solche bei einem so redeflüssigen und wortgerüsteten Großdiplomaten überhaupt denkbar wäre. Se. Durchlaucht geruhte mir zu sagen, daß sein Freund und Vertrauter Baron Clemens von Hügel, der seine Ansichten über die türkische Frage genau kenne, mich hierüber des Nähern und Bestimmtern belehren werde. Nach einigen indifferenten Aeußerungen kam jedoch der Fürst selbst wieder auf die große östliche Angelegenheit zu sprechen, die einzige, welche damals die europäischen Großmächte neben ihren innern Verlegenheiten sehr ernstlich beschäftigte. Ich glaube die Aeußerungen des berühmten Staatsmannes hier nicht wörtlich wiedergeben zu dürfen und

bemerke nur, daß die Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer friedlichen und erhaltenden Politik Oesterreichs der kurze Sinn der ziemlich gedehnt und allgemein gehaltenen Bemerkungen war. Durch eine kleine Pause im ergiebigen Redefluß ließ ich mich gegen den Rath des Hofrath von *** zur interruptiven Zwischenfrage verleiten: ob die erhaltende Politik auch da an ihrem Platze sei, wo man durch die übergroße Ausdehnung des Nachbars Gefahr laufe, Licht und Luft zu verlieren, und ob die Friedensliebe so weit gehen dürfe, fremdes Protectorat in Ländern zu dulden, welche Oesterreichs Grenze berühren, bei Völkern desselben Stammes, dessen Repräsentanten auch unter österreichischem Szepter stehen?

Diese Zwischenfrage und vielleicht mehr noch der nicht ganz unterwürfige Ton, in dem sie ausgebracht worden und den man in der Staatskanzlei fast ausschließlich zu hören gewöhnt war, mißfielen sichtlich und schnitten leider die Conversation ab. Man schien sich plötzlich zu erinnern, daß Zurückhaltung zum diplomatischen Wesen gehöre, und gab mir zu verstehen, daß auch hinsichtlich dieses Punktes der genannte Baron den Auftrag erhalten werde, sich meiner Unkenntniß und Wißbegierde zu erbarmen und mich zu belehren, warum die östliche Politik so und nicht anders sein könne und dürfe. Ueberdieß bereise gegenwärtig der General von Hauer die türkischen Donauländer in einer politischen Mission, und ich könnte diesen Diplomaten, der mich bestens aufnehmen würde, in Belgrad finden. Die Audienz war zu Ende. „Wir müssen uns noch einmal sprechen," sagte Fürst Metternich im huldvollsten Ton und der letzte durchdringende Blick der schönen ruhigen blauen Augen schien zu fragen: ob ich wohl auch so beglückt und entzückt von so freundlicher Herablassung von dannen ziehe, wie andere Literatoren?

Auf die Unterredung mit dem Vertrauten des Staatskanzlers,

dem Baron Clemens von Hügel, war ich nun um so gespannter, weil ich aus seinem Munde endlich in die eigentliche Geheimlehre des österreichischen Resignationssystems im Osten eingeweiht zu werden und über die türkische Frage ganz neue Gesichtspunkte eröffnet zu sehen hoffte. Baron Clemens von Hügel war Staatsarchivar, figurirte neben Jarcke, Pilat und dem Schaffhauser Ex-Antistes Hurter unter den Commis der Staatskanzlei, war von jeher ein Freund des Metternichschen Hauses und vom Fürsten speciell beauftragt, ihm alle interessanten und lesenswerthen Zeitungsartikel anzustreichen. Derselbe nahm mich wie alle ihm vom Fürsten Empfohlenen mit ungemeiner Artigkeit auf und ich fand in seinem Salon Männer, welche den Orient aus eigener Anschauung kannten, z. B. den kenntnißreichen Bergrath Russegger und den berühmten indischen Reisenden Karl von Hügel. Viel ward dort über die Levante gesprochen, nur gerade das hütete man sich zu berühren, was im Munde österreichischer Politiker das Nächste und Wichtigste hätte sein sollen: die Machtverhältnisse Rußlands und Oesterreichs im Osten und den nothwendigen Gang, welchen die Wiener Politik einschlagen mußte, um den scythischen Herkules, der alle Völker, die ihm im Wege standen, in seinen Armen erstickte oder seinem Riesenleibe assimilirte, sich vom Leibe zu halten oder ihm mit ebenbürtiger Kraft entgegen zu treten, mit andern Worten: um das verlorne Gleichgewicht und den preisgegebenen Einfluß Oesterreichs an der untern Donau wiederherzustellen.

Mögen Diplomatenkünste eine gewaltsame Lösung der großen Frage auch noch lange hinausschieben, immer muß man auf den Moment gefaßt und der Krise gewachsen sein. Was wird nun Oesterreich thun, wenn das russische Protectorat der Donaufürstenthümer sich in ein bleibendes Besitzthum verwandelt, wenn zuletzt auch Byzanz und mit ihm der Brückenkopf des Pontus,

das Thor des levantinischen Handels und der östliche Schlüssel des Archipelus und Mittelmeeres in russische Hände übergehen? — Man wollte nichts von solchen Gefahren wissen, man ignorirte die Werften, die Kriegshäfen und die Flotten von Nicolajeff und von Sebastopol, diese Damoklesschwerter, die an langen Pferdehaaren gebunden über dem Scheitel Stambuls und des armen Sultans schweben. Man sprach lieber von der australischen Flora, welche in Hietzings Gewächshäusern so stattliche Vertreter hatte, von den prächtigen Papageien, die dem Baron Karl Hügel vom Ganges zur Donau gefolgt, vom Wunderland Fasoglo, wo Bergrath Russegger nach Gold gegraben, von Mehemed Ali und Rundschit-Singh, vom blauen Nil und blauem Dunst. Man machte es wie der Vogel Strauß, der da glaubt durch Begraben der Augen im dicken Federpelz dräuenden Gefahren zu entgehen und meinte vielleicht mit jenem römischen Cäsar, daß die Dinge nicht geschehen, wenn man nicht von ihnen rede, und daß in großen Uebeln Stummsein der beste Talisman sei.

Dank meiner beharrlichen Zudringlichkeit gelang es mir zuletzt dennoch, den doctrinären Baron Clemens von Hügel zu einem politischen Privatissimum über den Orient zu bewegen. Leider habe ich davon gar wenig profitirt. Herr von Hügel verstand es meisterhaft, Parade zu machen mit einem Wust gehaltloser Scheingedanken, mit Rhetorik und philosophischen Redensarten, die Leerheit seines Hirns zu verblümeln und nichtigen Worten einen Anstrich von Gedankentiefe zu geben. Auf gewisse Menschen hat er damit manchmal Eindruck gemacht, besonders in den ersten Augenblicken. Näher betrachtet erkannte der nüchterne Beobachter bald die geistige Dürre, die Armuth an gesunden Ideen. Man konnte von dem seligen Staatsarchivar, wie Shakspeare von jenem Venetianer sagen: „Seine vernünftigen

Gedanken sind zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu versteckt; ihr sucht den ganzen Tag, bis ihr sie findet, und wenn ihr sie habt, so verlohnen sie das Suchen nicht."

Im ersten Augenblick war ich verwundert, warum gerade ihn Fürst Metternich zum Dolmetscher seiner Ansichten, zum Ausleger der östlichen Politik Oesterreichs wählen konnte. Bei längerm Nachdenken erschien mir diese Wahl ungemein klug. War doch die östliche Politik, wenn nicht der schwärzeste und anrüchigste, doch der politisch schädlichste Fleck im Metternichschen System und bedurfte allerdings des diplomatischen Mysteriums und der rhetorischen Nebelkappe mit dogmatisch-doctrinellem Aufputz, um dem nüchternen Auge zu verbergen, wie verwittert, wie faul dieser Fleck war.

Wenige Wochen nach meinem Abschied von Wien traf ich an der türkischen Donau den General von Hauer, der von einem Ausflug in Bulgarien eben im Begriffe stand, nach Belgrad zurückzukehren. Er war ein geistvoller, kenntnißreicher Mann, ausgestattet mit feinem Beobachterauge, von einnehmenden weltmännischen Manieren. Vor der Mehrzahl der Diplomaten hatte er neben seiner mittheilsamen Offenheit auch ein Herz voraus, welches nicht verschlossen war den edelsten Regungen der Humanität. Er äußerte warmes Mitgefühl mit dem schauderhaften Loos der Christen in Bulgarien und Bosnien und erzählte mir hierüber aus seinen eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen eine Reihe von haarsträubenden Thatsachen.

In Bosnien erschien ihm die Lage der Christen als ziemlich hoffnungslos. Die bosnischen Christen haben nicht die numerische Ueberlegenheit für sich, wie die Serben und Bulgaren. Die Dränger, die Unterdrücker sind dort weniger die alten Stocktürken, als die eingebornen Moslims, die Nachkommen jener Bosniaken, welche zur Zeit der türkischen Invasion das Kreuz

verließen, um dem stärkern Halbmond zu huldigen, und, wie alle Neubekehrten, die wüthendsten Verfolger, die brutalsten Schinder ihrer frühern Glaubensgenossen und Landsleute wurden. Dieser zahlreichen, hochfahrenden, kriegerischen Kaste gegenüber hatten die in Sclaverei verdorbenen, an Elend und Mißhandlung gewöhnten, waffenscheuen Christen keine Erlösung zu hoffen, ohne bewaffneten fremden Beistand, der ihnen zuletzt nicht von ihrem christlichen Nachbar, sondern von den Türken selber unter Anführung eines tapfern Renegaten ihres Stammes kommen sollte nach langen bangen Jahren des drückendsten Sclavenlooses.

In Bulgarien hausten damals die Arnauten, welche der von regelmäßigen Truppen entblößte Pascha wegen vermeintlicher Gefahr zu seinem Schutze herbeigerufen hatte und sie nicht mehr los werden konnte. Früher hatte sich derselbe als Festungscommandant von Belgrad beliebt gemacht und sich als ganz honetter Türke gezeigt. Seitdem schien er vollkommen eingeschüchtert durch seine wilde Soldateska und ließ deren Gelüsten freien Lauf. Da verging kein Tag, wo dem österreichischen Agenten nicht Gräuel aller Art zu Ohren kamen, wie die gedungenen Landsknechte Albaniens Knaben und Jungfrauen schändeten und die Männer an den Beinen aufhängend mit dem Kopfe über glühenden Kohlen zappeln ließen, um ihnen das Geständniß vergrabnen Silbers zu erpressen, das oft nur in der habsüchtigen arnautischen Einbildung existirte. Solchem entmenschten Wüthen gegenüber dünkte dem armen Bulgaren das harte aber reguläre Herrschen und Walten des russischen Kreishauptmanns und Steuereinnehmers, der Knute und des Pletj noch wie eine Erlösung und wie gerne wäre man in Bulgarien russisch geworden! Die nach der Wallachei ausgewanderten Bulgaren faßten den Plan, sich der Festung Braila zu bemächtigen, um mit den dort erbeu-

teten Waffen ihren unterdrückten Brüdern zu Hülfe zu kommen. Der Plan wurde entdeckt und hatte noch ärgern Druck zur Folge. Wer die Lage der Dinge in Bulgarien und die Behandlung des Volkes sah, dem mußte allerdings selbst das trübe Loos der großrussischen Muschiks noch als beneidenswerth erscheinen, und er konnte jenen bangen Klageton des slavischen Dichters richtig würdigen:

„Der ganzen Welt erscheint Aurora,
Nur am Balkan ist kein Tag.
In einem Meer von bittern Thränen
brennt die tiefe Wunde,
welche die Knechtschaft schlug."

Ehe die Bulgaren ihre Hände nach Rußland ausstreckten, hatten sie wie die Serben, wie die Bosniaken an Wien gedacht. Die Hoffnung, unter dem Schirm Oesterreichs ein milderes Loos zu finden, als unter dem rechtgläubigen Zaren, überwand ihre religiösen Bedenklichkeiten. Die Bulgaren sandten geheime Bevollmächtigte an die österreichischen Consulate in Jassy, Bucharest und Galacz. Getreu ihrer Instruction erwiderten dieselben, daß von Oesterreich nichts zu erwarten sei, indem das Wiener Cabinet es nicht für angemessen halte, sich in die innern Verhältnisse der Türkei zu mischen.

Der österreichische Internuntius hatte keinen Schritt zur Befreiung Bulgariens von den Arnauten gethan. Erst als Herr von Titoff für die gequälten Rajas das Wort nahm, kam die Abhülfe schnell und der an Mannszucht gewöhnte Nizam ersetzte Albaniens scheußliche Soldateska. Den Donauchristen aber sollte damit recht anschaulich gemacht werden, von wo allein Änderung ihres Looses zu hoffen sei.

Dennoch hatten auswanderungslustige Bulgaren, über 400 Familien, sich nicht an den russischen Generalconsul Daschkoff, sondern an den General von Hauer mit dem Bittgesuche gewendet,

daß seine Regierung ihnen gestatten möge, auf österreichischem Gebiet ein Asyl gegen die Quälereien der türkisch-albanesischen Wütheriche zu finden. Sie flehten nur um einen Fleck Erde, auf dem sie ihr Haupt ruhig niederlegen und für ihr Brod arbeiten konnten, ohne mißhandelt zu werden, ohne täglich für Hab' und Leben zittern zu müssen. General Hauer unterstützte das Gesuch dieser Christen auf das wärmste. Aber das Wiener Cabinet weigerte sich beharrlich darauf einzugehen, solange die Bulgaren sich nicht in aller Form aus dem türkischen Unterthanenverbande losgelöst und von der Pforte den gültigen Ferman zur Auswanderung erhalten haben würden. Natürlich wagten die Unglücklichen nicht, der Pforte oder dem Pascha ein solches Gesuch vorzulegen. Das bloße Project einer Auswanderung hätte, wäre es zur Kenntniß der türkischen Beamten gekommen, nur vermehrten Druck, nur ärgere Mißhandlung zur Folge gehabt.

Aber nicht nur die um Schutz und Hülfe flehenden Hände jener geduldigen, unkriegerischen Gräko-Slaven an der untern Donau und am schwarzen Meer, deren Wohnsitze die österreichische Grenze nicht berühren, wurden von der Wiener Staatskanzlei zurückgestoßen. Auch die näher wohnenden reinen Slaven im Türkengebiete, die Tschernogonzen, ein kraftvolles, kampfmuthiges Geschlecht, welches getreu dem Mahnspruch Byrons an geknechtete Völker nur durch die eignen Waffen Befreiung gehofft und errungen, nun aber zur Wahrung ihrer Quasi-Unabhängigkeit das Protectorat ihres Gebirgslandes gerne in die Hände eines christlichen Monarchen gelegt hätte, wandten sich im Laufe ihres langen Befreiungskampfes mehr als einmal bittend nach Wien. Man lese, was darüber der kenntnißreiche Cyprian Robert in seiner geschichtlichen Darstellung von Montenegro sagt. Es bedurfte einer ziemlich langen Zeit, einer öftens

wiederholten kalten und verächtlichen Zurückweisung von Seite Oesterreichs, bis die Tschernogonzen enttäuscht und entmuthigt sich entschlossen, den Schutz des Zaren statt des Cäsars von Wien anzurufen. Kaiser Alexander nahm die Botschaft freundlich auf und versicherte das tapfere Völkchen seiner Theilnahme, die nicht blos in Worten bestand.

Später versuchte der Vladika Peter II., obwohl in Rußland erzogen, noch einmal mit dem Wiener Cabinet in freundlichen Verkehr zu treten, es für die Idee eines austro-slavischen Donaureiches unter der Oberherrlichkeit des österreichischen Kaisers zu gewinnen. Nach der Ansicht gründlicher Kenner hing es selbst damals noch von Oesterreich ab, durch den leisesten Wink eine Erhebung sämmtlicher christlicher Völker an beiden Stromufern hervorzurufen und seine Herrschaft bis zum schwarzen Meer als der natürlichen und nothwendigen Grenze eines austro-slavischen Reiches auszudehnen. Der Vladika reiste persönlich nach Wien, um die Anerkennung als Vasall Oesterreichs zu erlangen. Als man ihn dort nicht officiell empfangen wollte und mit Geringschätzung behandelte, reiste er nach St. Petersburg, fand dort die ehrenvollste Aufnahme, die bestimmte Zusicherung des russischen Protectorats, die Ernennung als Mitglied der Synode und einen Jahresgehalt von 80,000 Rubeln, den ihm der russische Consul von Ragusa regelmäßig ausbezahlt.

Wenn nach solchen Vorgängen, nach so geflissentlicher Selbstübertölpelung das Ansehen Oesterreichs in den türkisch-slavischen Grenzlanden immer tiefer sank, der Einfluß Rußlands immer höher stieg und der Glaube immer fester wurzelte, daß Befreiung aus dem Türkenjoch und Herstellung eines christlich-danubisch-pontischen Reiches nicht von der deutschen Donau, sondern einzig nur von der Newa zu erwarten sei, so war das die ganz na-

türliche Folge eines mit aller Starrheit und traurigen Consequenz festgehaltenen unseligen Systems.

Mochte man das räthselhafte Benehmen des Wiener Cabinets, welches mit unbegreiflicher Uneigennützigkeit Alles that, um die Sache seines Rivalen und Concurrenten im Osten zu fördern, ihm selbst die Wege zeigte, wo es seine Vorposten bis dicht an die Fersen Oesterreichs vorschieben konnte, mochte man diese Politik deuten wie man wollte, immer konnte man noch zu ihrer Entschuldigung sagen, daß Montenegro nur ein Ländchen von 120,000 Seelen sei, zu unbedeutend, als daß man sich um das dortige Protectorat und die Vasallenschaft des Vladika kümmere. Zwar hat schon seit Tschernoi-Iwo's Zeiten das kleine Volk seine große Tüchtigkeit im Kriegshandwerk bewährt, hat auch einmal in einer gewaltigen Schlacht die vereinte Türkenmacht aufs Haupt geschlagen, und seine Unabhängigkeit war seitdem von der Pforte durch Verzichtleistung des Haratsch stillschweigend anerkannt. Aber immer konnte man nicht bestreiten, daß die Tschernogonzen höchstens 20,000 Bewaffnete stellen können und sich ungerne außerhalb ihrer Berge schlagen, demnach als Bundesgenossen im Osten nicht von höchster Wichtigkeit sind.

Aber warum die Wiederholung derselben Politik gegen Serbien, das auch vor der Thüre Oesterreichs gelegen, ein schönes fruchtbares, von einem tüchtigen streitbaren Volk bewohntes Land, in welchem für eine Million deutscher Ansiedler noch recht wohl Raum wäre? Als nächste Nachbarn Oesterreichs, welche, obwohl die meisten Bekenner der griechischen Kirche, doch mehr als einmal ihre besondere Hinneigung zu Oesterreich an Tag gelegt wie noch die letzten Kriegsjahre gezeigt haben, als Genossen eines Stammes, dem ein sehr großer und streitbarer Theil von den Völkerschaften des Kaiserstaates, vor allem seine treuen

Grenzwächter angehören, als Bewohner eines der schönsten Uferstriche des großen Stromes, der die Lebenspulsader Oesterreichs ist, durften die Serben, welche 80,000 Bewaffnete stellen können und in verschiedenen Zeiten die ganze Türkenmacht im Schach hielten, nicht mit derselben politischen Gleichgültigkeit behandelt werden, wie das arme und kleine Felsland Montenegro. Am allerwenigsten durfte man den nordischen Koloß dort im Süden an der offnen Thüre Oesterreichs festen Fuß fassen und unter dem Namen des Protectorats Ansprüche auf den künftigen Besitz eines Landes aufkeimen lassen, welches, wenn einmal das Erlöschen der flackernden Türkenlampe zur festen Thatsache geworden, Oesterreich als natürliches Erbe angewiesen ist.

Werfen wir einen Blick auf die neueste Geschichte Serbiens und seine heroischen Befreiungskämpfe aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, wie sie uns Slade, Walsh, Ranke, Cyprian Robert übereinstimmend schildern, so erregt die Wiener Politik gegen das tapfere Volk, das nach Zerbrechung seiner Ketten sich Oesterreich in die Arme werfen, das neben der Woiwodina, die größtentheils durch serbische Auswanderer bevölkert ist, als ein Glied seiner Völkerfamilie eingereiht zu werden begehrte und als die streitbare Avantgarde des Kaiserstaates im Osten sich voranstellen wollte, das äußerste Befremden. Rußland hatte seit langer Zeit seine Partei in Serbien, besonders unter dem Adel, aber die eigentliche patriotische Partei, an deren Spitze Tscherni-Georg stand, ließ sich nicht von Rußland gewinnen. Dieser edelste Held der serbischen Revolution, dessen Sohnes Haupt heute der serbische Fürstenhut bedeckt, arbeitete aus allen Kräften der russischen Partei entgegen, wollte nichts von einer Unterwerfung unter den Zaren hören und schickte, nachdem er die Türken siegreich aus dem Lande geschlagen, seinen Freund Jugowitsch nach Wien, um bestimmte

Unterwerfungsvorschläge zu machen und dem Kaiser von Oesterreich das Patronat Serbiens anzubieten.

Das Wiener Cabinet, die Serben wie später die Griechen als Rebellen betrachtend wies dem Abgesandten verächtlich die Thüre, während das Petersburger Cabinet, das sonst in conservativer und legitimer Gesinnung wahrlich nicht hinter Oesterreich zurücksteht, seine Auffassung von Völkerbewegungen nicht in so beschränkt doctrinärer Form faßte, um die durch den barbarischen Türkendruck, durch das Gebot der Nothwehr zur Vertheidigung des Heiligsten hervorgerufenen serbischen Freiheitskämpfe mit anderwärtigen Insurrectionen auf gleiche Linie zu stellen. Es war nicht so täppisch uneigennützig, um das Schutzgesuch und die Annäherung eines so tapfern Volkes zurückzuweisen, machte sich vielmehr die bornirte Ansicht, die man in Wien von Momken und Haiduken hatte, zu Nutzen und erfaßte mit einem glücklichen Griff, was Oesterreich nicht aufheben wollte, obwohl es damals nur die Mühe des Bückens bedurfte, um zum Besitz einer schönen Grenzprovinz zu gelangen, Rußland unterstützte im Jahr 1809 den serbischen Aufstand mit einem Hülfsheer. Die Bewegung verbreitete sich nach Bosnien, selbst die stammverwandten Tschernogonzen stiegen von ihren Felsen und kamen dem Tscherni-Georg jubelnd entgegen. Es hatte einen Augenblick den Anschein, als werde das ganze Volk serbischen Stammes, zusammen über 4 Millionen Seelen stark, sich zu einem Staat unter russischem Schutz vereinigen.

Als aber Rußland 1812 durch Napoleons furchtbare Uebermacht bedroht einen für den damaligen Moment höchst vortheilhaften Frieden schloß und von der Pforte sogar die schöne Provinz Bessarabien abgetreten erhielt, ließ es dafür als Zeichen seiner Erkenntlichkeit gegen den gefälligen Großherrn die Serben im Stiche und der russische Consul Nedoba that Alles, um de-

ren Widerstand gegen die vorrückenden Heere der Türken zu lähmen. Das wiedereroberte Serbien wurde drei Jahre lang mit Gräueln heimgesucht, die an die Blüthezeit alttürkischen Wüthens unter Selim II. und Murad IV. erinnern. Milosch, der alte Schweinehirte und neubestallte Ober-Knäs, half als Adoptivsohn des grausamen Soliman Pascha von Belgrad eine Zeit lang eifrig mit, den unzufriedenen Woiwoden die Köpfe abzuschlagen, die unruhigen Momken lebendig zu schinden, die angesehensten Knäse wie wilde Thiere in ihren Zufluchtsstätten zu verfolgen, um sie der türkischen Justiz in die Hände zu liefern. Erst als Milosch merkte, daß es ihm trotz seines Bluteifers nicht gelungen, den türkischen Argwohn zu beschwichtigen, als er für seine eigene Haut fürchtete, trat er an die Spitze eines neuen Aufstandes, der einen glücklichern Erfolg hatte, als der frühere.

Zwei Jahre zuvor war der serbische Priester Nenadowitsch als Abgesandter vieler serbischer Edeln, die zu den Haiduken in die Wälder geflohen, nach Wien gegangen, um die Theilnahme des Kaisers Franz an dem Schicksale seines unglücklichen Vaterlandes anzuflehen und wiederholt um den Schutz und Beistand Oesterreichs zu betteln. Er hatte auch eine Audienz bei Metternich und erhielt höflich kühle Worte mit der Versicherung, daß Oesterreich nichts, gar nichts für Serbien thun werde. Derselbe Priester wiederholte sein Gesuch und seine Versuche 1815 zur Zeit des Wiener Congresses, klopfte vergeblich an allen Thüren*) und brachte seinen Landsleuten in die Berge die trostlose Bot-

*) „Il alla d'un souverain à l'autre les conjurant les larmes aux yeux d'avoir pitié d'un million d'hommes. Les jeunes monarques, les elegants diplomates riant de la naiveté de ce barbare se le renvoyaient les uns aux autres. Les plus serieux lui demandaient avec etonnement qu'est ce donc que la Serbie?“

(Cyprien Robert „Les slaves de la Turquie.“)

schaft, daß nichts, gar nichts zu hoffen sei von den Großmächten der Christenheit, keine Waffenhülfe, nicht einmal ein Fürsprecherwort gegen das unerträgliche Paschajoch und daß die einzige Rettung Serbiens in dem Muth seiner eigenen Söhne liege.

„Erbliche Sclaven, wisset ihr es nicht,
Wer frei sein will, muß führen selbst den Schlag."

Das große Wort des britischen Dichters spukte damals als Geist in den Versen der wandernden Haidukensänger und erzeugte jene Thaten, deren Einzelnheiten wir nicht zu erzählen brauchen. Wer kennt nicht Serbiens glorreichen Befreiungskapmf und seine Folgen!

Wenn Rußland in seinem Feldzuge von 1829 den Beistand des Fürsten Milosch gegen die Türken verschmähte, die Erhebung der Donauvölker nicht begünstigte und mit dem Protectorat der Donaufürstenthümer und Serbiens sich begnügte, so geschah dies nicht blos im Bewußtsein seiner Uebermacht gegen den schwachen Sultan, die solcher Hülfe nicht bedurfte, sondern auch um die politische Wichtigkeit, die staatliche Selbstständigkeit und die militairische Stärke Serbiens nicht zu vermehren. Rußland hat in der orientalischen Frage ein sehr bestimmtes System, das es bis jetzt mit ebenso rühmlicher Consequenz, als wunderbarem Erfolge geführt hat. Die christlichen Donauprovinzen der Pforte sollen sich weder unter das Schutzpanner Oesterreichs stellen, noch darf in ihnen ein staatlicher Embryo zum kräftigen Leben erwachen, welcher den Kern einer südslavischen Völkerunion bilden und zu einem nationalen Gemeinwesen den Grund legen könnte, das dem künftigen Herrscher Rußlands in diesen Gegenden im Weg stünde. Auch gut türkisch sollen die Völker nicht gesinnt sein, zur Verjüngung und Erstarkung des gebrechlichen Osmanenstaates mittelst christlicher Elemente nicht mitwirken, keinem osmanischen Neubau durch

Versöhnung und Gleichberechtigung der Christen und Moslims soliden Kitt zuführen. Rußland nimmt an der türkischen Donau ausschließlich für sich die ganze Zukunft in Anspruch, will allein Erbe des Sultans werden ohne Theilnehmer, ohne Concurrenten. Auf diese Bedingung hin will es freilich gemäßigt sein, will seine Eroberungen und Erfolge nicht übereilen, sondern seine Parteigänger und die Thorheiten seiner Rivalen und Gegner für sich arbeiten lassen, bis die gereifte Frucht ihm von selber in den Schoos fällt. Oesterreich aber soll seiner östlichen Aufgabe entsagen, soll vergessen, daß es einst an der türkischen Donau die erste Rolle gespielt, daß es Belgrad und die Wallachei besessen. Es soll sich in Entsagung üben und Geduld lernen, bis der russische Doppeladler in eigener Person geflogen kommt, um auf derselben Belgrader Citadelle, wo im vergangenen Jahrhundert Eugens Heldenarm die Farben Austria's pflanzte, seinen Horst zu bauen und dem Adler am andern Ufer gegenüber triumphirend seine kräftigeren Klauen zu zeigen, die so viel geschickter im Greifen sind.

Das Metternichsche System sowohl in der östlichen Politik, als überhaupt, wurde von seinen staatsmännischen Gegnern weniger seines Inhalts, als seiner Inhaltlosigkeit wegen verurtheilt. Schärfer und richtiger als Herr Thiers in jener berühmten parlamentarischen Rede vom 22. Januar 1846 über die orientalische Frage hat die Feder eines geistvollen norddeutschen Diplomaten dieses System in seiner dürftigen Blöße gezeigt. Wie hoch auch die Verehrer und Anhänger des Fürsten Metternich dessen politische Weisheit erhoben, immer schien sich doch deren Geheimlehre auf die Formel zu reduciren: Oesterreich kann für organische Staatenentwickelung, für verfassungsmäßige Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, also soll in der ganzen übrigen Welt auch nichts gethan werden.

Oesterreich kann die Autorität über seine Völker nicht als organische, staatsbildende, sondern nur als simple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, also muß sie auch in der übrigen Welt nur in diesem Sinne gefaßt, nur in diesem Sinne erhalten werden. „Jede alte Autorität als solche, selbst den Halbmond wider das Kreuz müssen wir schützen, damit keine neue sich bilde, deren Consequenzen uns sprengen würden.“

Andere blinde Anhänger des Metternichschen Systems, von denen Viele schon aus sybaritischer Genußsucht, wie Friedrich Genz, oder in Ermanglung jeglichen Verständnisses des gebieterischen Ernstes der Zeit, sowie jeglicher Sehergabe in die bewegte Zukunft dem bequemen Stabilitätsprincip huldigten, glaubten in dessen Politik nach Osten, wie nach Westen die feinsten Fäden, die tiefsten Motive zu erkennen, haben aber nie vermocht, uns von der profunden Weisheit des Systems eine bestimmte, genügende Erklärung zu geben. Die, welche in der seltsamen Zurückhaltung und Sprödigkeit des Wiener Cabinets im Osten das Resultat einer tiefen staatsmännischen Combination zu erkennen vermeinten, ignoriren wohl, welchen Antheil die Grillen und die Schwäche des Alters, der Hang nach Ruhe, die Befriedigung mit den halbvermoderten diplomatischen Lorbeeren von 1815 und besonders die Furcht vor der französischen Demokratie an diesem System der Unthätigkeit, des Geschehenlassens hatten. Wenige dachten an das treffende Wort eines erhabenen Denkers, daß je gemeiner und je alltäglicher die Gründe sind, die wir im Allgemeinen den wichtigsten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, desto näher wir der Wahrheit sind, desto seltener wir uns täuschen.

Solange die östliche Gefahr noch ferne stand, solange das gewaltige Uebergewicht Rußlands wieder sichtbar war und Oester-

reich bei dieser Politik des uneigennützigen Entsagens doch einer scheinbar soliden und dauerhaften Ruhe genoß, mochte es erklärbar sein, daß Viele wirklich in tiefer Ueberzeugung die seltsame Ansicht theilten, Oesterreich bei seiner künstlichen Zusammensetzung könne nichts als den trägen Schwerpunkt Europa's bilden und müsse sich der activen Politik nach Außen möglichst entschlagen. Aber dieses System politischer Dürre und Leere hatte weder nach Außen, noch im Innern die segensreichen Erfolge, an welche nur jene eine Zeit lang glaubten, die gegen die alte Warnung den Tag vor dem Abend zu loben pflegen. Sie hat nicht die Ausdehnung Rußlands nach einer Seite hin gehemmt, wo Oesterreichs nächste materielle Interessen, sein mercantilischer Verkehr, die Ausfuhr seiner Industrie wesentlich gefährdet wurden; sie hat weder die russische Besetzung der Donaumündungen, noch die ausschließliche Beherrschung des schwarzen Meeres durch Rußland, noch dessen überwiegenden Einfluß in Serbien, noch das fortschreitende Siechthum der Türkei zu hindern vermocht. Im Innern aber hat diese faule Ruhe weit traurigere Früchte getragen.

Indem man versäumte, den Völkern nach Außen hin einen thätigen Impuls zu geben, der Colonisation, dem Handel und blühenden Verkehr jene großartige Fernsicht durch die Thore der Levante zu zeigen, indem man jene Sehnsucht der Völker nach Ruhm und Thaten, welche mit den siegreichen Befreiungskriegen von 1813 und 1814 so mächtig erregt worden, nicht nach einer Seite hin lenkte, wo sie die wichtigsten Interessen Oesterreichs schirmen und verfechten und seine militairische Kraft in steter Uebung und Frische erhalten konnten, indem man den traurigen Versuch vorzog, jene edlen Gefühle wieder in Schlaf zu lullen, und eine zahlreiche Polizei statt eines starken siegreichen Heeres zum Schirmvogt der staatlichen Sicherheit zu bestellen, da keim-

ten die innern Gefahren und es entstanden jene unheilvollen einseitigen Nationalitätsbestrebungen mit ihren Trennungs- und Selbstständigkeitsgelüsten, welche tief im Mark des österreichischen Staatsbaues wühlten. Da man im Innern keine öffentliche Besprechung der Verhältnisse zuließ, keine politische Opposition duldete, so bildete sich die nationale Opposition aus, welche in einem gemischten Staate die gefährlichste ist. Man scheute sich nach Außen hin mit einem System der Kraft und der That aufzutreten, man wollte im Osten nicht Mitbewerber um die Prämie herrenlos gewordener Länder sein, nicht die Phantasie der Völker dort beschäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Jenes glühende Element, das in Tagen der Verlegenheit so sehr genützt hatte, sollte erstickt werden, als man seiner nicht mehr bedurfte, aber es glimmte doch in der Stille fort und nahm nur eine fatalere Richtung. Das mit Unrecht als glücklich gepriesene Stillleben der österreichischen Regierungsperiode, welche den Befreiungskriegen folgte, hat jene bösen Dünste erzeugt, die später als Sturmwolken der Revolution über unsern Köpfen brausten, und die alte Lehre bestätigt, daß apathische Ruhe in den öffentlichen Zuständen dem Staate nimmer zum Segen gereicht, vielmehr unsichtbar den Kern desselben hohl frißt, bis das heimlich gezeugte Unheil in allgemein offenem Verderben ausbricht. Wo Staatsmänner in hartnäckiger Verblendung den zeitgemäßen Reformen im Innern wie der nothwendigen Kraftentwickelung nach Außen Raum zu geben versäumen, da werden die Nachfolger stets genöthigt sein, in Sprüngen das nachzuholen, was früher durch ein mäßiges Vorwärtsschreiten mit so viel weniger Anstrengung zu erreichen war.

Salust sagt irgendwo: daß Staaten und Regierungen sich nur durch dieselben Mittel erhalten können, durch die sie entstanden sind, und die Wahrheit dieses Ausspruchs haben die

Staatengeschichten der späteren Jahrhunderte nicht verneint. Der östliche Ländercomplex Oesterreichs bildete sich und erstarkte durch die politische Nothwendigkeit, einem übermüthigen und eroberungssüchtigen Nachbarn eine starke kriegerische Fronte zuzukehren. Alle Racen, alle Völker schaarten sich daher unter das Panier des deutschen Kaisers zur Abwehr der gemeinschaftlichen Gefahr. Aber auch nach der Demüthigung des Halbmondes bedurfte Oesterreich gleich wie Rußland einer energischen Leitung seiner Angelegenheiten im Osten, um die rohen Kräfte seiner Völker zu beschäftigen, sie in Disciplin und Einigkeit zu erhalten. Jene trübsten Blätter der Geschichte Oesterreichs von 1848 und 1849, wo seine Völker an der Theiß und an der Donau sich gegenseitig würgten, würden nicht als finstere Gespenster in Gegenwart und Zukunft schauen, hätte man das ritterliche Blut der Magyaren und den Streitmuth der Südslaven wie vormals in Thätigkeit erhalten, bei den oft wiederholten östlichen Krisen sie berufen, die Macht und die Interessen des Kaiserstaates dort wie früher zu verfechten. Die Ungarn waren ein ziemlich treues Volk, solange in den Türkenkriegen und anderwärts ihrem feurigen Thatendrang Raum gegönnt war, frühere partielle Aufstände des Adels hatten beim Volke geringen Anklang. Die dreiunddreißigjährige träge Ruhe, die absolute Unthätigkeit im Osten brachten die Ideen und umstürzenden Tendenzen des Westens in diese Provinzen, erzeugten die Unabhängigkeitsgelüste, das Völkergezänke, den Sprachenstreit und die Eifersucht der Nationalitäten, aus welcher Drachensaat die Furien des Bürgerkrieges hervorgingen.

Die Russen rühmen sich bekanntlich ihrer historischen Bestimmung: „qu'ils sont chargés de traduire la civilisation européenne aux Asiatiques." Oesterreich aber hat so gut wie Rußland nach zwei entgegengesetzten Himmelsstrichen eine solche doppelte Aufgabe zu erfüllen. Gegen den Westen ist

seine Stellung naturgemäß conservativer und abwehrender Art. Es widersteht jenen westlichen Doctrinen, die wenigstens nicht in ganzer Ausdehnung für Völker passen, welche auf der Scala der Cultur noch eine ziemlich tiefe Stelle einnehmen. Aber Oesterreich mußte dem Westen die Fortschritte der Wissenschaft, die Erfindungen der Technik, die organisirende Kraft, das Genie der Civilisation entlehnen. Noch mehr als seine geographische Lage beruft Oesterreich seine deutsche Bildung und Tüchtigkeit zur Rolle des Völkerführers an der östlichen Donau. Im Westen dem conservativen System huldigend ist seine Aufgabe nach dem Orient entschieden eine progressive. Dort soll es Propaganda machen für abendländische Cultur und Gesittung. Nur wenn es letztere Aufgabe zugleich erfüllt, genügt Oesterreich seiner historischen Mission und überzeugt die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz und Macht eines aus so verschiedenen Nationalitäten gemischten Staates. Zugleich würde Oesterreich in der unentnervten Kraft, in der Disciplin und dem streitbaren Sinn seiner östlichen Völkerstämme die Mittel der Verjüngung und des Widerstandes gegen westliche Stürme finden, gleich jenem Riesen Antäus, welcher durch Berührung der Muttererde unversiegbare Stärke schöpfte.

Ein Verkennen dieser Doppelaufgabe Oesterreichs aber wird sich immer durch Verbreitung innerer Fäulniß rächen. Nicht ungestraft entzieht man sich einer Mission, welche Natur und Bedürfniß auferlegen. Eine tiefe Wahrheit enthält die Behauptung jenes scharfsinnigen Geschichtsforschers, daß es eine innere Nothwendigkeit, ein unwiderstehliches Gesetz sei, welche den civilisirteren Menschen aus seinem väterlichen Boden in die minder cultivirten Länder hinaustreibt, um sie bald erobernd und verheerend, bald belehrend und bildend zu zwingen, an seinen Vorzügen Theil zu nehmen. Denn die Gesittung sei ihrer Natur nach

erobernd, sie vernichte, was ihr entgegenstrebt und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis alle mit ihr im Gegensatz stehenden Elemente auf dem Erdboden verschlungen sind.

In der klaren Erkenntniß, in der beharrlichen Durchführung dieser zweifachen Bestimmung besteht das Geheimniß der Stärke wie des Einflusses, welchen Rußland gleichmäßig nach Europa, wie nach Asien hin behauptet. Rußland hat unter seinem Scepter noch weit mehr verschiedenartige Völker zusammenzuhalten, welche zum größern Theil mit innerstem Widerwillen dem Commandoruf von der Newa gehorchen. Diese innern Verlegenheiten haben das Petersburger Cabinet nie abgehalten, nach Außen hin stark und unternehmend zu sein. Trotz seiner Polen, trotz seiner Kleinrussen, Finnen, Tartaren und Kaukasier hat es jede Gelegenheit benützt, Einfluß und Territorium nach Süden und Osten hin zu erweitern. Selbst jenes Uebel, welches Kaiser Nicolaus als das größte „fléau de la Russie“ bezeichnete: die übergroße räumliche Ausdehnung bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung hat Rußland nicht gehindert, rastlos vorwärts zu schreiten und die Völker des Orients zu zwingen, sich unter seiner Macht zu beugen und an seinen Culturzuständen Theil zu nehmen. Weit entfernt durch diese Völkermehrung an innerer Kraft zu verlieren hat es vielmehr stets neue Elemente innerer und äußerer Stärke aus ihnen zu wecken gewußt.

Rußland hat einen großen Theil des asiatischen Handels an sich gerissen, seine Industrie nährt und erhält sich durch die Ausfuhr nach den neuerworbenen Provinzen, die trockenen Steppenländer im Süden wurden angebaut und bevölkert, seitdem ihnen Rußland durch Besitznahme der Nordufer des schwarzen Meeres die Mittel zu einer großartigen Exportation gegeben. Im Pontus entstanden seine Flotten, in den Flächen der Ukraine, am Don und Kuban seine Militaircolonien, seine Reiterheere, de-

ren unerschöpfliche Masse und kriegerischer Charakter Rußlands militairische Macht verdoppelten und ihm 1812 die Kraft gaben, die Invasion von ganz Europa siegreich zurückzuschlagen. Indem es die Völkerschaften Kleinrußlands militairisch organisirte, in oft wiederholten Kämpfen gegen Türken, Perser, Tartaren und Kaukasusvölker ihren Muth, ihre Disciplin und Ausdauer stählte, wurde Rußland die erste Militairmacht der Welt. Ohne diesen Ländererwerb und die oft wiederholten östlichen Waffengänge wäre es der russischen Regierung nimmer gelungen, jene turbulenten Steppenländer, die für Rußland früher eine Quelle der Schwäche und Verlegenheit waren, an Ordnung, Arbeit und Disciplin zu gewöhnen, welche jedem Anfang von Cultur, allen besseren und freieren Zuständen vorausgehen müssen.

Im Abendlande hat man sich oft verwundert, wenn man gelesen, daß die nomadisirenden Stämme der Nogaier, daß die Kalmükenhorden durch einen Ukas gezwungen wurden still zu stehen, sich Dörfer und fixe Wohnsitze zu bauen, daß der vagabundirende Zigeuner aus seiner Höhle gejagt und gezwungen wurde, seinen Bart zu scheeren, am Pfluge zu gehen oder die Matrosenjacke zu tragen, daß der Jude sich ukasmäßig kleiden mußte, wie andere Leute, daß der krimsche Tartar durch russische Kartoffelinspectoren zum Kartoffelbau gezwungen wurde u. s. w. Das Mittel war ein widerwärtiges, gewaltsames, aber bei dem Charakter und dem Culturzustand jener Völker schnell wirksam, wie der Erfolg lehrte. Denn die Nogaier wurden aus wilden Roßdieben friedliche Bauern, der Zigeuner ward menschenähnlicher, der Jude kleidete sich wie andere honette Leute, dem Tartaren schmeckten am Ende die Kartoffeln.

Wie wenig beneidenswerth auch das Schicksal der Völker ist, die unter russischem Scepter leben, wie strenge wir das russische Verfahren in Polen und in den Ostseeprovinzen verdammen:

fassen wir den russischen Staat in seiner ganzen Erscheinung und besonders in der großartigen Vollführung seiner östlichen Mission auf, so mildern wir doch einigermaßen unser Verdammungsurtheil gegen so vieles Häßliche in den innern russischen Zuständen. Fühlt die heutige Generation im Orient auch mehr den Druck als den Segen dieser russischen Zwangscultur, die folgenden Geschlechter werden immerhin auch deren Wohlthaten genießen. Das eben unterscheidet den russischen Despotismus im Orient von dem Nachbardespotismus der Paschas und Sardaren, daß er eben so sehr die Kunst des Schaffens, als des Zerstörens versteht, daß er doch mehr aufbaut als zertrümmert. Ein vergleichender Blick auf den heutigen Zustand der Länder am Pontus und Caspiasee, in deren Besitz sich Rußland und die Moslemischen Nachbarstaaten theilen, reicht hin, diese Wahrheit anschaulich zu machen.

Der russische Halbring an diesen Binnenmeeren ist von Natur der minder begünstigte. Der Großherr besitzt am kolchischen Küstensaum, der Schah in Gilan und Masenderan Provinzen von paradiesischer Fruchtbarkeit. Aber Städte und Dörfer fallen in Ruinen, die Bevölkerung schwindet und verarmt. Eine gewisse Irregularität in dem türkischen und persischen Despotismus vermehrt dessen Druck, verdoppelt seinen Fluch. Rußland hat in seinen großentheils sterilen pontischen und caspischen Küstengegenden Städte, Häfen, Landstraßen gebaut, und wie sehr auch die Ukase als starre Formeln russischer Willkür mit dem lästigen Gefolge ihrer quälenden Formalitäten und im Geleite von unglaublicher Beamtencorruption einem noch kräftigern Aufblühen dieser Gegenden, wie sie im Genusse gesetzlicher Freiheit kommen müßte, im Wege stehen, so ist es nichts destoweniger Thatsache, daß alljährlich die Bevölkerung der neuen südrussischen Städte und deren Wohlstand zunimmt, daß unaufhörlich neue

Ortschaften, neue Ansiedlungen in früher unbewohnten Steppenwildnissen entstehen, daß die Bodencultur und mit ihr Handel und Industrie in stetem Fortschreiten begriffen ist und daß die Regierung dabei immer noch hinreichende Summen erübrigt, um Festungen, Docks und Kriegshäfen zu bauen und von der Sulinamündung bis zu den Eisgipfeln Armeniens, vom finnischen Meerbusen bis zum sandigen Strande von Baku, wo die dem Erdboden entströmenden ewigen Gasflammen heute als die Wachtfeuer der russischen Avantgarde leuchten, ihre Heere und Flotten schlagfertig zu halten.

Wer durch die Ereignisse der letzten Jahre nicht überzeugt worden, daß eine starke, ruhmgekrönte Führung der auswärtigen Angelegenheiten weit eher geeignet sei, innere Schwierigkeiten auszugleichen, als eine Politik der Schwäche und des faulen Friedens, für den hat die Geschichte aufgehört eine Leuchte zu sein. Rußland hat trotz seinem Vorwärtsschreiten im Orient, trotz seinen Triumphen über Schah und Sultan, trotz der scharfen Bewachung Polens und des Kaukasus eine Armee von 190,000 Mann, zum großen Theil aus Kriegern seiner eroberten Steppenländer bestehend, dem benachbarten Kaiserstaat, den ein dreiunddreißigjähriger Friede mehr erschlaffte als erstarkte, zur Bekämpfung seiner insurgirten Völker zu Hülfe senden können. Eben weil Rußland jene dreiunddreißig Jahre auf andere Weise genützt, nicht in fauler Ruhe sich einwiegte, nicht so blöde uneigennützig war, um das Patronat herrenlos gewordener Länder, die Oesterreich früher selbst besessen, zurückzustoßen, eben deshalb konnte Rußland den Triumph erleben, daß ein russischer Feldherr von einem österreichischen Kronland sprechend zu einem russischen Kaiser sagen konnte: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät!“

II.

Denkwürdigkeiten vom Bosporus. Konstantinopel. Der Kef. Pera. Sultan Abdul-Meschid. Die Ulema. Der Großfürst Konstantin. Die Derwische von einer neuen Seite. Die Kleiderreform und ihre Bedeutung. Türkische Frauen. Die Sultanin Walide. Charakterzüge des Sultans. Geschichtliche Rückblicke. Die praktischen Resultate der Reform. Türkische Große. Riza und Reschid Pascha. Omer Pascha. Die Stellung der europäischen Diplomaten von einst und jetzt. Sir Stratford Canning und Graf v. Stürmer.

„Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechts hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopolis; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen weltbeseligenden Christenthums. Solange unser Geschlecht die Erde bewohnt, wird es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan bleiben. Wer in Konstantinopel mit Kraft regiert, dem wird die Welt gehorchen. Hier ist die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europa's Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben!“

Als ein geistreicher Kenner des alten und modernen Byzanz diese Bedeutung von Konstantinopolis in fast prophetischer Weise hervorhob, hatte man in Europa noch Lust und Weile,

sich mit orientalischen Dingen zu befassen. Das türkische Reich und die Krise, in welches sein bevorstehender Fall alle Großmächte stürzen könnte, waren stereotype Leitartikel der politischen Zeitungen. Vom Bosporus her glaubte man sie langsamen, aber unaufhaltbaren Trittes kommen zu sehen jene Weltkatastrophe, welche nach dreißig Friedensjahren Europa's Völker wieder auf gemeinsame Tummelplätze der Schlachten führen sollte.

Im germanischen Mittelpunkt Europa's sah das staatliche Hauswesen damals so festgebaut, so wohl geordnet, so ruhelullend aus, daß man überall nur Speculanten à la hausse fand und jene Hellseher, die unter der starren Kruste die unterirdischglühenden Kräfte erkannten und nahe Eruptionen weissagten, als Träumer, als Pessimisten verlachte. Selbst jene politischen Sturmvögel und irrenden Lanzknechte aller Revolutionen, die Emigranten Polens hatten sich an den Gedanken gewöhnt, daß vom Occident her kein ihre Pläne und Absichten förderndes Ereigniß so bald zu erwarten sei. „Westliche Erschütterungen, sagt ein der polnischen Sache besonders ergebener Schriftsteller, welche die Polen in den Stand setzen werden, das Verlorne nachzuholen, werden nicht mehr kommen. Aber Polen wartet auf große östliche Ereignisse.“

Während es in Frankreich unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp, dem Viele erst seit seinem Falle Gerechtigkeit widerfahren lassen, liberal, aber für lärmende Freiheitsmänner zu regelmäßig-constitutionell und für Franzosen zu politisch-hausbacken, zu langweilig herging, herrschte in Oesterreich ein politischer Schlaf, der nur betäubte, nicht stärkte noch erfrischte. In Preußen aber war nicht einmal jene erste liberale Abschlagszahlung von 1847 für die Schulden des Thrones von 1813 und 1814 gemacht, welche später die Gläubiger d. h. die Nation so wenig befriedigte. England im Genusse eines auf historischem Boden

entstandenen, durch Brauch und Erfahrung geregelten parlamentarischen Lebens weckte eine Reihe solider Reformen, um welche das glückliche Inselland, das den vollen Sonnenschein der Freiheit ohne Stürme und Gewitter hat, von den Völkern des europäischen Festlandes mit Grund beneidet wird.

Damals also herrschte in Europa ein lebhaftes Interesse für das Morgenland, und die Schaaren der Touristen, des häuslichen Stilllebens überdrüssig, steuerten nach den Donaumündungen oder Dardanellen. Die meisten hatten wohl keinen andern Zweck ihres bosporischen Pilgerganges, als die Befriedigung ihrer Schaulust, den Wunsch eigenäugig jene höchsten malerischen Reize zu bewundern, welche die Hand Gottes und des Menschen auf eine einzige glückliche Stelle, den Berührungspunkt zweier Meere und zweier Welttheile freigebiger ausgestreut hat, als auf irgend einem andern Fleck der bekannten Oberfläche unseres Planeten. Vom europäischen Galatathurm, vom asiatischen Bulgurlu, von den Platanen- und Cypressenhügeln Ejubs herab weideten schaulustige Touristen die entzückten Augen an den ewigen Herrlichkeiten von Europa's und Asia's Grenzgestaden.

Andere Wallfahrer, in denen der Natur- und Landschaftssinn minder ausgeprägt war, beschauten sich mit mehr Vorliebe und Neugierde den byzantinischen Wunderbau der Aja Sophia so prächtig selbst in ihrer türkischen Verstümmelung, die Goldmosaik der kühnen Kuppelwölbung, die Säulen von Porphyr und Granit, die einst die schönsten Denkmale der Hellenen zierten. Manche westliche Touristen zog noch mehr das Studium des morgenländischen Volkslebens an, und der Bazar, der Sclavinnenmarkt, die alten Theriakbuden an der Solimanieh, der Beiramzug und die Derwischtänze wurden von ihnen eifriger heimgesucht, als die Wunder der Natur und Kunst. Manche auch

haben in den Holzpalästen von Pera und Bujukdereh ausschließlich diplomatische Wissenschaft und hohe Politik studirt.

Schwerlich kann man von irgend einem orientalischen Reisecandidaten sagen, daß ihm seine Specialität gefehlt habe, nicht einmal von jenen, welche übersättigt von abendländischer Langweile auf einmal die morgenländische kosten und statt daheim in schlechter Oper oder blasirtem Salon zu gähnen, auf türkisch-byzantinische Manier unter dem Platanenschatten der sieben Hügel Scherbet schlürfend oder aromatische Tschibukwolken blasend, den Genuß des Kef kennen lernen wollten.

Der Kef ist das träumerische Nichtsthun des Orientalen, das etwas ganz anderes ist, als eine deutsche Langweile beim Verdauungsgähnen und weit genußreicher selbst als das berühmte dolce far niente des Italieners. Zum Vollgenuß dieses süßen Nichtsthuns hat Italien wohl die verklärte Himmelsbläue und ihren wohligen Hauch, nicht aber das zauberische Bild und das rauschende Leben eines Chrysokeras von Byzanz. Wo fände man aber auch anderswo diese türkischen Platanenkaffeehäuschen, die vielen Mokkaschlürfer und Nargilehdampfer, die, ohne sich den Kopf mit deutscher Philosophie oder occidentalischer Literatur zu zerbrechen, ohne irgend einen bestimmten Gedanken so sorglos und selig herabträumen auf jenes Wunderbild zu ihren Füßen, das dem „Beinbrecher" Osman, dem Ahnherr Abdul-Meschids, am Vorabend seiner Hochzeit mit der schönen Schaichtochter als unvergleichliches Glanzbild im Schlafe vorschwebte, lange bevor es seine Nachkommen sahen und beherrschten!

Man versichert, daß in mancher ehrbaren und arbeitsamen Philisterstadt Deutschlands das complete Nichtsthun die ärgste aller ersinnlichen Qualen wäre. In Rom oder Florenz schlendert sich's schon angenehmer In Napoli könnte man den schweigenden Camaldolenser oder den auf dem Bauche ruhenden Lazarone

um den Genuß poetischer Ruhe beneiden. Aber das eigentliche Mysterium des Kefgenusses wird erst in der konstantinischen Kaiserstadt offenbar, bei deren Anblick Prokesch den römischen Imperatoren die Uebersiedlung nach dem Orient verzieh, obwohl sie damit den Grund zum Verderben eines so ruhmvollen Weltreiches gelegt. „Sieh Napoli und stirb!“ heißt der bekannte italienische Lobspruch. „Sieh Stambul und du sollst nimmer des Augenzaubers los werden!“ hat ein moderner Byzantiner als Gegenspruch gesagt.

Erschrecke nicht geehrter Leser und befürchte von mir keine neue umgearbeitete Auflage all' der gedruckten Beschreibungen Konstantinopels, die wir aus männlichen wie weiblichen Federn von den Tagen der Lady Montague bis auf Frau Ida Pfeiffer die Weitgereiste und Frau Ida Hahn-Hahn die Frommgewordene in freigebigster Fülle empfingen. All' jene Merkwürdigkeiten und Accidentien der Siebenhügelstadt, z. B. der Leanderthurm, welchem die Ignoranz eines Reisenden zu diesem falschen Namen verholfen, die zaubrischen Prinzeninseln, die Cypressenfriedhöfe, wo die Todten ruhen und die Liebenden klagen, sogar die Taubenmoschee und Scutari's brüllende Derwische lassen wir mit all' den vielgeschilderten Curiositäten möglichst in Ruhe, obwohl ein scharfes Auge, ein fraglustiger Mund und ein feiner Pinsel, wie wir solche bei dem Bremer Kohl vereinigt finden, den vielbeschriebenen Gegenständen wohl noch manche neue Seite abzugewinnen wüßten.

Auch von Stambuls Antiquitäten und alten Geschichten will ich schweigen und es Andern überlassen, von den wunderschönen Säulen des Dianatempels zu Ephesus, von den Porphyrsäulen des Baalbeker Sonnentempels, welche Aurelianus geraubt, überhaupt von der Steinpracht, die von den schönsten Monumenten der Griechen nach Konstantinopel zum Schmuck der Sofienkirche

wanderte, einen neuen descriptiven Versuch zu wagen oder nochmals von den vier und zwanzig Belagerungen und sechs Erstürmungen zu erzählen, welche diese Stadt des Unglücks und der Herrlichkeit von den Tagen des Alcibiades bis auf Mohamed II. auszuhalten hatte. Wie grausig hier die Türken und ihr blutlechzender Padischa gehaust, weiß selbst im ignoranten Pera wohl jeder Schulknabe auswendig. Fast noch populärer ist die Kunde von den Lateinergräueln unter Balduin und Dandolo. Von den frommen christlichen Kreuzfahrern, welche die edelsten Kunstdenkmale der Griechen mit roher Wuth zerschlugen, vor deren Vandalenfaust selbst das Wunder der erzbildenden Kunst, jene Helena mit den fliegenden Haaren und den lächelnden Lippen „deren Gestalt Liebe athmete und einflößte" keine Schonung fand, von jenen begeisterten occidentalisch-christlichen Rittern, welche ihre orientalisch-christlichen Mitbrüder von Byzanz mit allen erdenklichen Gräueln von Mord und Zerstörung beglückten, hätte selbst der wilde Seldschuken-Häuptling Mohamed noch Lectionen nehmen können im Vandalismus, in entmenschter Barbarei.

Bei einem flüchtigen Blick auf die trümmerhaften Mauerzinnen von Konstantinopolis mit ihren eingemauerten Säulenknäufen und Altären, die, wie Hammer sagt, „unwiderstehliches Zeugniß ablegen vom Alter des Baues, wie von der Barbarei der Erbauer," schleichen solche Reminiscenzen fast wider Willen des Schreibers in die Feder. Doch verscheuchen wir die vergangenen Zeiten mit ihren mehr elegischen, als frohen Erinnerungen. Wenden wir uns zur Gegenwart und zu ihren milderen Erscheinungen, von den rauhen lateinischen Rittern und vom wilden Sultan Mohamed zu Pera's glatten Diplomaten und zum sanften Abdul-Meschid, von denen Interessanteres zu berichten ist, als von Theriakbuden und Derwischen. Zwar

von Pera weiß Jedermann, daß es eine der lebenvollsten Vorstädte Konstantinopels ist, eigentlich mit Galata eine große Stadt für sich bildend, gleichsam das christliche Konstantinopel dem mahomedanischen gegenüber. Das letztere ist das große winkelige, engstraßige, labyrinthartig gebaute eigentlich türkische Stambul und von Pera, Galata und dem Fanar völlig getrennt durch den berühmten Hafen Chrysokeras oder das goldene Horn — von den Alten so genannt wegen seines Reichthums an Schiffen. Wie ein majestätischer Strom zieht sich derselbe mitten durch das herrliche Konstantinopel, die Wasserscheide zwischen Franken und Türken bildend, empfängt an der einen Seite den Zufluß der „süßen Wasser" und mündet an der entgegengesetzten Seite breit und stattlich in den Bosporus. Galata und Pera halten sich für so besondere Städte, daß man dort seinen Bekannten sagt, man gehe nach Konstantinopel, wenn man das goldene Horn durchschifft, um dem Bazar oder dem Hippodrom einen Besuch zu machen.

Pera mit seinen Buden, Garküchen, Kirchen, Kaffeehäusern und Gesandtschaftshotels krönt die Höhe eines der sieben Hügel des Chrysokeras und zieht sich von da amphitheatralisch an dem steilen Abhang hinab, dessen tiefern Theil die Vorstadt Galata mit ihrer fast ausschließlich mercantilischen und industriellen Bevölkerung einnimmt. Daß Pera aus leichten zierlich gebauten Holzhäusern besteht, unter welchen nur hie und da inselartig einige Steingebäude auftreten, daß diese Vorstadt alle fünfzehn bis zwanzig Jahre einmal von einem großen Brande niedergemäht wird, um alsbald phönixartig, aber eben so brennbar-hölzern wieder zu erstehen, weiß jeder Leser. Ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß mitten unter den geräuschvollen Quartieren der Lebenden die stillen Wohnsitze der Todten ohne Ringmauerhülle eingestreut liegen, schöne liebliche Friedhöfe voll

immergrüner trauernder Cypressen und seltsamer Steinfiguren. So werden die Peroten inmitten der Augenwonne, die sie auf ihrer Terrassenhöhe genießen, auch an das Ende aller irdischen Herrlichkeit erinnert. Die unheimliche Gegenwart so vieler Gräber inmitten des bosporischen Paradieses hat besonders französischen Reisebeschreibern Stoff gegeben, ihre Federn in erhabener Rhetorik zu üben.

Daß Pera außer seinen Hauptstraßen, die es seiner größten Länge nach durchschneiden, fast nur winkelige, düstere Gäßchen hat, welche nebst einer genügenden Masse von Schutt, Koth und Aesern auch eine Unmasse von schakalartigen halbwilden Hunden beherbergt, deren bissiger Zahn bei Tage die Waden der Vorübergehenden bedroht, während bei Nacht freche Ratten aus allen Löchern kriechend sich ein Stelldichein auf offener Gasse geben und dem heimgehenden Laternenträger über die Füße laufen, daß Pera außerdem die Residenz der geschicktesten Barbiere, der drehenden Derwische und der gewiegtesten Diplomaten ist, welch' letztere im politischen Barbieren und Drehen hier die wahren Lehrbuden bewohnen — dergleichen perotische Zustände müssen wir gleichfalls den meisten Lesern als bekannt voraussetzen und verweisen in Betreff der Einzelnheiten auf deutsche, englische und französische Reisebeschreibungen. Mit Uebergehung petrographischer und zoologischer Curiositäten beginnen wir sogleich mit der Anthropologie der türkisch-byzantinischen Kaiserstadt.

Gleich am ersten Tage meines Aufenthalts in Konstantinopel hatte ich das Glück, Sr. Hoheit dem Sultan zu begegnen, so wie ich am ersten Tage meines Besuches in Rom in gleicher Weise vom Zufall begünstigt Seine Heiligkeit den Papst gesehen. Es war ein Freitag, wo der Großherr seine Andacht in einer der Hauptmoscheen Stambuls zu verrichten pflegt. Als ich mit dem griechischen Fremdenführer über den At-meidan spazirte, bemerk-

ten wir zahlreich harrende Volksgruppen in den Höfen und vor den Pforten der großen Achmet-Moschee. Türkische Weiber in weißer Kopfhülle, Mousselinehosen und gelben Pantoffeln, die auf den Treppenstufen oder an der Hofmauer kauerten, waren darunter in beträchtlicher Mehrzahl. Schaulust und Neugierde sind auch in der Türkei vorherrschender beim schönen Geschlecht, als bei dem starken. Auch sind sie mächtiger als das Gebot weiblicher Zurückgezogenheit und als die männliche Eifersucht, denen sie gleichsam zum Trotze Befriedigung suchen.

Im Moscheenhofe erblickten wir über zwanzig Pferde, worunter ein schlanker, prachtvoll gezäumter arabischer Silberschimmel von ebenso anmuthiger Haltung als mildem Temperament, denn er stand sehr geduldig unter der Hand des schwarzen Jokey, ohne zu schnauben oder zu bäumen. Dieses zierlich sanfte Thier war eines von den Lieblingsrossen Abdul-Meschids. Als die Moscheenthüre sich endlich öffnete, wurde das Roß dicht an die unterste Stufe geführt. Ein schlanker türkischer Herr erschien unter der Pfortenwölbung und schritt in steifer Haltung etwas unsichern Trittes die Stufen hinab, wo ihm schwarze Sclaven in die Steigbügel und auf den Sattel halfen und der wohldressirte arabische Schimmel den schweigenden Herrscher durch die schweigenden Volksgruppen trug. Ehrfurchtsvoll wichen diese zurück, neigten das Haupt und legten die Hand auf die linke Brust.

Abdul-Meschid war damals zwanzig Jahre alt, sah aber bereits wie ein gereifter Dreißiger aus. Um die mandelförmig geschnittenen Augen, deren mildschöner Ausdruck von Manchen gerühmt worden ist, welche damals aber mehr trübe und hohl als sanft leuchtend aus den dunkelbläulichen Rändern blickten wie Nebelsterne aus einem höhenrauchigen Horizont, lagerten sich bereits einige Falten, ebenso um den Mundwinkel. Die

Wangen waren eingefallen, die Haut hing schlotterig vom ovalen Gesicht, das keineswegs stramm und gespannt war, wie es Fallmerayer später beschreibt. Der geistreiche Fragmentist mag mir verzeihen — seine Schilderung von der Gestalt und Physiognomie des jungen Sultans scheint mir etwas unter dem Nimbus seiner Serailaudienz, unter der beglückenden Wirkung geschrieben, welche der stumme aber gnädige Blick des audienzgebenden Türkenherrschers auf den vorgestellten deutschen Professor übte, dessen Brust später der Nischan d. h. türkische wohl verdiente Verdienstorden zieren sollte.

Vielleicht hat auch später mit der gebesserten Gesundheit die Gestalt des Sultans sich verschönert oder der Gesichtsschnitt sich so veredelt, wie ihn uns der geniale Fragmentist beschreibt. Möglich daß Dr. Spitzers Stahlpillen und Abmahnung von der allzueifrigen Haremsfrequenz im Bunde mit des Serailkochs Krafthühnerbrühen und Burgunderbädern dieses physische Wunder bewirkt, die gesunkene Nervenkraft wieder belebt, die Muskelfaser neugestärkt und Seiner Hoheit schlotterige Gesichtshaut so ausgespannt hat, wie sie der deutsche Gelehrte in der erwähnten Audienz mit selbsteigenen Augen gesehen. Hat doch Abdul-Meschid noch die schöne Jugend für sich, wo sich die Natur ja gerne bequemt, die arme Kunst der Aerzte zu unterstützen!

Damals aber sah der junge Sultan wie ein leibhaftiger Candidat des Hospitales, fast mitleiderregend aus und glich der Schilderung, welche uns der deutsche Bildhauer Streichenberg von ihm machte. Derselbe hat aber Sr. Hoheit jedenfalls näher und genauer betrachtet, als der Fragmentist, denn er war ja berufen, das Bildniß des Padischa in Elfenbein zu schnitzen. Herr Streichenberg war als Künstler nicht eben erbaut von dem magern Körper und der schlappen Gesichtshaut eines noch so jungen Fürsten. Er mußte, um nicht Mißfallen bei dem er-

habenen Besteller zu ernten, es jenem deutschen Sculptor gleichthun, welcher von seinem königlichen Mäcen beauftragt, dessen Hand und Bein für eine berühmte Tänzerin zu modelliren, sich statt der magern Realität die schwellende Idealität vom Bildner des Apoll von Belvedere als Muster entlehnte und dafür gebührendes Lob und Lohn empfing. Dem Bildhauer Streichenberg kam der großherrliche Körper ganz so wie mir vor, nemlich dürre, schlaff, engbrüstig und verwelkt. Noch zwei Jahre später, als ich den Sultan in der feierlichen Procession des Kurban-Beiram wieder erblickte, äußerte ein neben mir stehender Renegat: „Wenn ich der Sultan wäre und so wie er aussähe, ich würde mich nie öffentlich sehen lassen!"

Trotz seiner angenommenen steifen Haltung hatte Abdul-Meschid etwas vorzeitig Greisenhaftes; sein Gang war schwankend, sein Blick stier und gläsern. Er trug den gewöhnlichen blauen Schnürrock der Reform nach polnischem Schnitt, lange und enge rothe Unterhosen wie ein französischer Offizier und nach der in Stambul damals herrschenden Mode einen sehr hohen rothen Fäß auf dem Kopf, dessen voller blauseidener Busch nach allen Seiten regelmäßig herabfiel, der aber des diamantnen Schlosses und des Reiherbusches entbehrte, die der Großherr bei Feierlichkeiten zu tragen pflegt. Nur der Nischan blitzte unter dem Halse. Den arabischen Silberschimmel dirigirte er mit Leichtigkeit, wie es bei einem so vollständig dressirten und sanften Thiere auch ein schwacher Knabe könnte. Sein Auge blickte in gerader Linie starr über die beturbanten Köpfe oder weißen Hüllen der Volksgruppen hinweg, deren männlicher Theil die Hand aufs Herz legend sich ehrfurchtsvoll beugte, aber keinen Jubelschrei laut werden ließ, welcher in der Türkei ebenso wenig Brauch und Sitte ist, als der kaiserliche Gegengruß. Selbst das gnädige Lächeln, das heute abendländischen Herrschern bei öffent-

lichen Erscheinungen so geläufig ist, hat die ottomanische Hofetiquette noch nicht angenommen.

Der türkische Padischa ist noch heute unbeschränkter Autokrat in seinem Lande, sein Wille ist Gesetz, über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen hat er volle Gewalt. Nur die Serailetiquette ist noch mächtiger als der Sultan und selbst der kräftige Mahmud II., dessen Faust die Janitscharen niederschmetterte und den alttürkischen Fanatismus brach, hat an den Fesseln der Etiquette nicht ernstlich zu rütteln gewagt, höchstens nur den einen oder andern Ring dünner gefeilt.

Dicht hinter dem Großherrn ritt der Kißlar-Aga, der schwarze Eunuchengeneral, in der Stufenreihe osmanischen Hofranges stets der Nächste nach dem Padischa. Dieser hohe Hofbeamte war ein fetter Sudanneger, der sich in seiner Würde mit all' dem Aufgebot seiner schwarzen Gravität breit und wichtig machte. Dunkelfarbig wie er war der Gaul, auf dem er ritt. Dem Kißlar-Aga folgte ein bildschöner junger Türke, dessen dichter, rabenschwarzer Bart zu dem sehr weißen Teint contrastirte. Sein Gesichtsschnitt war orientalisch edel, das schöne Auge hatte einen sinnenden, fast träumerischen Ausdruck, der freilich etwas affectirt schien. Neben der trüben Gestalt des früh gealterten Sultans, neben der Affenfratze des Oberhaupts der Verschnittenen nahm sich die Figur dieses jungen Türken besonders vortheilhaft aus. Kein Wunder, wenn sie neben solcher Männerumgebung auch Sultaninnen wohl gefiel. Es war Riza Pascha, der damals allmächtige Serailgünstling, der Favorit der Walide oder Sultanmutter, einer in ihren vorgerückten dreißiger Jahren noch schönen und genußsüchtigen Cirkassierin.

Dieser schwarzbärtige Türke mit den feinen Zügen, dessen persönliche Bekanntschaft ich drei Jahre später auf eine ganz eigenthümliche Weise machte, dirigirte ganz allein die hohe

Politik im osmanischen Reich und der alte lahme Großvezir Rauf Pascha war eine Marionette, die nach dem Takte tanzte, den Riza anschlug. Dem Riza Pascha, der damals noch kein eigentlicher Großwürdeträger, sondern nur einfacher Serailintendant war, in dieser Eigenschaft aber den Vortheil hatte, im großherrlichen Palast zu wohnen und den Zugang zu den Ohren Seiner Hoheit immer zur Verfügung zu haben, folgte der weiße und schwarze Hoflakaientroß im einfachen Costüme der Reform, aber alle auf reichgeschirrten Pferden ächt morgenländischen Geblütes aus dem großherrlichen Marstall. Sie ritten über den At-meidan dicht am Obelisken des Theodosius vorüber, einem der wenigen Alterthümer, welche heute noch den durch die Türken verkleinerten und verunstalteten byzantinischen Hippodrom zieren. Dort stand eine Gruppe von Engländern unter Anführung ihres griechischen Cicerone den ägyptischen Granit betastend und an der beschädigten Inschrift buchstabirend, welche besagt, daß Theodosius die durch Erdbeben umgestürzte Säule wieder aufgerichtet habe.

Ich weiß nicht, ob Abdul-Meschid Geschichte kennt und von der Wanderung dieses Obelisken von Aegypten nach Athen, von Athen nach Byzanz und von dessen Inschrift jemals Notiz genommen. Letztere erzählt ohne orientalischen Lobesschwulst von einem seiner Vorfahren auf dem byzantinischen Thron ganz einfach den von sich selbst rühmenden Act, daß er einem gefallenen Denkmale wieder glücklich auf die Füße und zu erhabener Stellung verholfen. Sicher schien, daß die Wiederaufrichtung der gestürzten Monumente von Byzanz nicht zu den drückenden Herrschersorgen und Gedanken gehörte, mit welchen der junge Haremskaiser sich damals abgequält und den Kopf zerbrochen. Auch weilte sein starres Auge mit keinem Blick auf der alten Säule. Nicht einmal die englische Touristengruppe in ihrem

seltsamen Reiseaufzuge mit weiten Sackpaletots und weißen Hütenvon unmeßbarer Ränderbreite vermochte die Aufmerksamkeit Seiner ottomanischen Hoheit auch nur eines flüchtigen Moments zu fixiren, obwohl sämmtliche englische Lorgnetten und Operngucker herausfordernd genug auf das Sultanantlitz gerichtet waren. Bei Audienzen wird es bekanntlich schon als eine unnennbare Gunst und Gnade gerühmt, wenn der Sultan den Vorgestellten auch nur eines stummen Blickes würdigt. Heute war Seine Hoheit nicht in dieser gnädigen Laune oder vielleicht verbietet ihm auch die Hofetiquette, außerhalb seines Audienzsaales einem sterblichen oder unsterblichen Gegenstande — (und wär's auch ein ägyptischer Obelisk oder ein Engländer im Reiseaufzuge) frei und offen wie andere ehrliche Leute ins Gesicht zu sehen. Genug, der junge Sultan behielt seinen fixen Blick, so starr vor sich hingewendet, als schaue er wie ein magnetisirter Hellseher ins Geisterreich. Immer gleichmäßig bedächtigen Schrittes ritt er nach dem Chrysokeras hinab, wo ihn eine der großen Barken des Serails erwartete, um ihn nach seinem Sommerpalast am Bosporus zu tragen.

Unter seinem Gefolge waren einige bevorzugte Schwarze, welche auf dem altberühmten byzantinischen Rennplatze der Grünen und der Blauen der Versuchung nicht widerstehen konnten, mit ihren Pferden die Fantasia zu machen d. h. sie bäumen, schäumen, schnauben zu lassen und dabei ihre Bändigerkunst und Sattelfestigkeit zu zeigen. Das aber brachte den großherrlichen Vorreiter nicht aus seiner erhabenen Ruhe heraus. Die Seraileunuchen dürfen sich schon hie und da mehr Freiheit herausnehmen, als ein Anderer. Das Volk widmet ihrer öffentlichen Erscheinung, selbst wenn sie einzeln durch die Straßen reiten, immer noch mehr Respect, als einem Ferik-Pascha mit sämmtlichem Dienertroß.

Als der Großherr mit seinem Haremsoberstwachtmeister und Reitergefolge längst aus den Augen verschwunden, zog durch das Hofthor der Achmet-Moschee eine andere berittene Gruppe, die noch ungleich populärer erschien, als Abdul-Meschid und sein Kißlar-Aga. Es waren Ulemas, Doctoren des alten Glaubens, im alttürkischen Kleiderschnitt mit wulstigen Turbans schon äußerlich den starren Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit zur Schau tragend.

In ihrer Mitte ritt ein silberbärtiger, wohlgenährter Greis mit hellen, heiteren Augen und gutmüthig schmunzelnden Lippen. Es war der Mufti oder Scheich-el-Islam, das Haupt der Ulemas und der gesammten Priesterschaft, dessen Fetwa in der osmanischen Geschichte eine so gewaltige Rolle spielt.

Vor diesem silberbärtigen Hohenpriester und den langbärtigen Ulemas beugte sich das Volk noch tiefer, drückte die Hand noch fester aufs Herz, als vor dem dünnbärtigen Sultan und vor dem bartlosen Kißlar-Aga. Der Mufti und seine Collegen schauten aber auch nicht starr vor sich hinaus in leere Regionen, sondern blickten den Menschen, den Gliedern ihrer Gemeinde, freundlich und vertraulich ins Gesicht. Ueberdieß warf der Mufti von Zeit zu Zeit kleine Münzen unter das Volk aus, was natürlich seine Popularität nur stärken konnte. Es drängte sich aber auch Alles herbei aus der Nachbarschaft des At-meidan, was irgend Turbane und weite Hosen trug und Paras liebte, um diesen Vertretern der guten alten Zeit, die man mit Recht oder Unrecht für stille Anhänger des Janitscharenthums und für Gegner Reschid Pascha's hält, sammt ihren fliegenden Münzen die gebührende Ehre zu bezeugen. Jede Spur von neutürkischer Reform war verschwunden in diesem Haufen, kein Fäß, kein Schnürrock und keine langen engen Hosen mehr sichtbar außer den meinigen. Damit stand ich Ungläubiger als

der einzige Repräsentant der neuen Zeit und der Reform inmitten dieses altgläubigen Haufens. Anwandlungen des alten Fanatismus waren auch wieder bemerkbar, Haß und Groll funkelnde Augen richteten sich auf den Giaur mit dem Hute und hie und da wurden ein paar Schimpfworte hörbar. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Der Fanatismus ist heute wenigstens zahmer geworden und grollt lieber wie der Uhu in scheuer Zurückgezogenheit. Vor einigen Jahrzehnten hätte man sich nicht einzeln mit dem Hute unter das Portal der Achmet-Moschee wagen dürfen, ohne Mißhandlungen zu befürchten.

Der Mufti und die Ulemas schlugen eine dem Gefolge des Padischa entgegengesetzte Richtung ein und ritten über den Atmeidan zufällig nach derselben Himmelsgegend, wo Mekka liegt, gefolgt von der Masse und ihren Segenswünschen. Das alte Stocktürkenthum, der Janitscharengeist, der Reformhaß, als dessen incarnirte Vertreter die Ulemas gelten, hat in Stambul noch heute weit mehr stille Anhänger, als man in den Gesandtschaftshotels von Pera und im Occident glaubt oder zugeben will.

Meinem ersten Frühlingsaufenthalt in Konstantinopel folgte zwei Jahre später ein Sommer- und Winterbesuch, bevor ich die Reise nach Persien und dem Kurdenlande antrat. Oft hatte ich da Gelegenheit den Sultan in der Nähe zu betrachten, wenn er öffentlich erschien. Einmal sah ich ihn sogar durch die Hauptgasse Pera's reiten, wo das geschäftige oder spazirende fränkische Publicum sich beeilte, vor Sr. Hoheit ehrerbietig und barhaupt Spaliere aus dem Stegreif zu bilden. Auch Sr. Excellenz der k. k. Internuntius, Hr. von Stürmer, der neucreirte Graf, befand sich hier zufällig unter den Gassenwandlern und machte vor Sr. Hoheit eine überaus tiefe Reverenz ebenfalls aus dem Stegreif. Wenn Sr. Excellenz vielleicht

glaubte, als Repräsentant einer europäischen Großmacht besser wegzukommen als einer der gewöhnlichen Budenhalter, Kaffeesieder oder Barbiere Pera's, die den Sultan auf seiner Passage grüßten, so hat sich Sr. Excellenz empfindlich getäuscht. Denn der Sultan pflegt in rigoroser Befolgung der alten Etiquette keine Ausnahme zu machen und selbst eines europärschen Großmachtgesandten edel gebogene Nase, wenn sie sich noch so tief zur Erde senkt, wird so wenig als der nakte Fuß des zerlumpten Hamal oder Lastträgers eines kaiserlichen Gegengrußes, ja nicht einmal eines herablassenden Blickes gewürdigt. Hat man doch erst seit wenigen Jahren dem alten demüthigenden Brauche entsagt, daß der dem Sultan vorgestellte europäische Gesandte von zwei Kämmerlingen an den Armen so lange festgehalten wurde, als die Audienz dauerte. Hohl und stier wie auf dem At-meidan schaute des Großherrn trüber Blick auch in der Perotengasse über die entblösten fränkischen Köpfe hinweg.

Auch auf dem Wasser hatte ich ein paar Mal das Glück, Sr. Hoheit dem Türkenherrscher zu begegnen. Einmal im großen Ruderkaik vom alten Serail zum neuen gondelnd. Ein andermal auf dem wunderschönen Promenadeschiffchen, das ihm Mehemed Ali von Aegypten als Präsent geschickt, durch das goldene Horn und den Bosporus auf- und abdampfend. Letzteres Fahrzeug mit Gold, Schnitzwerk, Purpursammt und Scharlachseide reichlich decorirt, erinnerte mich an den in gleicher bunter Herrlichkeit strahlenden venezianischen Bucintoro, von welchem Goethe mit einem Worte sagt, daß es eine „Prachtgaleere" sei. Konnte es mit diesem auch als Kunstwerk nicht den Vergleich aushalten, so hatte es dafür den Vortheil, vom Dampfe beflügelt zu sein, dessen Schweißtropfen und Maschinenseufzer nicht das menschliche Gefühl empören wie das Schwitzen und das

wirkliche Seufzen jener kettenrasselnden Galeerensclaven der alten Republik Venedig.

Abdul-Meschid bedient sich übrigens äußerst selten dieses zierlichen Promenadedampfschiffchens. Man sagt aus Sparsamkeit der theuern englischen Kohlen wegen. Das schmucke Schiffchen soll gegenwärtig ganz ungenützt im Chrysokeras verfaulen.

Einen Ausdruck des Entzückens oder mindestens der Befriedigung über die malerischen Wunder des Bosporus konnte ich auf dem jungen Sultangesicht nicht wahrnehmen, als das Prachtschiff mit ihm über den blauen, beweglichen Krystallgürtel hinglitt, der hier Asia und Europa in so reizender Form umwindet. Mir hatte es immer geschienen, daß wenn schon der Tourist, der pinselnde Landschäftler, der moderirteste Liebhaber von lebendig großartigem Bilderschmuck, wenn er nicht ein Herz von Stein oder Leder hat, den pitoresken Reizen des Bosporus den Tribut seines freudigen Staunens nicht vorenthalten kann, so müsse den einzigen Mann, dem es gegönnt ist, mit den Augen des Beherrschers auf diese reizenden Weltufer zu blicken, ein ganz anderes Maß von Hochgefühl und Wonnegenuß beseelen. Wie viel prächtiger vielleicht wäre der Monolog des Schillerschen Fiesko über befriedigte Herrscherlust ausgefallen, hätten der Dichter und sein Held den Morgenstrahl über das so viel herrlichere Byzanz schimmern gesehen, statt über das marmorne Genua. Aber fehlte vielleicht dem gebornen Herrscher, dem Erbbesitzer der Reiz der Neuheit, das Vergnügen der Errungenschaft, und muß man nothwendig Eroberer oder Usurpator sein, um hier den rechten Vollgenuß des Herrschergefühles zu empfinden? Vielleicht hat die beständige Wiederholung des schmeichlerischen Wiegenliedes, welches der Eunuchen aufgeworfene Pavianlippen wie der frische Rosenmund der Odalisken dem türkischen Kronprinzen schon in den Windeln vor-

fingen: daß hier seinen Wünschen und Gelüsten keine Grenze gezogen sei, daß hier kein Gesetz Geltung habe als sein Wille und seine Laune, eine mehr erschlaffende als reizende Wirkung gehabt und das Vermögen der Freude an dem Besitze verkümmert?

Gegen die frühe Blasirtheit eines byzantinischen Throninhabers wüßten wir freilich ein gutes Heilmittel. Man gestatte neben den Eunuchen und Haremsnymphen auch redlichen Traumdeutern und vorwärtsblickenden Hellsehern den Zutritt zu den Serailgemächern und lasse sie dem glückverwöhnten Herrscher laut verkünden, was sie errathen und erschauen. Auch Historien lese man dem Sultan, besonders die Geschichte vom Kalifengeschlechte und wiederhole ihm, so oft er schlafen geht, die Weissagung Kurt-bais des Mameluken, deren buchstäbliche Erfüllung unaufhaltsam näher rückt. Noch hat kein Seher den Muth gefaßt dem Großherrn zu sagen: wenn die Hedschira um ein neues Säculum reicher geworden, dann wird dein Reiherbusch die stolzen Federn tief gesenkt haben. Bleich und fahl wird der Halbmond und mit ihm Osmans Hausgestirn geworden sein, um nimmer wieder zu glänzen und von deinem mejestätischen Geschlecht, das die Geschichte zweier Welttheile mit seinem Kriegsruhm füllte, wird in Europa nichts übrig sein, als das bischen Staub unter den vergoldeten Lappen der Sultanmoschee. Wenn solche Verkündigung aus Abdul-Meschid auch keinen großen Peter machen und das Unabwendbare nicht abwenden würde, so wäre es doch vielleicht ein probates Mittel gegen Ueberdruß und Schlaffheit.

Als ein paar Jahre später ein anderer Sprößling von einem ebenso erlauchten Geschlecht durch den Bosporus schiffte, da hat der Anblick dieser Weltufer mit ihren Palästen, Thürmen und Tempelkuppeln eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht.

Seine kaiserliche Hoheit der jugendliche Großfürst Konstantin besuchte die Stadt, die seinen Namen trägt. Die Rajas steckten die Köpfe zusammen und die russischen Agenten in Konstantinopel waren nie geschäftiger und selbst die kleinen Türken wußten auswendig, daß nicht nur der Gründer von Konstantinopolis, sondern auch der letzte unglückliche Kaiser, der hier rühmlicher als sein Volk gefallen, den gleichen Namen geführt, wie dieser russische Kaisersohn, der so voll Jugendkraft und Hoffnung herabsah auf dieses Land der Herrlichkeit. „Ha, welch' ein Bild!" rief er voll Ueberraschung, als er auf der luftigen Galerie des Galatathurmes von zahlreichem Gefolge umgeben hinblickte über die Riesenstadt, über die Meere und die Welttheile, deren Schläfe sie wie die Goldreife eines Diadems umwindet. „Aber wie schade, daß der Halbmond dieses Bild verunstaltet," bemerkte deutlich vernehmbar einer der griechischen Peroten, die dem Prinzen als Führer folgten. — „Wie schön müßte sich das Doppelkreuz ausnehmen auf der Kuppel der Aja Sofia!" — „Und wie majestätisch der Doppeladler dort an der Serailspitze!" flüsterten andere Stimmen aus dem Gefolge gleichfalls hörbar genug, um zu dem großfürstlichen Ohre zu gelangen.

Konstantin hat darauf nichts erwiedert und überhaupt keine öffentliche Aeußerung gethan, die ihn compromittiren konnte. Aber auf der Thurmhöhe ist er lange stehen geblieben und hat über die Brüstung lange hinausgeschaut nicht mit dem trüben Blick der Uebersättigung, sondern mit den leuchtenden Augen des Verlangens. Und als die Sonne unterging hinter dem Marmorameere und auf die Spiegelfenster des Sultanschlosses ihren letzten Feuerkuß drückte, da schwebte, wie man erzählt, ein eigenthümlicher Ausdruck über dem edlen Gesichte des Kaisersohnes Konstantin, dem die Konstantinopolis, die

Kaiserstadt, damals eben auch einmal „zu den Füßen lag." Und er hat das zaubervolle Bild tief eingesenkt in seine heiße Brust, und er wird des glühenden Eindrucks nimmer loswerden.

Auch bei den tanzenden Derwischen bin ich dem jungen Großherrn mehr als einmal begegnet. Er suchte sie und ihren wunderlichen Gottesdienst lieber heim, als den der heulenden Derwische von Scutari, bei welchen er meines Wissens nur ein einziges Mal im Laufe seiner Regierung gewesen ist. Das grauenhafte Bild dieser türkischen Mönchsandacht paßt nicht für seine schwachen Nerven. Auch verließ Abdul-Meschid den Heulergottesdienst noch ehe derselbe den Höhepunkt andächtiger Verzückungen erreicht hatte, noch ehe den taumelnden Mönchen Blut und Schaum aus dem Munde flossen wie tollen Hunden. Das gebräuchliche Sultangeschenk, sagte man mir, sei auch nicht im Verhältniß zu der fürchterlichen Anstrengung der Derwische von Scutari gewesen, die ihrem Gott und ihrem Padischa zu Ehren ein Brüllconcert zum Besten gaben, das alle Bärenkehlen Siberiens und Andalusiens gesammte Bullochsenlungen beschämte. Besser zufrieden mit der kaiserlichen Municifenz waren die Derwischdreher, die mit ihren sanften Flageolettönen und zierlichem Walzen Abdul-Meschids zartem Geschmack schon viel besser behagen. Die Dreher-Derwische sind überhaupt die Aristokraten unter den türkischen Mönchen, wohnen und kleiden sich reinlicher und besser, als ihre Collegen, die Heuler-Derwische, und sind besonders bei den höhern und reichern Ständen Konstantinopels beliebt, während der türkische Plebs die Heuler mehr bewundert und sie für inspirirter, für heiliger hält.

Eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des Orients ist, wie trotz des ausdrücklichen Koranverbots die geistlichen Orden bei allen islamitischen Völkern sich eingeschlichen und alle Zeitstürme überdauernd in der Gunst des Volks und

der Großen sich erhalten haben. „Es ist kein Mönchthum im Islam," sagt Mohamed. Aber schon 30 Jahre nach dem Tode des Propheten gab es Mönche in Arabien. Die Neigung des Arabers zu einem einsamen und beschaulichen Leben gewann das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und eine andere Stelle des Korans: „Die Armuth ist mein Ruhm" mußte zum Deckmantel des Mönchthums dienen. Seitdem haben sich in Arabien, Persien und der Türkei die Orden der Fakirn (Armen) und der Derwische (Thürschwellen) so sehr vermehrt.

Die Derwische Konstantinopels sind kluge Leute. Sie wissen der Zeit Rechnung zu tragen und halten es mit verschiedenen Parteien, haben ihre Freunde unter den Alttürken, wie unter den Reformern, und theilen in diesem Punkte das Schicksal der römischen Kapuziner, die auch zur Zeit, wo die Mazzini und Sterbini in Rom statt des Papstes das Regiment führten, nicht nur vom Volke geduldet, sondern sogar populär waren. Wie man im Ruinenhofe des römischen Coliseums Freitags Kapuzinaden zu Gunsten der italienischen Revolution hörte, so hat man in Stambul auch Derwische gesehen, welche das Volk zum Kampfe gegen die Janitscharen für Mahmud II. aufwiegelten, als dieser am kritischsten Tage seiner Regierung die Fahne des Propheten öffentlich aufsteckte und durch schlechtgeschulte Nizam-Rekruten und bewaffnete Volkshaufen jene übermüthige Miliz zu Paaren trieb und niederkartätschte. Die türkischen Derwischnasen haben etwas von Talleyrands scharfem politischen Geruche und wittern den Ausgang jeder Katastrophe, indem sie sich zu rechter Zeit dem Sieger anschmiegen. In frühern Jahren, als die Janitscharenmacht auf ihrer höchsten Höhe stand, hatten sich die Derwische auch oft bei deren gelungenen Revolten gegen die Sultane betheiligt.

Es ist nicht unmöglich, daß zur freundlichen Vorliebe Mahmuds und Abdul-Meschids für die Derwische von Pera auch die

Politik das ihrige beigetragen. Beide hohe Herrscher dachten vielleicht, diese Mönche mit den gewandten Beinen und den schwindelfreien Köpfen würden sich leicht in die neue Bewegung hineindrehen und den neuen Tact zu den neuen Tänzen lernen. Seit der Janitscharenvernichtung ist auch ihre Tanzmusik sanfter und lieblicher geworden, und Abdul-Meschid findet ein besonderes musikalisches Wohlbehagen an dem Tönen der Derwischpfeifen. Wenn damit dem artistischen Geschmack Sr. Hoheit eben kein glänzendes Zeugniß ausgestellt ist, so beweist es doch seine Vorliebe für sanfte Melodien.

Der berühmte Pianist Leopold von Meyer hat sich auch einmal auf besondere Recommandation des Internuntius vor Sr. Hoheit producirt. Abdul-Meschid hörte den deutschen Virtuosen geduldig drei Stücke spielen, kehrte ihm sodann stumm majestätisch den Rücken und schickte ihm durch seinen Kämmerling eine kostbare Diamantendose. Doch soll er bald darauf zum Dragoman einer hohen Gesandtschaft geäußert haben: er könne nicht begreifen, daß man in Europa von diesem Künstler und seiner Kunst so viel Aufhebens mache. Seine Spieldosen und Spieluhren und sogar die Derwischpfeife gefielen ihm weit besser. Der Sultan besitzt von Lachauxdefonds' musikalischen Maschinen eine reiche Collection und hört sie so gerne, daß er gewöhnlich ein halb Dutzend zugleich und durcheinander spielen läßt, z. B. den Druidenmarsch der Norma mit dem Brautjungfernchor des Freischützen, die Tugendtemplerarien aus der Zauberflöte und die Räuberromanze aus dem Fradiavolo.

Ich war anfangs ungläubig, als man mir diesen bezeichnenden Zug hinsichtlich der eigenthümlichen Richtung des Kunstsinns und des gewiß seltsam organisirten Trommelfells Sr. Hoheit Ohren erzählte. Aber die Sache verhält sich wirklich so, wie mir der wohl unterrichtete Page, der mich im verlassenen

Sommerserail von Kadi-Köi herumführte, erzählte und auch zu gleicher Zeit die Spielwerke aller im Prachtsaal anwesenden Uhren und Dosen musiciren ließ. Auch den Divan zeigte er mir, welchen der Großherr gewöhnlich einnimmt, wenn er den musicirenden Automaten zu lauschen pflegt.

Diesem Divan gegenüber standen kostbare Porzellanvasen mit den Bildnisse I. kais. Majestäten des Zaren und der Zarin aller Reußen. Kaiser Nicolaus hatte sie dem Sultan geschenkt. Selbst auf dem Porzellan nimmt sich die kraftvolle Riesengestalt und das martialische Gesicht des Kaisers sehr gut aus. Der Vasenmaler hat dem Zar eine Haltung und Miene gegeben, als commandire er eben seine Grenadiere. Als Contrast stellte ich mir diesem Bilde gegenüber den türkischen Großherrn in seiner schmalen, schmächtigen Gestalt auf dem behaglichen Sammtdivan vor, den harmlosen Herrscher, der lieber im Harem ruht, als auf dem Marsfeld galoppirt, und lieber der Spieluhren und Derwischpfeifen sanfte Weisen, als Kürasse klirren und Zwölfpfünder donnern hört.

In der großen Procession des Kerban-Beiram sieht man den Sultan mit all' dem äußeren Pomp eines asiatisch-europäischen Herrschers öffentlich erscheinen. Das orientalisch-occidentalische Zwitterwesen, welches seit der Reform der osmanische Hof und Staat angenommen, ist mir bei diesem berühmten Islamfeste am meisten aufgefallen. Der Sultan, der Großvezir, die Muschirs, die Feriks und die einfachen Paschas, die Divanmitglieder, alle hohen und niedern Beamten vom Civil und Militair, welche in unabsehbarer Reihe über den At-meidan ritten, trugen die europäische Kleiderform, nemlich boutonnirte Uniformröcke mit Epauletten, goldgestickten Krägen und Aufschlägen, den Rangnischan und den Verdienstnischan mehr oder minder mit Brillanten besäet am Halse oder auf der Brust, den

Säbel am gestickten Gürtelband und lange, occidentalisch enge Hosen. Nur der Kopf mit dem Barte und dem rothen Fäß ohne schattenwerfenden Lederschild war ganz morgenländisch.

Da oben am rasirten Kopfe endigte die großherrliche Kühnheit in der Kleiderreform. Eine Bedeckung der Stirne mit einem Rande durfte damals wohl der energischste Sultan nicht wagen. Denn sie gilt als das äußere Zeichen des Giaurthums und ein Türke, der mit einem Hut oder Stirnschirm in Konstantinopel über die Straße ginge, würde vom türkischen Pöbel als Abtrünniger, als Apostat noch heute gesteinigt. Daß der gläubige Moslem beim Gebet mit seiner Stirne den Boden berühre, ist bei allen Islamsecten strengste Kirchenvorschrift, und das Tragen des Lederschildes am Kopfe würde nach Türkenmeinung der Verhöhnung eines religiösen Gesetzes gleich kommen.

Ein kühner Europäer im Dienst der Pforte hat dem Sultan Mahmud gerathen, er solle sich auch über dieses Vorurtheil des dummen Volks wegsetzen und den Nizamsoldaten Lederschilde an den Fäß nähen lassen, den sie dann beim Gebet umdrehen und so dem Ceremoniell nachkommen könnten. Aber Mahmud, obwohl ein passionirter Neuerer, erschrak über diesen Vorschlag, dessen Ausführung zu einer Zeit, wo der alttürkische Fanatismus noch wenig gebändigt war und da und dort in hellen Flammen emporschlug, ihm leicht hätte den Thron kosten können.

Die Aenderung des Kleiderschnitts nach abendländischer Mode hatte ihre größte Bedeutung dadurch, daß sie zum ersten Mal ein altes tiefwurzelndes ebenso religiöses als nationales Vorurtheil gewaltig erschütterte. Die geistige Kluft zwischen dem mahomedanisch-stationären Orient und dem christlich-progressiven Occident hatte in der Verschiedenheit der Tracht den sichtbaren Ausdruck gefunden. Der Türke haßte den Franken

nicht der engen Hosen wegen, aber er haßte die Hosen der fränkischen Beine wegen, die darin steckten. Als er nun den Sultan und seine großen und kleinen Beamten selber den engen Rock und die engen Beinkleider der Franken tragen sah, mußte er diese respectiren. Das Symbol des Frankenhasses war damit zerstört. Die Europäer, welche es mit dem Sultan hielten und in seinem Dienst standen, bequemten sich gerne zu einer Concession in Betreff des Kopfputzes und trugen den unpraktischen Fäß nach türkischer Manier ohne Schutz gegen die brennende Sonne.

Mit dieser Kleiderreform war in Stambul die Brücke zur Annäherung zwischen Orient und Occident geschlagen. Alle späteren Aenderungen, alle Umänderungen im Militair- und Staatswesen folgten dann zum Erstaunen leicht. Der Anblick ihres Padischa in christlich-abendländischen Hosen war wohl das größte Aergerniß, das tiefste Bekümmerniß, das man dem rechtgläubigen Alttürken anthun konnte. Von den späteren Neuerungen, obwohl sie viel wesentlicher in das alte Staatsunwesen eingriffen, hat die fanatische Masse doch keine mehr gewurmt und gekränkt. Der Stocktürke gewöhnte sich daran, daß man ihm seine Söhne wegnahm und unter den Nizam und in die engen Frankenkleider steckte, sie exercirte und disciplinirte und daß man statt der bisher geltenden orientalischen Prügelweise die occidentalische Prügelmanier einführte. Er gewöhnte sich daran, daß der Großherr mancherlei europäische Kurzweil im Serail trieb, die italienische Oper von Pera besuchte, die Gesundheitspflege seines geheiligten Leibes einem Giaurdoctor anvertraute und ungläubige Franken selbst zur Paschawürde erhob. Er gewöhnte sich daran, daß man den Pagen des Serails und der Jugend der höhern Stände französisch lehrte und sie in die Hauptstädte der Ungläubigen schickte, um dort deren Geist und Wissen ein-

zusangen. Er gewöhnte sich daran, daß der Giaur-Freund Reschid zur höchsten Reichswürde emporstieg, daß man die Rajas menschlicher als bisher behandelte und sie den moslemischen Unterthanen der hohen Pforte beinahe gleichstellte, daß man auch den Hattischerif von Gülhaneh und das Tanzimat als weitumfassende, wenn auch bis zur Stunde noch Papier gebliebene Verbesserungen proclamirte.

All' diesen Neuerungen aber mußte der kühne und wahrhaft todesmuthige Entschluß Sultan Mahmuds, Kaftan und weite Hosen gegen den engen Rock und die schmalen Beinkleider Europa's zu vertauschen, zuvor Bahn brechen. An den Bart hat sich der Sultan-Reformator nicht gewagt, wie der große Peter, der seinen reformirten Russen auch die Bocksbärte stutzte. Mahmuds Rathgeber und reformfreundliche Günstlinge erinnerten sich vielleicht jener Episode der Osmanengeschichte, wo der Bartverlust eines einzigen rechtgläubigen Moslem, des alten Turkomanen Suklumkodscha, einen der furchtbarsten reicherschütternden Aufstände hervorrief, welcher den großen Eroberer Selim auf seinem Throne zittern machte.

Die neue Kleiderordnung, welche in der Hauptstadt des Orients das Signal zu einer Umgestaltung der alttürkischen Institutionen, der Sitten und theilweise selbst des Volkscharakters gegeben, hat den ästhetischen Geschmack nicht befriedigt. Gerade bei der festlichen Beiram-Procession wird es recht augenfällig, was der Orient an buntem Zauber für uns verloren hat, seitdem unser unschönes Costüme dort Eingang gefunden.

Diese fettwanstigen und krummbeinigen Paschas, wie karikirt, wie unvortheilhaft sehen sie aus in ihren boutonnirten Uniformen! Früher, wo das weite, faltige Gewand mißgestaltete Körperformen verhüllen half, hielt man die Türken für schöne Leute. Jetzt gehört in Konstantinopel ein schöner Mann im Re-

formrock zu den Ausnahmen. Die städtischen Türken sind selten schlank und fein gebaut und der hohe muskulöse Wuchs, welchen man unter Arabern, Persern und tirolischen Zillerthalern so häufig sieht, fehlt in der Türkei beinahe gänzlich. Ebenso erinnert unter den osmanischen Städtern gar nichts an die herrlichen Rittergestalten Tscherkessiens, obwohl von weiblicher Seite soviel tscherkessisches Blut in den Adern der vornehmen Türken rollt. Die ruhende Lebensweise, die Haremserziehung des Knaben bis zur Zeit seiner Mannbarkeit, das frühe Tschibukdampfen und Kaffeschlürfen und die üppigen Geschlechtstrieblaster haben das ihrige gethan, die ursprünglich schöne und kraftvolle osmanische Race merklich zu entarten.

Man kann sich jetzt keinen schneidendern Contrast denken, als jene edlen Herosgestalten im westlichen Kaukasus mit ihren schlanken Leibern, ihren muskelstraffen Gliedern, ihrem leichten schwebenden Gang, ihrer stolzen Haltung und ihrem feurigen, durchbohrenden Blick, aus welchem kühnes Bewußtsein ihrer Manneskraft und kriegerischer Geist blitzt, und diese meist kurzen, untersetzten, sehr oft fettleibigen und schwammigen Stambultürken der reicheren Stände mit ihren zuweilen schönen, noch öfter schlaffen Gesichtern, Schmerbäuchen und kurzen Scheerbeinen, mit ihrer phlegmatischen Haltung und träumerischen Miene — wie sie so seelenruhig und denkfaul in der Bazarbude oder vor dem Kaffehause oder daheim auf dem Divan kauern, Tschibukwolken blasend und den Kef genießend, während der Tscherkesse sein Streitroß tummelt oder wie eine Gemse über seine Felsen klettert und so in steter Uebung die unverdorbene Kraft und Schönheit seiner Race bewahrt.

Unter den vornehmeren Türken des Beiramzuges waren Riza Pascha, Mehemed-Ali Pascha von Tophana, der Schwager des Sultans, und der alte Kapudan, Tahir Pascha die ein-

zigen schönen Männer. Unter den übrigen Großwürdenträgern waren viele wahrhafte Karikaturen, unter deren Fettwanstlast die schlanken Pferde keuchten. Der alte Großvezir Rauf Pascha war ein hinfälliger Greis, welcher Mühe hatte sich im Sattel zu halten. Selbst unter den vielen Soldaten und Offizieren bemerkte man selten eine ebenmäßig geformte, noch seltener eine athletische Gestalt, und nicht Ein Mann war unter den Tausenden wahrnehmbar, welcher an die kolossale Figur des Kaisers Nicolaus oder eines Potsdamer Grenadiers aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. erinnerte. Am übelsten sah der Sultan selbst aus. In seinem engen Rock unter der Last der Epauletten, des Reiherbusches, seiner Goldschnüre und Diamanten saß er etwas vorwärts gebückt auf seinem prachtvoll geschirrten Schimmel. Die gewaltigen Federbüsche seiner Leibgarde zu beiden Seiten verdeckten fast die schmächtige Gestalt. Hinter ihm ritt wie gewöhnlich der dicke Kißlar-Aga im Vollgefühle seiner schwarzen Großwürde und dann kam schwarz und weiß das übrige Hofgefolge.

Ueber den At-meidan zu beiden Seiten des Zuges aber wogte ein ungeheurer Menschenschwarm und hier war der Orient wieder vorherrschend mit seinen bunten Farben, seinen bauschigen Turbans, seinen flatternden Gewändern, ganz so malerisch und mährchenhaft, wie ihn sich die deutsche Jugend träumt! Alles Gepränge und Festgewand — vom Padischa bis zum Hamal, der heute einmal keine Lasten trägt und vom feinsten türkischen Knaster dampft. Gar sauber und hübsch sehen die türkischen Knaben aus, buntfarbig angezogen, hübsche rosige Gesichter und gar nette Kerlchen darunter. Hunderte und hunderte von prächtigen vergoldeten Gitterwagen, ebenso unbequem für die Fahrenden als augenschmeichelnd für die Zuschauer, tragen halb verhüllte Frauen, deren schwarze Augen frei und schaulustig zwi-

schen der weißen Mousselinehülle stehen und in das Gewühle hineinlugen. Der Haus- und Eheherr trippelt manchmal zu Fuße hinter dem Frauenwagen her, bewacht seine Weibsleute mit den Augen und sieht recht komisch aus.

Auf das weibliche Costüme hat sich die türkische Kleiderreform leider nicht erstreckt. Höchstens mag in den letzten Jahrzehnten der untere Theil der weißen Gesichtshülle um einige Linien tiefer als früher unter das feine Näschen gerückt sein. Von den Frauengesichtern in Konstantinopel ist gleichwohl soviel offen, daß man mit einiger Einbildungskraft von dem Enthüllten auf das Verhüllte schließen und der scharf sehende Kenner ziemlich genau errathen kann, ob das Gesicht hübsch ist oder nicht. Dagegen fehlt dem Urtheil über die plastische Schönheit der Gestalt jeder Anhaltspunkt, da unter dem unausstehlich weiten Mantel die Körpercontouren dem Auge gänzlich entrückt sind.

Ein Amerikaner hat einmal gesagt, daß man den Bildungszustand eines Volkes am besten an der Art erkenne, wie es seine Frauen behandle. Je mehr Achtung, Vertrauen und Freiheit die Frauen in einem Lande genießen, desto höher müsse auch die Stufe sein, die dasselbe in der Culturscala unserer Erdenländer einnehme. Wenn diese Behauptung richtig ist — und bis zu einem gewissen Grade ist sie's sicher —, so hat sich die wahre Civilisation des Türkenvolks trotz aller Reformexperimente und Nachäffereien europäischer Moden in der That wenig gehoben. Das Loos der türkischen Frauen hat sich im Laufe der drei letzten Jahrzehnte nicht geändert. Heute wie früher heirathet das Mädchen ohne freie Wahl, in der Regel ohne ihren Gatten vor dem Hochzeittage gesprochen oder auch nur einmal gesehen zu haben. Der Mann heirathet aus Sparsamkeit in der Regel nur Eine Frau, weil er nach morgenländischer Sitte für sie zahlen muß,

statt von ihr Mitgift zu erhalten. Mehr als neunzehn Zwanzigtheile der männlichen türkischen Bevölkerung macht aus Mittellosigkeit vom Recht der Polygamie keinen Gebrauch und in Konstantinopel ist sogar die schändliche halbmörderische Sitte des Kinderabtreibens stark in Blüthe. Dagegen heirathet aber auch fast jeder Türke, und selbst der Aermste setzt seinen letzten Sparpfennig daran, eine Frau zu bekommen. Kein Gesetz und keine Verordnung erschwert oder verkümmert dieses natürlichste Recht des Menschen; keine Obrigkeit und kein Stadtmagistrat stellt selbst an den zerlumptesten Taglöhner oder Bettler, wenn er auf Freiers Füßen geht, das unsinnige Verlangen seine Subsistenzmittel aufzuweisen oder selbst nur die Frage, ob er auch im Stand sein werde, seine Frau und künftigen Kinder zu ernähren.

In der Regel wird in den türkischen Frauengemächern nicht viel gearbeitet und ich zweifle, ob die fleißigste Türkin in Stambul in diesem Punkte mit einer Nürnberger oder Bremer Bürgerfrau, wenn letztere auch nur mit mäßigster Emsigkeit ihrem Hauswesen vorsteht, den Vergleich aushielte. Sticken und Weben sind in der Regel die einzigen Haremsarbeiten und nächst der sinnlichen Liebe sind der Tanz, der Putz und das Baden die Hauptvergnügungen der orientalischen Frauen, welche bei methodischer Verkümmerung jeder Pflege des Verstandes und Gemüthes nicht viel anders aufwachsen als die Hausthiere. Kein Weib lernt lesen oder schreiben, oder erhält irgend eine geistige Bildung. Nicht einmal die Religion wird ihnen gelehrt, nicht einmal das Gebet ist ihnen gegönnt.

So sind die Orientalinnen bei aller körperlichen Schönheit für Männer, denen dieses „starre Bild“ nicht genügt und die vor Allem beim Weibe Gemüth und Anmuth suchen, ziemlich reizlos. Natürliche Fähigkeiten fehlen den Frauen des Morgen-

landes nicht. Dafür bürgt ja noch immer der Glanz der Augen, der feurige Blick. Welch' einen andern Zauber aber würde dieser Blick üben, wenn etwas Geist und Liebreiz aus ihm spräche, nicht blos die brennende Sinnlichkeit.

Im Abendlande haben wohl Wenige einen Begriff bis zu welchem Grade geistiger Erniedrigung und Stupidität selbst Gottes schönste Geschöpfe herabsinken können, wenn zur gänzlichen Vernachlässigung der intellectuellen Bildung noch die Verkümmerung der persönlichen Freiheit durch viele Generationen hindurch dazu kommt. Ich habe im Orient nicht nur christliche Orientalinnen, vornehmlich Georgierinnen, Griechinnen, Armenierinnen, sondern auch türkische und tartarische Frauen nicht selten in der Nähe beobachtet. In den größern Städten Anatoliens werden jetzt bei abnehmendem Fanatismus und zunehmender Entsittlichung und Armuth junge Türkinnen häufig in die Consulathäuser gelockt. Es sind hübsche Statuen, in deren Zügen nicht einmal jener Aphroditeausdruck wohnt, dessen holden Reiz der griechische Meisel doch selbst dem todten Marmor einzuhauchen wußte. Selbst jene Europäer, welche in ihrer anatolischen Einsamkeit nicht eben sehr wählerisch sind, gestanden mir, daß sie der schönsten eingebornen Frauen bald überdrüssig geworden. Ein französischer Consul, welcher noch heute im Innern Kleinasiens wohnt und ein großer Verehrer des schönen Geschlechts ist, versicherte mich, daß er die häßlichste seiner Landsmänninnen, sofern sie nur Bildung und Grazie hätte, den blendendsten Schönheiten des Morgenlandes vorziehen würde. Er, der fast jeden Abend eine hübsche junge Türkin oder Armenierin in seinen Armen hielt, klagte mir in ganz wehmüthigem Tone seine Sehnsucht nach gebildetem weiblichem Umgang.

Aehnliche Bemerkungen hörte ich später in Persien aus dem

Munde fast sämmtlicher Europäer, welche dort mit Nestorianerinnen temporäre Ehen geschlossen. Einer meiner deutschen Freunde, welcher mit mir in Pera weilte, kam eines Tages in Feuer und Flammen nach Hause, als er eine bildschöne sechszehnjährige Armenierin mit zart rosigem Teint und den prächtigsten Augen im Kreise ihrer Familie gesehen. Er wollte sie besitzen, sie heirathen, nach Deutschland sie heimführen. Aber die öde Leere im Kopfe dieses reizenden Bildes erkältete seine Leidenschaft ebenso schnell wieder, als sie der erste Anblick entzündet hatte, und er gab die Bekanntschaft bald wieder auf, als er merkte, daß das schöne Geschöpf für ein zartsinniges Gespräch gar nicht empfänglich war, daß er nichts mit ihr reden konnte, als über die beschränkten Gegenstände im engen häuslichen Kreise. In allen Punkten wäre der mahomedanische Orient noch eher zur Annahme europäischer Reformen und Sitten zu gewinnen, als hinsichtlich der Befreiung des Weibes. Wenn heute ein türkischer Gesetzgelehrter offen für das Christenthum in die Schranken treten und den Satz, daß dem Propheten Jesus vor dem Propheten Mahomed, dem Evangelium vor dem Koran der Vorzug gebühre mit mehr Glück und Erfolg predigen würde, als jener türkische Ulema Kabis, welchen deshalb vor drei Jahrhunderten des Mufti Fetwa zum Tode verdammte, wenn selbst alle christlichen Glaubensdogmen von den Mahomedanern adoptirt würden: das Schicksal des Weibes würde doch schwerlich ein anderes werden. „Man kann uns besiegen, uns knechten, uns in Stücke reißen; aber das Weib geben wir nicht frei" äußerte einmal ein kolchischer Türke zu einem gelehrten deutschen Reisenden. Das Schicksal der Christinnen in Anatolien und Persien ist von dem ihrer moslemischen Schwestern wenig verschieden, oft noch kläglicher.

Seltsam aber ist es, daß nicht nur jene Türken, welche das

gebildete Europa in seinen Hauptstädten gesehen, sondern auch ein guter Theil jener höheren türkischen Stände, welche das Leben und die Sitten der Franken nur aus den Salons und Bällen der Gesandtschaften und Consulate kennen gelernt, der Anmuth und Lieblichkeit europäischer Damen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Reiz, welchen Geist, Bildung, Grazie, Heiterkeit, gewandte Haltung, geschmackvolle Toilette oder selbst ein leichter Anflug von Coquetterie hübschen Frauen verleihen, wohl zu würdigen wissen.

„Ach wenn wir Frauen hätten wie ihr! dann wären wir ganz zufrieden und es gäbe keine unnatürlichen Laster unter uns. Aber die unsrigen sind so gar entsetzlich dumm!“ So klagte mir einmal der junge Hekhim Mehemed Effendi, ein gebildeter Türke, welcher in der medicinischen Schule von Galata Serai zum Doctor promovirt war. „Und warum erzieht ihr eure Frauen nicht besser? Warum vergönnt ihr ihnen nicht ein bischen Freiheit und Bildung?“ entgegneten wir dem türkischen Doctor. „O dann würden unsre Weiber ganz schlecht, leichtfertig und untreu werden, die vertragen die Freiheit nicht wie die eurigen. Türkinnen sind von anderm Stoff und Blut.“ Aehnliche Antwort erhielten wir in der Regel auch von andern Türken. Egoismus, Eifersucht und Mißtrauen, diese Grundelemente des orientalischen Charakters haben dem schwächern Geschlechte seine natürlichen Rechte geraubt, seine geistige Pflege verkümmert. Noch heute sind diese Grundlaster der Türken und der andern asiatischen Völker so starr, so unvertilgbar als sie je gewesen. Und so dürfte wohl die Frauenemancipation die letzte von den Reformen sein, welche von Europa den Weg nach dem Morgenlande findet.

Jene freilich, welche den Fortschritt der Gesittung als unaufhaltsam betrachten, sind der Ansicht, der Türke werde sich auch hierin endlich zu Concessionen verstehen, werde dem

Lichte westlicher Aufklärung und Humanisirung auch den Harem nicht ganz und für immer verschließen können, sowenig als der alternde Faust der grauen Schwester Sorge das Schlüsselloch verstopfen konnte. Ist es doch ein gutes Zeichen, daß jenes arme geistig verkümmerte Geschlecht die Männer nicht blos um ihre Freiheit, sondern manchmal auch wohl um ihre bessere Erziehung, um ihr Wissen beneidet. Wahrhaft rührend klangen die Ausrufe der Chanfrauen in Kurdistan, als sie Frau Eichele, die gefangene deutsche Bäuerin von Katharinenfeld schreiben sahen: „O wie bist du so gelehrt! Wie bist du glücklich, daß du lesen und deine Gedanken niederschreiben kannst." Wer Zutritt in die Harems hätte, würde aus dem Munde dieser unterdrückten Geschöpfe, die trotz ihrer geistigen Verkümmerung und Verstümmelung nicht ohne eine ferne Ahndung von dem Genusse geistiger Beschäftigung sind, ähnliche Seufzer wohl öfters zu hören bekommen.

In Konstantinopel gibt es eine Frau, welche jetzt schon ungenirter und freier lebt, als je eine ihrer Vorgängerinnen. Es ist die Sultanin Walide, eine Cirkassierin von lebhaftem Blut, welche noch in den raschen Jahren war, als Sultan Mahmuds Tod sie zur Wittwe machte. Abdul-Meschid ist ein guter Sohn, liebt seine Mutter innig, duldet daher auch ihren Einfluß in die Regierungsgeschäfte und sieht ihrem Hang zum Vergnügen, zu häufigen Ausflügen und zu den verdächtig oft wiederholten Besuchen in Riza Pascha's Harem nach. Damit war wirklich eine kleine Neuerung in die kaiserlichen Serailgewohnheiten gebracht und es fehlte nicht an Leuten, welche auf diesen Umstand kühne Conjecturen bauten und Haremsreform und Frauenemancipation im Orient in naher Zukunft weissagten.

Die Einmischung in die Politik ist freilich eine sehr alte Haremsgewohnheit und Suleimans Roxelane, Murads

Nur Banu (Lichtfrau) und die Walide Kösem (Mondgestalt), die Mutter der Sultane Murad und Ibrahim, haben mit ihren schönen Fingern ungleich öfter in die Staatszügel gegriffen als die Mutter Abdul-Meschids. Dagegen berichtet keine Quelle osmanischer Geschichte, daß eine Sultanin so oft und lustig nach den süßen Wassern gondelte, so ungenirt über Berg und Thal ritt oder im vergoldeten Prachtwagen kutschte, so häufig fremde Harems besuchte und in Liebeshändel sich einließ. Die berühmte Kösem hat unter vier Sultanen vom Serail aus das Reich regiert, war aber dem Eunuchenaufstande, der seltsamsten aller Rebellionen, welche die türkische Geschichte kennt, zum Opfer gefallen. Eine solche Katastrophe wäre unter Abdul-Meschid unmöglich. Auch würde jetzt der allmächtige Einfluß eines Eunuchenoberhaupts, wie des Kißlar-Aga Suleiman oder Beschir, welcher zur Zeit Mahmuds I. zwölf Großvezire nach einander ernannte und wieder absetzte und dem die fremden Gesandten demüthig den Hof machen mußten, um etwas bei der Pforte durchzusetzen, nicht mehr lange geduldet werden. Und während noch vor einem halben Jahrhundert das blose Gerücht eines Liebesverhältnisses mit einer Sultanin den Tod des Günstlings auch bei vollkommener Unschuld unfehlbar nach sich gezogen hätte, wurde dießmal der Verdächtige zum Palastintendant ernannt, sogar zur Seraskierwürde erhoben und behielt auch nach seiner ersten Ungnade seine Reichthümer und sogar seinen politischen Einfluß bei. So verändert haben sich Zeiten und Gewohnheiten auch bei den Türken!

Abdul-Meschid ist nicht nur von sanfter und harmloser Gemüthsart, sondern sogar ein freundlicherer und gutmüthigerer Herr als die meisten christlichen Dynasten des Occidents. Auch von seinem Leibarzt dem Wiener Doctor Spitzer, welcher eine besondere Anhänglichkeit für den Sultan hat, der sich ihm frei-

lich auch immer als ein gütiger Gebieter, als ein freigebiger Gönner zeigte, ihm Haus und Hof, Pferde und Nischandiamanten und fette Renten schenkte, wurde mir die Gutmüthigkeit als ein Grundzug seines Naturells geschildert. Dasselbe sagten mir die deutschen Serailgartendirectoren von Kadi-Köi, welche öfters mit dem Großherrn besonders wegen Verschönerungsprojecten persönlich verkehrten. Aehnliches sagen alle Europäer, Türken und Rajas, welche der Auszeichnung genossen, vom Padischa empfangen zu werden, eine Gnade, die jetzt auch öfter zugetheilt wird als in früherer Zeit. Immer hat der Sultan die Vorgestellten wenigstens mit den Augen gütig empfangen und sich bei den Audienzen so freundlich und leutselig benommen, als es ihm die alten Fesseln der Serailetiquette gestatteten. Geniale Züge wußte man nie von Abdul-Meschid zu erzählen, aber der wohlwollenden sehr viele. Er ist nicht eben prachtliebend und verschwenderisch, gilt in den Augen vieler Türken sogar für sparsam. Doch hat er oft und gerne geschenkt, besonders Dosen und Nischandiamanten. Weder die Europäer, welche der Pforte Dienste geleistet, noch die türkischen Beamten, am allerwenigsten seine Günstlinge und Lieblinge und die von der Sultanin Walide Empfohlenen hätten Grund, über Knauserei zu klagen, obwohl von einzelnen unersättlich geldgierigen Menschen solche Klagen wohl mitunter laut geworden. Weit mehr noch als Jochmus Pascha, gewesener Türkengeneral und seliger deutscher Reichsminister, oder der Leibarzt Dr. Spitzer, dessen kräftige Stahlpillen den schlaffen Sultanmuskeln neue Spannkraft gaben, könnte Abdul-Meschids feister Hofnarr die Generosität seines Herrn rühmen. Diesen Spaßmacher pflegt der Sultan bei Anwandlungen muthwilligen Frohsinns in eines der Brunnenbehälter des Serails zu werfen und sich an dem Geplätscher des dicken Gesellen zu ergötzen, der es seiner fetten

Constitution verdankt, daß er nicht schon zehnmal ersoffen ist. Der harmlose Sultan lacht dann recht herzlich, wenn ihm ein so geistreicher Spaß einmal besonders gut gelingt. Dem Narren wird das kalte Bad gewöhnlich mit ein paar hundert Beuteln versüßt und für diese Summe läßt sich der Kerl wohl noch oft und gerne ins Wasser werfen.

Für die Europäer und die Künste ihrer Civilisation hat Abdul-Meschid mäßige Vorliebe, keine eigentliche Passion, keinen Enthusiasmus, aber auch keine alttürkische Abneigung. Er steht den Reformern immerhin näher als den Stocktürken, schwankt aber doch manchmal, möchte es mit beiden Parteien nicht verderben. Vielleicht ist das in seiner und seines Reiches Lage das Klügste, das Vernünftigste, das Ersprießlichste, was er thun kann. Weder durch die alttürkische Energie eines Bajasid Wetterstrahl, noch durch den Reformeifer eines Mustapha Köprili wäre jetzt noch die Zukunft des osmanischen Staates zu retten. Eher würde jedes Extrem in irgend einer Richtung die Katastrophe seines Untergangs beschleunigen. Allah hat es am Ende mit seinen Türken wohlgemeint, daß er ihnen auf den osmanischen Thron zu guterletzt noch einen so milden und wohlgesinnten Padischa bescheerte, der ein löbliches Bestreben hat, seine Unterthanen gerecht regiert und glücklich zu sehen, wenn auch die zu diesem Zweck befohlenen Maßregeln gar manchmal das Gegentheil bewirkten.

Ein Charakter wie der Abdul-Meschids auf dem Throne ist in der osmanischen Geschichte eine völlig neue Erscheinung. Die Türken haben Herrscher von den verschiedenartigsten Anlagen und Leidenschaften gehabt: Helden im Felde wie Suleiman, Helden in üppiger Liebe wie Sultan Ibrahim, Helden im Hasenjagen wie Mohamed IV. Aber unter all' den hohen, knorrigen und krüppelhaften Aesten und Zweigen, welche der

stolze Stammbaum Osmans trieb, erblickt man keinen, der nur harmlosen und freundlichen Schatten warf, wie der gegenwärtige. Ein solcher Charakter war nicht möglich in jenen rohen, blutschwangern Jahrhunderten, wo man in der Türkei die kleinen Leute pfählte und die großen erdrosselte, während man im gemüthlichen Deutschland folterte und Hexen verbrannte, in der freien Schweiz Menschen wegen Bibellesens oder ähnlicher Vergehen lebendig bratete oder in eisernen Kesseln sott, und wo selbst die geistreichsten Könige Frankreichs eine Lust fanden, für störrische und verdächtige Subjecte unter ihren getreuen Unterthanen die raffinirtesten Martern zu ersinnen. Die rauhe Atmosphäre jenes derben Zeitalters ließ keinen milden Organismus gedeihen, am allerwenigsten auf der Höhe des Thrones. Blutdurst und Grausamkeit waren im Orient wie in Europa lange herrschende Epidemien. Und bevor die Buchdruckerkunst ihre Wunder übte, den Geist erhellte, die Bildung verbreitete und die Charaktere zähmte, zuletzt auch eine neue Weltmacht, die öffentliche Meinung erzeugte, war der gute Herrscher auf dem Thron, wie Kaiser Alexander von Rußlands Dynasten sagte, nur ein „heureux hazard.“

Die ersten Spuren einer gewissen Scheu vor dem mißbilligenden Urtheil Europa's zeigten sich bei der Pforte erst gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts unter der Regierung Mahmuds I., wo zugleich der rebellische Uebermuth der Miliz den höchsten Grad von Frechheit erreicht hatte, und der gemeine Janitschar Patrona Chalil mehr Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte besaß, als der Sultan und der Großvezir. Dem Verlangen der Rebellen, daß man die unter Achmet III. an den Ufern der süßen Wasser angelegten Lusthäuser verbrenne, wurde die kaiserliche Antwort ertheilt: „zum Verbrennen gebe ich meine Erlaubniß nicht. Was würden die Höfe und Völker der Chri-

stenheit von uns denken? Ich erlaube nur, daß man sie abbreche.“ Der Geschichtsschreiber des Osmanenstaates legt mit Recht hohe Bedeutung auf diese ersten Symptome der Scheu vor der öffentlichen Meinung gebildeterer Völker. Die Einführung einer ersten Druckerei in Konstantinopel durch den ungarischen Renegaten Ibrahim war diesem bedeutungsvollen Zeichen fast unmittelbar vorhergegangen.

Einem unheilbar zerrütteten Staatswesen konnte der Einfluß Europa's und seiner Reformideen nicht wieder auf gesunde Beine verhelfen. Auch der klügste politische Heilkünstler, selbst wenn Reiherbusch und Diadem das Gewicht seines Doctorhuts vermehrt hätten, konnte nicht wieder gut machen was an einem kranken Organismus anderthalb Jahrhunderte gesündigt und versäumt hatten. Die Geschichte selber rief jenen stümperhaften Experimentatoren, welche mittelst der Moden und Künste Europa's dem alt und krüppelhaft gewordenen Türkenstaat die frühere Kraft und Größe wieder einzuimpfen hofften, ihr verhängnißvolles „Zu spät!“ zu. Aber Einen unendlichen Gewinn haben dennoch im Türkenlande die Größten wie die Kleinsten aus der Einführung der Reform gezogen. Sitten und Charaktere sind milder geworden, die tyrannischen Gelüste der Herrschenden, wenn auch einzelne häßliche Züge z. B. die Judenverfolgung in Damaskus, die Arnautengräuel in Bulgarien und die Folterlust des Abdullah Pascha von Trapezunt bis in die neueste Zeit hereinspuken, sind doch nicht der Schatten dessen mehr, was sie noch zu Anfang unsers Jahrhunderts waren.

Es wird eine ziemliche Zeit währen, bis die Bestimmungen des Hattischeriffs von Gülhaneh und des Tanzimats für die Unterthanen der Pforte sich so wohlthätig, für die Finanzen und Hülfsquellen des Reichs sich so heilbringend erweisen werden, als es in der Absicht des menschenfreundlichen Großherrn und des

reformeifrigen Vezirs Reschid Pascha lag. Der bis in den Grund verdorbene Charakter der höhern türkischen Stände, aus welchen in der Regel die Beamten hervorgehen, die tiefe und allgemeine Corruption dieser Beamtenwelt selber erschwert in unglaublichem Grade die Ausführung auch der dringendsten und wohlgemeintesten Reformen. Aber das Princip der Gerechtigkeit und Billigkeit in der Verwaltung und Justizpflege, wie in der Steuererhebung für alle Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens durch jene Documente von der Höhe des Thrones herab feierlich anerkannt und verkündigt war immerhin ein großer Act, an welchen sich in Betracht der Stellung der Pforte zu Asien und der Wirkung ihres Beispiels selbst auf die fernsten Länder islamitischen Glaubens vielleicht eine weltgeschichtliche Bedeutung knüpft. Der Einfluß dieser vom Türkenherrscher proclamirten humanen Reformideen muß sich früher oder später selbst auf Rußland erstrecken, in dessen asiatischen Provinzen die Beamten nicht besser hausen als Paschas und Sardaren. Wenn es des Schicksals Wille ist, daß ein russischer Kaiser dereinst einen Doppelthron in Byzanz errichtet, kann er den unterworfenen Völkern am Ende nicht weniger bieten als Abdul-Meschid. Oder er müßte ganz und gar über das Urtheil der Geschichte sich hinwegsetzen, deren Schreiber mit brandmarkenden Zügen auf ihre Tafel das Factum zeichnen würde: „daß ein türkischer Padischa humanere Absichten mit seinen Völkern und eine mildere Hand für seine Unterthanen gehabt, als der christliche Selbstherrscher aller Reußen."

Wenn die gegenwärtige Generation in der Türkei von den guten Regierungsgrundsätzen, welche der islamitische Türkenherrscher zur Beschämung von mehr als Einem reformfeindlichen Dynasten der Christenheit laut im Angesicht der Welt adaptirte, auch nur geringe Milderung ihres Looses spüren sollte, für die

Zukunft wird der ausgestreute Same nicht verloren sein. Noch steckt freilich zu viel dumpfer Fanatismus in der Masse der mahomedanischen Bevölkerung, noch sind die Rajas zu unglücklich, um des Sultans weise, edle Absichten zu würdigen; aber eine aufgeklärtere und dankbarere Generation wird dereinst vielleicht das Andenken eines Herrschers segnen, der noch immer Macht genug hatte, sehr viel Böses zu thun und doch nur Gutes that. Hätte ihm die Natur nur die Hälfte der Dosis von Energie verliehen, als er redlichen Willen besitzt, hätte er nur halb so viele Stunden den ernsten Staatsgeschäften geopfert, als er in Liebeleien vergeudet, hätte er nicht in früher Jugend schon im Prinzenkerker des Serails des „Geistes beste Hälfte" verpraßt, Abdul-Meschid würde vielleicht nicht nur ein gutes Andenken, sondern einen großen Reformatornamen in der Geschichte des Orients hinterlassen.

Durch Einführung der europäischen Reformen hat freilich auch der Sultan persönlichen Gewinn gezogen, der um so günstiger ins Gewicht fällt, als ihm derselbe in der Gegenwart zu Gute kommt, nicht erst auf künftigen Genuß zu vertrösten braucht. Der Sultan hat mit der Reform, mit der militairischen und administrativen Ordnung und Disciplin seine persönliche Sicherheit gewonnen, seinen Thron gegen innere Stürme gefestigt. Wer die osmanische Geschichte gelesen, wird die Herrscher inmitten der Fülle von Glanz und Genuß nicht sonderlich beneidet haben. Der Mann, der über Leben und Eigenthum von Millionen verfügte, mußte unaufhörlich für das seinige zittern. Mitten in der üppigen Pracht seines Seraillebens, in den Umarmungen seiner Odalisken sah er wie jener Dionysosgünstling am dünnen Roßhaar die scharfe Schwertesspitze über seinem Haupte schweben.

„Der Aufruhr," sagt Hammer-Purgstall, „war lange eine

stehende Regierungsform im osmanischen Reiche.“ Durch Janitscharenmeuterei und Sultanmord war der türkische Despotismus trotz der scheinbaren Unbegrenztheit des Willens und der Launen des Herrschenden dennoch beschränkt. Sultan Ibrahim, der ausschweifendste aller türkischen Herrscher, konnte eine Zeitlang dem tollsten Tyrannenhumor fröhnen, konnte alle Kaufläden seiner Hauptstadt plündern, um seinen Palast mit ihren Schätzen zu bereichern, konnte dem Verbote des Korans zum Trotz acht Weiber heirathen, konnte Possenreißer und Schalksnarren zu den höchsten Reichsämtern erheben, einen Zigeuner zum Janitscharen-Aga, einen Taschenspieler zum Kapudan-Pascha ernennen, konnte Zobel- und Ambrasteuern ausschreiben und sein Volk auf eine selbst in der Türkei unerhörte Weise brandschatzen, Niemand mahnte den Herrscher, mit den Ausgeburten seiner Tollheit sich zu mäßigen, alles schwieg und gehorchte. Aber hinter dem Vorhang der Bühne grollte die Meuterei und lauerte die unheimliche Gestalt Kara-Ali's des Sultanhenkers. Was nützte da dem Zobel und Ambra liebenden Wüstling das genossene Uebermaß von Macht und Pracht, als er im stinkenden Ausgusse des Serails schmachtend einem elenden Tode durch Henkershand entgegen zitterte!

Die Sultane haben, seitdem Europa die neue Kriegskunst erfunden und besser disciplinirte Heere als die Türken geschaffen, auf den Genuß des Kriegsruhmes und der Machtvergrößerung, auf das Vergnügen, Giaurländer zu verwüsten und Giaurvölker zu knechten, verzichten müssen. Wenn jetzt einem neuen Padischa bei seiner Thronbesteigung der Säbel umgürtet wird, umgaukeln ihn nicht mehr die alten Welteroberungsträume, und Abdul-Meschids Vater war der letzte Sultan, der zum Janitscharen-Aga das bedeutungsvolle Wort sagte: „Wir sehen uns wie-

der beim rothen Apfel!"*) Dagegen genießt er jetzt ruhigen Schlaf. Kein Heuwagen sperrt ihm den Weg, keine verschmähte Reisschüssel preßt ihm den Angstschweiß aus der Stirne und jagt ihm das Blut aus den Lippen.**) Längst schon ist die militairische Subordination durch Strenge befestigt, und die Casernenzucht hält alle meuterischen Gelüste nieder, die alten Stocktürken, die Janitscharenfreunde, mögen sich heute noch oft im stillen Grimm die Nägel kauen, aber sie kennen ihre Ohnmacht den geordneten Reihen des Nizam gegenüber.

Der Sultan kann heute auch ohne Gefahr menschlich sein und selbst Großmuth üben, solange die Disciplin seines Heeres nicht wankt. Seit der Vernichtung der Janitscharen hat die Humanität von Oben herab im türkischen Orient bedeutende Fortschritte gemacht. Todesurtheile sind jetzt selten, die Prügelstrafe wird lange nicht so häufig angewendet als in Rußland und Polen. Der türkische Herrscher braucht auch nicht mehr nach seiner Thronbesteigung den Henker seiner Blutsverwandten, seiner Brüder zu machen. Mehr noch als die Rohheit des Zeitalters und der Besitz schrankenloser Macht machten Argwohn und Furcht vor Aufruhr und Verschwörung die frühern türkischen Herrscher zu Ungeheuern. Das Staatsgesetz Mohameds II., welches dem Pa-

*) Wenn ein neuer Sultan am Tage der feierlichen Säbelumgürtung an den Casernen der Janitscharen vorüber ritt, nahm er aus den Händen des Janitscharen-Obersten eine Schale Scherbet an, die er mit Dukaten gefüllt zurückstellte und dann die Worte hinzusetzte: „Wir sehen uns wieder beim rothen Apfel," so nennen die Türken die Stadt Rom.

**) Der Ruf: „ein Heuwagen sperrt den Weg!" war das gewöhnliche Signal der Janitscharen-Aufstände. Eben so drohend war das Zeichen, wenn bei der Soldaustheilung die übliche Reisschüssel von den Janitscharen unberührt blieb.



dischа den Brudermord nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht macht, wird wohl nicht mehr zur Anwendung kommen. Dieses schauderhafte Mordgesetz hatten Mufti und Ulemas durch ihren beistimmenden Ausspruch sanctionirt, auf eine Stelle des Korans sich stützend: „Unruhe ist verderblicher als Todtschlag," welche im weitesten Sinne zur Sicherung der Ruhe ausgelegt allerdings jeden Mord heiligt. Es brandmarkt dieses Gesetz, wie der alte Hammer kräftig sagt, mit blutigen Zügen das vom Eroberer gegebene osmanische Staatsrecht und ausschließlich das osmanische zur ausschließlichen Schande vor allen Barbaren.

Der römische Geschichtsschreiber Justinus bemerkt, daß es in Persien gleichsam zur Verherrlichung des Thrones gehöre, wenn Vater- oder Brudermörder denselben besteigen. Aber von einem Gesetz, welches den Brudermord als rechtmäßig zur Sicherung des Thrones erklärt, wußte selbst der Codex des persischen Despotismus nichts und dasselbe war dem osmanischen Staat allein vorbehalten.

„Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, seine Brüder hinrichten lasse, zur Sicherung der Ruhe des Staates; sie sollen darnach handeln." Osman, der Gründer des Reiches, hatte mit Durchpfeilung seines Oheims das erste Beispiel des Verwandtenmords, Bajasid der Wetterstrahl durch die Hinrichtung seines Bruders beim Regierungsantritt das erste Beispiel des Brudermords gegeben. In seine Fußstapfen war sein Urenkel Mohamed II. getreten; aber er wollte den Brudermord nicht nur ausüben, sondern auch als rechtmäßig stempeln, und sein Beispiel sollte nach obigem Ausspruch als Gesetz gelten. Auch der große Suleiman ließ seine beiden hoffnungsvollen Söhne Mustapha und Bajasid sammt ihren fünf

kleinen Kindern in einer Anwandlung von argwöhnischer Laune erwürgen.

Abdul-Meschid verdankt es der Reform, welche sowohl dem Throne Sicherheit gewährte, als auch ihren mildernden Einfluß auf Charaktere und Sitten behauptete, daß er von der Versuchung, in den blutigen Fußstapfen seiner Ahnen zu wandeln, frei geblieben ist. Jenes brudermörderische Staatsgesetz, welches auch vor der Reform nicht immer in praktischer Uebung war, ist heute als gänzlich beseitigt zu betrachten. Der Bruder des Sultans, ein schöner junger Prinz, der klüger und kräftiger, aber nicht so harmlos gutmüthig aussieht wie Abdul-Meschid und das Ebenbild seines Vaters Mahmud sein soll, darf jede Woche ein paarmal frische Luft schöpfen und in einem Ruderkaik durch den Bosporus fahren. Er genießt mehr Freiheit als irgend ein kaiserlicher Prinz seit der Regierung Mohameds III. genossen. Von der Zeit des letzt genannten Sultans datirt sich der strenge Brauch, nach welchem alle kaiserlichen Prinzen, selbst der Thronfolger im Serail eingesperrt wurden und dasselbe nie verlassen durften. Mohamed III. war der letzte der osmanischen Kronprinzen, welche als Statthalter von der Hauptstadt entfernt der Thronbesteigung harrten. Alle folgenden Sultane sind aus dem Dunkel des Kronprinzenkerkers, welcher der „Käfig“ heißt, unmittelbar an das volle Licht des Thrones getreten, ohne früher in der Provinz freie Luft geathmet und als Statthalter das Regieren versucht zu haben. Gründliche Forscher und Kenner des Orients schreiben auch diesem Umstand theilweise das Sinken des osmanischen Staats zu.

Der moralische Fortschritt in Bezug auf die kaiserlichen Familienbande ist freilich kein vollkommener. Ein innig brüderliches Verhältniß zwischen dem Großherrn und seinem Bruder existirt nicht. Letzterer wird beaufsichtigt, darf mit keinem Pascha

verkehren, überhaupt weder Besuche machen noch annehmen. An ein cordiales Familienverhältniß, wie es bei europäischen Höfen zuweilen stattfindet, ist in Stambul vorläufig gar nicht zu denken. Von der altosmanischen Brudermordpolitik bis zur Bruderliebe im christlichen Sinn wäre der Sprung auch gar zu wunderbar. Immerhin aber verdient es als eine der Segnungen der Reform hervorgehoben zu werden, daß der Sultan bei seiner Thronbesteigung sich nicht mehr das Kainszeichen an die Stirne malt und daß die unglücklichen Sultanbrüder nicht mehr bei jedem Rasseln der Thüre ihres Käfigs an die finstere Erscheinung Kara-Ali's zu denken brauchen.

Wie die Sultane, die osmanischen Prinzen und der große plebejische Haufe im Türkenstaate durch den Nizam Dschedid d. h. die neue Ordnung eine Besserung ihres Looses gewonnen, so auch der türkische Große. Eine eigentliche Aristokratie nach dem Musterbilde Europa's oder Persiens hat im Osmanenstaate nie existirt, die Großwürdenträger gingen nach der Laune des Sultans oder des in seinem Namen herrschenden mächtigsten Staatsmannes (welcher nicht immer der Großvezir war) aus den Serailpagen, den Janitscharen, den Renegaten und dem gemeinen Haufen hervor. Allmählig hat zwar der Brauch zugenommen, daß man die Söhne der Paschas und anderer Beamten bei Aemtervergebung mehr berücksichtigte; aber eine erbliche, mit Rechten und Privilegien ausgestattete Aristokratie wie im monarchischen Europa oder eine Oligarchie wie in den Republiken Italiens und der Eidgenossenschaft hat der Osmanenstaat nie gekannt. Die Gnade des Herrschers allein erhob den Unterthan und warf ihn wieder in den Staub. Nur der Brauch, hohe Beamte mitunter aus der allerniedersten Volkshefe zu nehmen, ist allmählig abgekommen. Einzelne Familien z. B. die Köprili haben eine Reihe von berühmten Paschas und Großveziren geliefert.

Die türkischen Großen haben ihrerseits erst mit der Reform die Sicherheit ihrer persönlichen Existenz gewonnen. Keine Meutererrotte wagt mehr ihre Köpfe zu begehren und die großherrliche Despotenlaune hat, wie gesagt, die Zeit gemildert. Die wilde Brutalität der Abkömmlinge Osmans hatte bereits seit dem Carlowitzer Frieden, der ersten großen Demüthigung des Halbmonds, beträchtlich abgenommen und keine kolossalen Schreckensgestalten wie Mahomed II., wie Selim I., wie Murad IV., große Eroberer und noch größere Scheusale verherrlichten und schändeten mehr den türkischen Thron. Doch dauerten die Hinrichtungen abgesetzter Großwürdenträger noch lange fort und die Vermögensconfiscationen reichen bis zum Regierungsantritt Abdul-Meschids. Unter all' den wunderlichen Eindrücken, welche der Leser der osmanischen Geschichte empfängt, ist vielleicht keiner so wunderlich als der Umstand, daß es so viele ehrlüsterne Thoren in einem Staate gab, wo der Ehrlust in der Regel ein so böses Ende bevorstand. Das diamantne Halsband, an welchem der amtliche Siegelring der Großvezire befestigt war, konnte als warnendes Symbol der seidenen Schnur gelten, welche dem abgenommenen Siegelring so häufig folgte. Was nützte „Freundschaft, Liebe, Gunst der Herrscher, welche so schnell kam und schwand wie ein Sonnenblick am Decemberhimmel?“ Der große Suleiman hatte den berühmten Renegaten Ibrahim, den Eroberer von Tabris und Bagdad, lange wie seinen liebsten Freund behandelt, hatte ihm gegenüber die strenge Etiquette ganz abgeworfen, sogar das Schlafzimmer mit ihm getheilt, ihn mit Ehren und Schätzen überhäuft. Und am Ende reichte der wüste Traum einer einzigen Nacht bei dem argwöhnischen Sultan hin, den Freund und Günstling erwürgen zu lassen!

Heute erdulden gefallene Großvezire und abgesetzte Paschas nur gelinden Hausarrest in der Hauptstadt oder anständige Ver-

bannung nach einer fernen Provinz, wo sie ohne strenge Beaufsichtigung ziemlich ungenirt leben können. Der Hausarrest ist mehr angerathen als erzwungen. Der ernannte Nachfolger fürchtet gewöhnlich die Intriguen des abgesetzten Vorgängers und läßt ihn warnend mahnen, sich für einige Zeit der Politik und der Umtriebe zu entschlagen. Der Paschatitel und das Vermögen bleibt jetzt fast immer dem in Ungnade Gefallenen. Man begnügt sich bei jenen, deren Raub und Reichthum notorisch sind, sie um Bezahlung einer gewissen Abschlagssumme höflich zu mahnen, welche aber natürlich nicht in den Säckel des Staats, sondern in die Taschen der neuen Machthaber, der Hofleute und einflußreichen Divanmitglieder fließt.

Riza Pascha, welcher in den ersten Jahren der Herrschaft Abdul-Meschids als dessen Spielkamerad aus frühester Knabenzeit der allmächtige Mann im Staate war und dessen Politik fast ausschließlich leitete, hatte sich durch Bestechungsgelder ein ungeheures Vermögen erpreßt, das ihm fast ungeschmälert gelassen wurde. Seine Nachfolger waren um so geneigter, den gefallenen Günstling zu schonen, als sie wohl vermutheten, daß es seiner Ränkekunst und dem Einflusse der Walide gelingen werde, ihn früher oder später wieder auf den Sessel der Gewalt zu heben. Ist doch der junge Großherr gutmüthig und versöhnlich und zeichnet sich auch hierin rühmlich vor seinen Vorgängern aus, welche den unheimlichen Wahlspruch Murads IV. „die Rache altert nicht, wenn sie auch ergraut" mehr oder minder adoptirt hatten. Höchst selten kam in früherer Zeit ein gefallener Günstling zum zweiten Mal zu Würden und Ehren. Riza's Einfluß ist jetzt wieder merklich gestiegen und dem reformeifrigen Reschid Pascha ist er der gefährlichste Rival. Der wahre Grund seines ersten Sturzes, welcher so plötzlich erfolgte, daß die Spürnasen in den perotischen Gesandtschaftshotels darüber höchst verblüfft

waren, ist nie genau bekannt geworden. Was man darüber in den Zeitungen gelesen, sind vage Vermuthungen perotischer Plauderer und Neuigkeitsjäger, aber ohne einen Schatten von Zuverlässigkeit. Es hält überhaupt noch heute ungemein schwer, über das, was sich innerhalb des Serails begibt, etwas Sicheres zu erfahren. Dieses Serail mit seinen vielen Gebäuden, Menschen, Intriguen und Lastern inmitten der türkischen Hauptstadt bildet für sich eine kleine abgeschlossene Welt, durch deren chinesische Mauer man nicht schauen kann und aus deren mysteriösen Räumen mehr unverständliches Lispeln als vernehmbarer Laut hervordringt. Selbst den Gesandtschaften gelingt es nicht immer, Genaues zu erfahren, obwohl jede derselben ihre Kundschafter besoldet. Am besten unterrichtet sind in der Regel die Russen, weil sie zu diesem Zwecke mehr Geld spenden als die andern und in Konstantinopel ein zahlreicheres Corps von Spionen und Agenten unterhalten, als alle übrigen Gesandtschaften zusammengenommen. Das Geld aber besitzt im Orient allein die Zaubergewalt, Geheimnisse zu enthüllen. Man hat mehr als Einen politischen Grund angeführt, um die plötzliche Ungnade jenes mächtigen Günstlings, welcher so lange fast ausschließlich den Ohren seines Gebieters souffliren durfte, zu erklären. Das Wahrscheinlichste ist, daß Riza einfach nur das Opfer einer kleinen Haremsintrigue war. Im Harem aber machten sich neben dem Einflusse der Walide allmählig noch andere Einflüsse geltend. Die schwarzen Eunuchen dienen für Geld noch gerne als Vermittler des Verkehrs zwischen türkischen Parteihäuptern und dem Frauenhause des Serails. Ueber das Verhältniß Riza Pascha's zur Sultanin Walide ist man nie gehörig aufgeklärt worden. Man wußte nur, daß letztere dem ehemaligen Lieblingspagen Sultan Mahmuds eine Zeitlang hold war und seine politische Macht unterstützte. Sie besuchte auch, wie gesagt, die Frauen

Riza Pascha's öfter als andere Paschafrauen. Dadurch scheint das Gerücht eines intimen Verhältnisses entstanden zu sein, welches bei den häuslichen Einrichtungen Stambuls ziemlich unbeweisbar bleibt.

Als der Vertreter einer Art von Mittelpartei zwischen den Alttürken und den entschiedenen Reformern hatte Riza Pascha's politische Stellung eine hohe Bedeutung. Klugheit und Ränkesucht sind die vorherrschendsten Züge seines Charakters. Stolz und ehrsüchtig weiß er sich gleichwohl nach den Umständen zu mäßigen. Er begnügte sich mit dem factischen Besitze der Gewalt und deren pecuniären Vortheilen, die äußere Ehre aber überließ er dem alten Großvezir Rauf Pascha, welcher neben ihm eine vollkommene Null war. Einer der Dragomane der österreichischen Internuntiatur erzählte mir, daß, als es sich einmal handelte, für einen österreichischen Künstler die Erlaubniß zu einer öffentlichen Vorstellung zu erhalten, der alte Großvezir sich nicht getraute, einen so geringfügigen Act seiner administrativen Gewalt ohne Riza's Beistimmung zu üben und den Dragoman ersuchte, zuvor noch die Genehmigung des letztern einzuholen. Riza wußte in jenem schwachköpfigen und gutmüthigen Greise den rechten Strohmann zu wählen, um seine Herrschsucht zu befriedigen, ohne zu viel Neid zu erregen, ohne zu großes Aufsehen zu machen. Gegen eine wirkliche Erhebung des jungen Riza auf den Großvezirposten hätten sich damals die Graubärte im Divan doch etwas gesträubt und alle verdeckten Batterien ihrer Machinationen und Ränke spielen lassen, in welchen die höhere Classe in der Türkei wohl von keinem Volke der Welt übertroffen wird.

Riza Pascha hat gegen die Europäer eine tiefe persönliche Antipathie, die er den Umständen nach zu verbergen sucht, da er wohl einsieht, daß seine Macht nicht hinreichen würde, den europäischen Einfluß ganz vom Hofe zu verdrängen. Die Stellung

der Gesandtschaften, der hofmeisternde Ton, welchen die Großmächte zuweilen gegen die Pforte anstimmen, wurmt ihn und verletzt seinen Hochmuth. Er hat alle jungen Türken, welche in den europäischen Hauptstädten erzogen und gebildet worden, von höhern Aemtern und jeglichem Einfluß auf den Großherrn fern zu halten gewußt. Groll, Neid und Eifersucht gegen seinen Rivalen Reschid, das Haupt der Reformpartei, leitete die Grundsätze seiner Politik und motivirte die meisten Maßregeln seiner Verwaltung. Er hat übrigens zu klaren Verstand, um nicht einzusehen, daß es mit dem alten Stocktürkenthum für immer vorbei ist, daß der Geist und die Energie der frühern osmanischen Zeit, auch wenn sie in der Nation wieder geweckt werden könnten, doch nicht mehr die alten Wunder gegenüber der Disciplin und der gesteigerten Kriegsmacht Europa's zu üben vermöchten und daß die gegenwärtigen Machthaber, er selbst mit inbegriffen, von einem wiederauflodernden Feuer des Volksfanatismus wahrscheinlich zuerst gefressen würden. Seine Partei ist ziemlich negativ und farblos und saugt ihre Lebenskraft einzig nur aus dem gegenseitigen Hasse und Mißtrauen zwischen den Alttürken und den Reformern. In neuester Zeit hat er sich den letztern mehr genähert, weil er wohl eingesehen, daß die Alttürken ihre Partie für immer verloren haben.

Reschid Pascha der Reformer ist ein soviel besprochener öffentlicher Charakter, daß wir ihn dem Leser wohl nicht zu zeichnen brauchen. Ueber den politischen und moralischen Werth dieses Staatsmannes lauten die Urtheile verschieden und seine Bewunderer haben ihn eben so übertrieben hochgestellt, als ihn die Gegner unverdienterweise in den Koth gezerrt. Reschid ist für die Türken der Dolmetscher europäischer Bildung, der Vertreter der Zeit, der Mann der Nothwendigkeit unter den herrschenden Verhältnissen. Er ist weder ein Riesengeist wie der

große Peter, der das Genie, den Muth und die Macht hatte, seinem widerstrebenden Volke den Fortschritt aufzuzwingen, noch ein hochherziger und edelsinniger Schwärmer wie Joseph II., dessen Kraft und Talent nicht im Verhältniß stand zu seinem edlen Wollen. Man hat den türkischen Staatsmann falsch beurtheilt, wenn man ihn blos als einen von französischer Modesucht berückten Experimentenmacher und Charlatan schilderte und seine guten Seiten nicht gelten lassen wollte. Wäre er gar nichts als ein eitler Projectmacher, er würde sich nicht so lange in der Macht behauptet haben, würde nicht bei jeder neuen politischen Combination immer wieder auf die Schaubühne treten, nachdem seine politischen und persönlichen Gegner im Besitze der Gewalt noch schneller ihre Hülfsmittel erschöpft und noch kläglicher Fiasco gemacht hatten. Reschid Pascha ist kein Reformator aus Enthusiasmus, aus Humanitätsschwärmerei oder aus Eitelkeit. Er geht diesen Weg aus kluger Ueberzeugung, weil er einsieht, daß ein morsches Schiff immer noch besser sich erhält, wenn es mit dem Strome schwimmt als wenn es im Kampfe gegen die reißenden Fluthen nur seinen Leck vergrößert. Wer einmal die Lage der Türkei dem übermächtigen nordischen Nachbarn und dem gebildeten Europa gegenüber klar ins Auge gefaßt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß eine Rückkehr zum alten System ein Ding der reinen Unmöglichkeit ist, daß jeder derartige Versuch den Schiffbruch unaufhaltsam herbeiführen müßte, der wird schwerlich andere Mittel zur Rettung oder auch nur zur momentanen Erhaltung des Reiches vorzuschlagen haben. Der entschiedene Rückschritt ist im osmanischen Staate nicht möglich, weil ihn die Zeit und die Verhältnisse nicht dulden würden, und ein kräftiger, gesunder Fortschritt ist eben so unerreichbar, weil das ganze Räderwerk des Staatsmechanismus zu rostig, zu abgenützt, zu wurmstichig ist. So bleibt nichts übrig,

als ein mäßig progressiver Gang, ein Laviren mit dem lecken Fahrzeug, welches ein Segeln mit vollem Luftzuge nur in den Grund bohren würde. Diese Aufgabe hat Reschid mit mehr Klugheit und Geschick zu lösen unternommen, als irgend einer seiner Collegen. Ein glänzender Erfolg hat seine Reformversuche nicht gekrönt; aber ein solches Resultat wäre unter den obwaltenden Verhältnissen nicht denkbar, selbst wenn ein begabterer Minister die Zügel leitete und ein mit mehr Geist und Willenskraft ausgestatteter Padischa als der gegenwärtige auf dem Throne säße. Wer immer auch in Zukunft berufen sein mag, die Politik des osmanischen Staates zu leiten, der wird von Versuchen und Experimenten anderer Art durch die Macht der Nothwendigkeit selber immer wieder auf die Bahn zurückgedrängt werden, welche Natur und Lage der Dinge diesem Staate für die Gegenwart angewiesen. In der türkischen Geschichte wird der Name Reschid nicht neben den der großen Staatsmänner früherer Zeiten, neben einem Mehemed Sokolli oder Achmed Köprili, glänzen; aber wir zweifeln, ob letztere unter den veränderten Zeitverhältnissen glücklichere Geschäfte gemacht hätten, als er. Es gibt Lagen und Zustände, die aller Weisheit, aller Erfindungskraft spotten, so wie das größte menschliche Genie seine Ohnmacht fühlt im Streite gegen übergewaltige Naturkräfte. Ein Suleiman auf dem Throne und ein Köprili auf dem Großvezirstuhl würden heute so wenig als der harmlose Abdul-Meschid und der modernisirte Reschid die Zukunft des türkischen Staates retten können, ohne wie diese für die Gegenwart eine wohlthuende Erscheinung zu sein, ohne das Andenken menschenfreundlicher Absicht der Nachwelt zu hinterlassen.

Zwischen den Staatsmännern Reschid und Riza stand damals Rifaat Pascha, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als versöhnender Vermittler. Er war ein cordialer, ge-

müthlicher Türke, und seiner angenehmen Formen wegen besonders bei der europäischen Diplomatie beliebt, welche ihn auf alle mögliche Weise zu stützen suchte. Ich sah diesen Staatsmann öfters in den diplomatischen Salons von Pera, wo er unter allen höhern türkischen Beamten der willkommenste Gast war und den behaglichsten Eindruck machte. Seine Bonhomie lag freilich mehr in seinem äußern Wesen. Das was man Gemüthlichkeit im deutschen Sinne nennt, ist bei türkischen Großen nicht zu finden. Wer Rifaat Pascha aus längerm Verkehr kannte, gewann ihn lieb als einen jovialen, verträglichen Mann von gleichmäßiger Stimmung, entdeckte aber auch eine nicht geringe Gabe von diplomatischer Pfiffigkeit und Verstellungskunst, ohne welche sich kein Türke lange auf dem Posten eines Reis-Effendi behaupten würde. Rifaat Pascha gehört zu jenen geschmeidigen Staatsmännern, deren sich selbst Großvezire von verschiedenen politischen Richtungen gerne bedienen und die jedem Hof gut dienen, solange er mächtig und glücklich ist.

Eine der merkwürdigsten Gestalten der neuesten türkischen Geschichte ist Omer Pascha, der Renegat. Ich war diesem Manne von einem preußischen Offizier, welcher früher im türkischen Heer gedient und nach der Schlacht bei Nisib seinen Abschied genommen hatte, empfohlen und fand eine sehr cordiale Aufnahme. Omer Pascha war eben von seinem siegreichen Feldzuge gegen die aufrührerischen Albanesen zurückgekehrt und spazirte mit Oberst von Gutschkowski, meinem verehrten Freunde, plaudernd auf dem Verdeck eines Dampfers, als ich ihn zum erstenmale sah. Er steckte den Empfehlungsbrief ungelesen zu sich, schüttelte mir die Hand und lud mich in sein Hauptquartier nach Albanien ein, wohin er in den nächsten Tagen zurückzukehren gedachte. Eine hohe, breitschulterige, athletische Gestalt strotzend von Gesundheit und Sehnenkraft, ein sehr martialisches Gesicht, aus

welchem Energie und fester Charakter, aber auch ein gewisser Zug von Gemüthlichkeit spricht, ein ruhiges Selbstbewußtsein seiner Tüchtigkeit, eben so fern von hochmüthiger Arroganz wie von Schüchternheit, diese Züge seines äußern Wesens und Benehmens sind ihm als sehr empfehlenswerthe Qualitäten neben andern bedeutenden Eigenschaften des Charakters und Geistes bei den Türken gut zu statten gekommen. Seine Manieren haben etwas Feines und Angenehmes, seine Conversation ist behaglich und das Ohr jedes Anwesenden hängt an seinem Munde, wenn er kriegerische Begebenheiten und Züge aus seinem thatenreichen Leben erzählt. In seiner Erscheinung liegt ein Anstrich von Biederkeit und soldatischem Freimuth, doch nicht ohne eine gute Dosis orientalischer oder slavischer Feinheit und Schlauheit. Solche Eigenschaften neben großer militairischer Tüchtigkeit bedurfte er aber auch, um als Renegat in der modernen Türkei sein Glück zu machen. Für jeden Andern wären die Wege zu Glanz und Würde viel zu schlüpferig oder zu holperig gewesen und würden schwerlich zum wünschenswerthen Ziele des Ehrgeizes geführt haben ohne Straucheln oder Beinbruch. Auch die Geschichte mußte das ihrige dazutragen, denn ohne die Zerwürfnisse im Türkenstaate, ohne die ärgsten Verlegenheiten der Pforte würde man zu den Diensten eines tapfern, mit Feldherrntalent begabten Renegaten schwerlich die Zuflucht genommen haben. Wie im letzten Jahrhundert würde man das Obercommando der Heere und die Leitung der Feldzüge lieber einem bequemen, impotenten, kriegsunkundigen Großvezir überlassen haben, der mit seinem Harem ins Feld geritten wäre und Ulemas und Derwische in seinen Kriegsrath gezogen hätte.

Zur Zeit, wo die türkische Geschichte noch von Waffenruhm und Siegen strahlte, ward es den Renegaten nicht schwer, sich unter Türken zu fördern. Die alten Sultane sahen nicht auf

Nationalität und Herkunft ihrer Diener. Sie wählten dieselben aus den verschiedensten Ländern, die sie erobernd durchzogen hatten, wie aus den verschiedensten Schichten ihrer Unterthanen. Gezwungene und freiwillige Renegaten bildeten in früheren Jahrhunderten die wahre Stütze der osmanischen Macht. Christenkinder, welche man mit Gewalt ihren Eltern entriß, sie zum Dienste des Serails oder Heeres erzog und durch sie die gelichteten Reihen der Janitscharen und Sipahis ersetzte, halfen mit ihrem Blute zum festen Kitt des türkischen Staatsgebäudes, zur Zerstörung ihrer Heimathländer mächtig mit. Die Aufhebung des tyrannischen Brauches, Christenkinder gewaltsam für den Kriegsdienst auszuheben und zur Annahme des Islam zu zwingen, scheint erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgt zu sein. Ranke in seinen trefflichen historischen Fragmenten bezeichnet das Aufgeben dieses Brauches als das größte Glück, welches den Griechen und Serben begegnen konnte, die nie an Selbstständigkeit hätten denken, nie einen Aufstand in der Hoffnung des Erfolges hätten wagen können, wenn man fortgefahren, ihre beste Jugend zur Sclaverei abzuführen und zum Waffendienste gegen ihre Eltern und Brüder zu erziehen. Erst nachdem die Sultane dieses eben so nützliche als schändliche Mittel aufgegeben, erschien in den Gebirgen Griechenlands der erste Klephte, den die Lieder feiern, Christos Millionis.

Auch die meisten Großvezire und Großwürdenträger des osmanischen Reiches zur glänzendsten Epoche seiner Geschichte unter Soliman und Selim waren Renegaten, z. B. Ibrahim, Ali, Rustem, Mehemed Sokolli, Barbarossa das „große Raubthier der Meere" u. s. w. Nicht durch turkomanische Rohheit und Unausschließlichkeit, bemerkt der Geschichtsschreiber des osmanischen Reichs, sondern durch griechische und slavische Feinheit und List, durch albanische und dalmatische Unerschrockenheit und Treulosig-

keit, durch bosnische und kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch all' diesen Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit, durch die Talente und Herrschergaben von Eingebornen der eroberten Länder ist das türkische Reich als Koloß aufgestiegen, der den Nacken der Völker niedertrat, welche durch Renegaten und Sclavensinn ihre eigenen Eingeweide zerfleischten.

Als die osmanische Macht zu sinken und der Einfluß des Harems, der Pagen und Eunuchen auf die verweichlichten Sultane zu steigen begann, wurde auch der Brauch, die obersten Stellen mit talentvollen Fremden und religiösen Ueberläufern zu besetzen immer seltener. Die Serailcamarilla fand es ihrem persönlichen Vortheil angemessener in die hohen Stellen ihre Creaturen einzuschieben. Man macht in der Geschichte des Türkenstaates eine ähnliche Bemerkung wie in der Geschichte fast aller Monarchien und Republiken Europa's. Solange die Staaten jung, aufblühend, kräftig sind, ist dem Talent, auch wenn es in niedrigster Sphäre geboren, der Zutritt zu den Aemtern und Würden nicht verschlossen. Später, wenn die Staaten altern, regen sich immer mehr die ausschließenden Tendenzen des Patriciats oder derer, welche im Genusse der Macht sind. Den Capacitäten der untern Schichten der Gesellschaft und besonders den Fremden wird es dann weit schwerer gemacht emporzukommen. In der Geschichte der kleinsten Cantonsrepubliken der helvetischen Eidgenossenschaft findet man in dieser Beziehung die gleiche Erscheinung, wie im Türkenreiche und in den mächtigsten monarchischen Staaten Europa's. In den letzten zwei Jahrhunderten der türkischen Geschichte sehen wir nur selten einen Renegaten zur Paschawürde gelangen und bis auf die neueste Zeit, wo der tapfere Kroat Omer im Moment großer Noth als eine historische

Figur auftauchte, hatte keiner mehr einen berühmten Namen hinterlassen.

Auch Omer Pascha hatte Anfangs einen sehr schweren Stand. Es fehlten ihm nicht die Neider, die Stellenjäger, die Intriguanten, die sich redlich Mühe gaben, ihm mitten in seiner politischen Carriere ein Bein zu unterstellen, seine Dienste zu verkleinern, ihn zu verläumden und zu verderben. Mehr noch als seine Leistungen im Felde bewundern wir seine schlaue Klugheit, seinen Tact, seine Geduld und Ausdauer diesem Kreuzfeuer von Cabalen gegenüber. Kein Mittel ward verschmäht, kein Versuch gescheut, den Emporkömmling beim Großherrn anzuschwärzen. Als Omer Pascha bereits gegen Drusen, Maroniten, Albanesen und Kurden der Pforte die wesentlichsten Dienste geleistet und sein Kriegstalent erprobt hatte, ließ man ihn noch immer auf einer ziemlich tiefen Stufe der höhern osmanischen Rangclasse stehen. Er war noch einfacher Pascha nach drei siegreich beendigten Feldzügen zur Zeit, wo der einfältige junge Mehemed Ali, Pascha von Tophana, der schönste und dümmste Mann von Konstantinopel, der kein anderes Verdienst um den Staat hatte, als daß er eine Unmasse des feinsten Knasters consumirte, einige zwanzig Tassen Mocca täglich schlürfte, sehr lange schlief und eine Schwester des Sultans heirathete, bereits die Ferikwürde mit dem entsprechenden Demantnischan erhalten hatte. Zum Glück arbeiteten die politischen Ereignisse mächtig für den lange verkannten und schlecht belohnten Renegaten Omer. Als die Stürme der letzten Revolutionsjahre hereinbrachen, die Bewegung sich der türkischen Grenze näherte und sogar Theile des türkischen Reichs berührte, da fand man eben wieder keinen passendern Kriegsmann, dem man das Commando eines schlagfertigen Heeres anvertrauen konnte, als den tapfern Kroaten, um die Russen und die eigenen Völker zu überwachen. Omer löste

auch hier seine Aufgabe mit dem gewöhnlichen Tact, mit derselben Klugheit, die ihm nicht weniger als sein militairisches Talent in den glücklich beendigten Feldzügen zu statten gekommen ist. Die Fürstenthümer wurden nach hergestellter Ruhe von den Truppen des Suzerains und des Protectors geräumt, ohne daß es zu einer Collision gekommen wäre. Der jüngste bosnische Aufstand erforderte mehr noch als die Empörungen in Albanien und Kurdistan einen Mann, welcher mit Kriegskenntniß, Energie und Festigkeit auch politische Klugheit und diplomatische Gewandtheit paarte. Noch ist die Geschichte der jüngsten bosnischen Ereignisse zu wenig aufgeklärt und der Erfolg nicht hinreichend gesichert, um über die dortigen Leistungen Omers ein Wort zu sprechen.

Das Glück, das Verdienst und die Beharrlichkeit dieses merkwürdigen Renegaten haben zuletzt alle Cabalen seiner Gegner zu Schanden gemacht. Omer wurde zur hohen Würde eines Muschirs erhoben und führt in Bosnien den Seriaskiertitel. Reschid Pascha durfte sich seinerseits Glück wünschen, daß ihm ein so kluger Kopf und eine so kräftige Faust bei Ueberwindung der innern Schwierigkeiten des Staats zu Gebote stand. Die Fähigkeiten dieser beiden Männer ergänzen sich gegenseitig, Beide bilden die mächtigsten Hebel und Träger des Reformgedankens. Was uns persönlich bei Omer Pascha so überaus wohl gefiel, war die schlichte Einfachheit seines Auftretens. Er verschmäht den lächerlichen Prunk und Pomp, mit welchem die Paschas von ächttürkischem Blute sich so gern umgeben. In Konstantinopel sah ich ihn gewöhnlich nur von einem einzigen Diener begleitet im einfachsten Anzuge ohne Brillant-Nischan durch die Straße wandeln, oder in einem gewöhnlichen Kaik durch das goldene Horn fahren. Niemand hätte ihn als einen Großwürdeträger erkannt. Andere Paschas sah ich nie öffentlich erscheinen ohne

einen langen Schweif von Dienern, Pfeifenträgern und Kawassen. In seinen mündlichen Schilderungen des albanesischen Feldzuges gestand uns Omer Pascha aufrichtig alle Gebrechen und Fehler ein, an welchen das neue türkische Heerwesen litt. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir Omer Pascha neben Reschid als das stärkste Werkzeug der Reformpartei und als die wichtigste Erscheinung der osmanischen Zeitgeschichte bezeichnen und ihm eine noch wichtigere künftige Rolle weissagen als die vergangene.

Großwürdenträger von alttürkischem Gepräge trifft man gegenwärtig weder in der Hauptstadt noch in den Provinzen mehr. Diese Menschensorte ist ausgestorben, wie in Deutschland das Geschlecht der Ritter. Im türkischen Beamten-, wie im Militairstande ist jetzt Alles verändert und, wenn nicht immer reformirt, doch modernisirt. Charaktere wie Djezzar Pascha von Acre oder der alte Reschid, welcher Griechenland verwüstete und, wie sein Arzt erzählt, nie Appetit zum Essen spürte, wenn er nicht Menschenblut vergießen sah, kommen nicht mehr vor. Selbst Mehemed Ali von Aegypten und der alte Chosrew waren nicht vollkommene Typen der altosmanischen Pascharace, sondern schon etwas vom modernen Türkenthum angesteckt. Zur Zeit meines Aufenthalts in Konstantinopel existirte noch der letzte Pascha-Moikan der alten Zeit, ein ächter Seldschuke in Blut und Seele, der an grimmiger Energie, an Fanatismus und Frankenhaß dem berühmten Würger-Pascha von Syrien nicht nachstand, obwohl er scheinbar gezähmt war und die engen Hosen der Reformer trug. Es war Tahir Pascha, der alte Wütherich von den griechischen Inseln grausigen Andenkens. Herr von Titoff, ein genauer Kenner aller interessanten Persönlichkeiten im Türkenstaate, machte mich auf den merkwürdigen Mann als den letzten Repräsentanten der alten Pascharace besonders aufmerksam, und Graf von

Stürmer bewilligte gütigst meine Bitte, mich demselben durch einen Dragoman der k. k. Internuntiatur vorstellen zu lassen.

Tahir bekleidete damals wieder die Würde eines Kapudan-Pascha. Er war mehr als einmal schon im Besitze dieser hohen Stelle gewesen und vielleicht der einzige von den verschiedenen Inhabern derselben, welcher durch nautische Bildung und Kenntnisse diesem Amte gewachsen war. Er hatte bekanntlich die türkische Flotte schon in der großen Seeschlacht von Navarin commandirt. Den Europäern war er nie gewogen. Aber von jenem Tage an, wo durch den combinirten Angriff der drei ersten Seemächte der Welt seine schöne Flotte zerstört wurde, soll sein Haß unauslöschlich geworden sein. Ich fand einen Mann von etwa siebenzig Jahren mit völlig weißem Bart und Schnurrbart, aber noch sehr rüstigem Aussehen. Unter allen osmanischen Großen, die ich gesehen, hatte er allein eine bedeutende Physiognomie. Das Profil war scharf zugeschnitten, eine edle Stirne, eine Adlernase, die überaus scharf blickenden Augen von dichten Brauen umschattet waren leicht geröthet. In seinem durchdringenden Falkenblick sprach sich sein Charakter aus; Strenge und Energie wohnten als der hervorstechendste Ausdruck in seinen Zügen. Im Gespräche wußte er sich zu beherrschen und zeigte die Würde und imponirende Ruhe eines orientalischen Häuptlings. Seine wie der Aasgeier kreischende Stimme suchte er zu dämpfen und es gelang ihm sogar ein paarmal im Gespräche mit uns ganz behaglich zu lachen. Man hätte dann beinahe vergessen können, daß man einem alten nur halb gebändigten Tiger gegenübersaß. Aber wenn er im Gespräche auch in fast gemüthlichem Tone wie ein Kater zu schnurren wußte, der harte, grimmige Blick seines buschigen Augenpaares verrieth das Raubthier, dessen leutseliges Wesen nur Larve war. Er sprach das Italienische ziemlich correct und fertig. Während der Conversation richtete er den Blick sel-

ten auf den Gast, sondern betrachtete meist die hölzerne Löwenfigur, die ihm gegenüber auf dem Divan lag.

Wir sprachen zuerst von dem Marschall Marmont, der in seinem Buche mit besonderm Lob der Thätigkeit dieses türkischen Admirals gedachte. Derselbe Dragoman der Internuntiatur, der mich ihm vorstellte, hatte auch den französischen Marschall bei ihm eingeführt. Die Erwähnung des Lobes im Buche Marmonts schien zu gefallen. Der dort angeführten Bemerkung, daß unter den Matrosen, die so flink am Takelwerk des türkischen Linienschiffes emporstiegen und mit so exemplarischer Genauigkeit manövrirten, keiner sei, der nicht nach des Admirals Versicherung ein paar hundert Stockstreiche erhalten habe, wollte sich Tahir Pascha nicht mehr erinnern. Indessen war der äußerste Grad von scheuer Furcht, mit welchem sich ihm selbst die höheren türkischen Marineoffiziere in unserer Gegenwart näherten, immerhin auffallend genug. Sogar der Kapudan-Beg, Obercommandant des Admiralschiffes Mahmudieh, der mich einst am Borde so freundlich und heiter empfangen, hatte hier eine düstere, gedrückte Miene, als er seinem Vorgesetzten gegenüberstand. Es schien ihm gar nicht wohl zu Muth und unsern Gruß wagte er in Gegenwart des graubärtigen Meisters kaum zu erwiedern.

Wir plauderten unter Anderm auch von Algerien. Herr von Raab erzählte dem Tahir Pascha, daß ich dieses Land einige Jahre bereist und den Feldzug der Franzosen nach Konstantine begleitet hätte. Tahir fragte mich, ob ich den Abdel Kader gesehen, und schien sich für diesen Beduinenhäuptling als tapfern Verfechter des Islamismus in Afrika ziemlich lebhaft zu interessiren. Freilich fiel es ihm als Türken etwas schwer, die Größe und den Kriegsruhm eines Häuptlings der Araber anzuerkennen, die nach osmanischen Begriffen so tief unter der Türken-

race stehen. Ein türkischer Dey als Herrscher Algeriens wäre ihm immer noch lieber als der gefeierte Emir der Beduinen gewesen, und besondern Nachdruck legte er auf die Bemerkung, daß einst 18,000 Türken hinreichend gewesen, ein Land und Volk in stummer Unterwürfigkeit zu halten, gegen welches das mächtige Frankreich eine Armee von fast 100,000 Mann ins Feld führte und seine Hülfsquellen in einem endlosen Kriege ohne Erfolg vergeudete. Freilich, meinte er, sei das zu einer Zeit gewesen, wo die Türken auch anderwärts noch große Proben ihrer kriegerischen Kraft gegeben und die Mittel, die man dort angewendet, seien alttürkische gewesen, durch welche man immer zum Zwecke gekommen. Das Aufgeben der alten Methode, die Völker in Ruhe und Gehorsam zu erhalten, habe dem osmanischen Staate wenig Segen gebracht. Es zuckte bei diesen Worten ein seltsamer Ausdruck in seinem blutrünstigen Auge und um seine strengen Lippen spielte ein fast höhnischer Zug.

Ob der alte Tahir wirklich von der festen Ueberzeugung durchdrungen war, daß man dem Staat wieder auf den alten Höhepunkt des Ansehens und der Macht verhelfen könne, wenn man in den Fußstapfen der alten Sultane wandelnd jeden Schrei der Unzufriedenheit mißhandelter Völker in Blutströmen ersäufen und im Heer das alte System der Hinrichtungen und des Terrorismus an die Stelle der neuen Ordnung und Mannszucht setzen würde, könnten wir nicht mit Sicherheit bejahen. Er hat auf den peloponnesischen Inseln zur Zeit des Befreiungskrieges und später noch in Candia die alte Methode versucht und damit eben nicht glänzende Resultate erreicht. Auch in Bosnien, wo er im verflossenen Jahr als Statthalter starb, hatte er noch öfters seine blutdürstigen Anwandlungen, wenn sich das arme Volk nur muckste. Doch hat er dort noch weniger ausgerichtet und den eigentlichen Widerstand gegen seine Autorität nicht bei den geknech-

teten Rajas, sondern bei den Häuptlingen moslemischen Glaubens und bosnischen Blutes gefunden, deren starren Unabhängigkeitssinn er nicht brechen konnte. Der alte Tiger war überhaupt schon etwas morsch geworden, seine Tatzen waren steif, seine Zähne stumpf. Er gab in Serajewo knurrend den Geist auf, ärgerlich, daß es mit der alten Praktik eben nicht mehr wie vormals gehen wollte. So sehr er übrigens die moralische Einwirkung der Reformideen Europa's auf die türkischen Verhältnisse und auf den Volkscharakter haßte, so gerne anerkannte er die Ueberlegenheit der Europäer in technischen Dingen und ließ sich darin gerne belehren. Den Engländer Walker Pascha, welcher die türkische Marine instruirte, konnte er persönlich nicht ausstehen, aber er zollte seinen Verdiensten als tüchtiger Seemann Anerkennung. Jeder Vorschlag technischer Verbesserung im Arsenal war ihm willkommen. Als ich Tahir Pascha später wieder einmal besuchte, bat er mich, ihm die Anwendung des Löthrohrs zu zeigen. Wir machten den Versuch bei einem eisenhaltigen Mineral aus Aidin. Neugierig brachte er seine Adlernase der Löthrohrmündung möglichst nahe, um nicht nur das glühende Metall zu sehen, sondern auch den Knoblauchgeruch des Arseniks zu riechen. Sein Gefolge und seine Untergebenen mögen seinen Haß gegen den mildernden Einfluß der Reform wider die alte barbarische Willkür und Härte schwerlich getheilt haben. Sie waren gewiß froh, daß durch die veränderten Zeitumstände dem Tiger ein Maulkorb angelegt war, daß er im engen Schnürrock der Reform sich doch minder willkürlich bewegen konnte als früher im pelzverbrämten Paschakaftan, daß jetzt nicht jedes Runzeln seiner Stirne den Untergebenen Marter oder Tod verkündigte. Die subordinirten Beamten im Osmanenstaate haben so gut wie die höchsten volle Ursache, den Werth der praktischen Einführung des Nisami-Dschedid d. i. der neuen

Ordnung in ihrem persönlichen Interesse nicht gering anzuschlagen.

Es gibt außer dem Sultan, den Großen und dem Volk noch eine Kategorie von Leuten am goldenen Horn, welche gerechte Ursache hätte, die praktische Wirkung der Reform, nemlich die allseitige Charaktermilderung zu segnen. Wir meinen die europäische Diplomatie von Pera, ihren Anhang und ihre Schützlinge. Die Herren Diplomaten sind heute nicht mehr Schimpf und Mißhandlungen ausgesetzt wie vormals, sie brauchen nicht mehr von der Hand höfischer Sclaven sich den Nacken beugen zu lassen, wenn sie im Audienzsaal vor seiner osmanischen Hoheit erscheinen. Sie haben nicht mehr die rohen Insulten des türkischen Pöbels, die Mißhandlungen frecher Janitscharenrotten zu fürchten. Sogar am Beiramfeste können heute die feinen Herren vom diplomatischen Corps mit hübschen modisch gekleideten Damen am Arme über den Hippodrom spaziren, um die große Sultanprocession anzuschauen, ohne mehr jenes wuthschnaubende Geschrei eines fanatischen Pöbels zu hören, welches noch Herr von Prokesch in seinen orientalischen Denkwürdigkeiten so erbaulich schildert. Die Begleitung eines einzigen Kawassen ist heute selbst bei diesem Feste, wo der türkische Fanatismus sich sonst am wildesten zu gebährden pflegte, hinreichend, den Europäer vor jeder Beleidigung zu schützen. Man sieht jetzt sogar schaulustige Türken höflich Platz machen, wenn so ein Giaurdiplomat mit seinem türkischen Geleitsmann durch das Gedränge schreitet.

Welche Demüthigungen mußten früher die Abgesandten der ersten Großmächte sich gefallen lassen! Wie schimpflich behandelte man die heute so respectirten und gefürchteten Herren in den Holzpalästen von Pera und Bujukdereh noch unter Sultan Mohamed IV., dessen Regierung bis nahe an den Beginn des

18. Jahrhunderts reicht! Zu welch' seltsamen Betrachtungen wird man gestimmt, wenn man in den Schilderungen des osmanischen Reichshistoriographen und in den Gesandtschaftsberichten die Einzelnheiten über Empfang und Behandlung der hohen Diplomatie Europa's von Seite des Sultans und der türkischen Großwürdenträger liest!

Frankreich, das mächtige, glorreiche Frankreich, der Pforte ältester und bewährtester Verbündeter in Europa, mußte es unter seinem Ludwig XIV., den die Franzosen mit Vorliebe den Großen nennen, geschehen lassen, daß sein Botschafter Monsieur la Haye vom Großvezir Mohamed Köprili mit dem Sessel geprügelt, später von dessen Sohn Achmet ein Jude gescholten und, als der Botschafter zum Degen greifen wollte, von einem Tschausch beohrfeigt wurde. Der Imperator des römisch-deutschen Reiches mußte es geschehen lassen, daß der Dragoman der kaiserlichen Botschaft unter demselben Mohamed IV. zu verschiedenen Malen auf die Erde niedergelegt und durchgebläut ward. Die polnische Republik zur Zeit ihrer größten Macht unter Sobieski, dem Befreier Wiens, mußte den Schimpf hinnehmen, daß man seinen Gesandten, weil er seinen Nacken vor dem Sultan nicht tief genug beugen wollte, beinahe todt schlug. Und der Botschafter Sr. Majestät des Zars aller Reußen mußte sich vom Kaimakan ein Schwein schelten lassen, als er für seinen Herrn die Anerkennung des Kaisertitels begehrte. Fast mährchenhaft kommt uns bei einem vergleichenden Blick auf die Gegenwart die detaillirte Schilderung der Audienz vor, welche dem russischen Botschafter am 25. Januar 1668 von Mohamed IV. allerhuldvollst gewährt wurde. Als der Botschafter sich vor dem Padischa nicht tief genug beugen wollte und dem ceremoniellgemäßen barbarischen Drucke der Hände der einführenden Kämmerer auf den Hintertheil des Kopfes unbeugsamen Nacken entge-

genstemmte, rissen sie ihn zu Boden, worüber sich sein Dolmetsch so entsetzte, daß er kein Wort vorzubringen im Stande war. Der Sultan befahl dem Kaimakan, den Botschafter hinauszuprügeln. Der Kaimakan schlug auf den Botschafter, Secretair und Dolmetsch mit eigner Hand zu und warf sie hinaus.

Erst nachdem Eugens Heldenarm die Türken in blutigen Schlachten geklopft hatte, wurden diese gegen die europäischen Diplomaten ein wenig manierlicher. Der Carlowitzer Friede war die erste tiefe Demüthigung der Pforte. Die Gesandten der europäischen Coalition, welche die Ratification der Friedensverträge nach Konstantinopel brachten, wurden im Vergleich mit frühern Zeiten beinahe gut empfangen. Dem kaiserlichen Botschafter Grafen von Oettingen wurden vor den Gesandten Rußlands, Polens, Venedigs sogar besondere Auszeichnungen zu Theil, indem von seinem Gefolge eine dreimal größere Zahl als von den andern zur Audienz gelassen wurde und beim üblichen Gastmal im Serail dem Grafen von Oettingen allein eine auserlesene Schüssel mit gesottenen Fischen servirt wurde.

Aber nur England allein kann sich unter den Großmächten rühmen, daß es nie eine schimpfliche Beleidigung seines Gesandten von Seite der Pforte ruhig hingenommen hat, selbst zu einer Zeit, wo Britannien noch keineswegs den Dreizackscepter über alle Meere schwang. Als nach der Thronbesteigung Mohameds IV., welcher als siebenjähriges Kind auf den Herrschersitz gelangte, in jener Epoche der äußersten Confusion im Türkenreich, wo es außer den gewöhnlichen Janitscharen- und Sipahisaufständen auch Pagen- und Eunuchenrevolutionen und sogar eine große Kaufmannsrebellion im Bazar gab, der englische Gesandte von dem damals allmächtigen Mufti aufgefordert ward, den englischen Consul in Smyrna abzusetzen, weigerte sich derselbe entschieden und blieb unerschüttert, als ihn der Mufti

bedrohte und in einen Stall einsperren ließ. Bald ward der Gesandte befreit und der Mufti zu Englands Genugthuung abgesetzt, denn die Pforte scheute schon damals den Krieg mit diesem Inselstaate. Der officielle osmanische Reichshistoriograph schrieb damals halb bewundernd halb ärgerlich folgende Worte nieder: „Diesen verfluchten englischen Botschaftern fehlt es nicht an großem Gehirne, und so wie die Engländer in ihrem Handel und Wandel auf ihrer Zusage bestehen, und von ihrem Worte, wenn auch dadurch der Kopf fiele, nicht abgehen, so ist auch ungeschliffene Rauheit das Erfoderniß ihrer Natur."

Während die geschmeidigen Gesandten von andern höflichen Großmächten in Stambul beohrfeigt und durchgebläut wurden und nichts erreichen konnten, sind die Engländer mit ihrer Grobheit gewöhnlich gut gefahren und haben ihre Zwecke bei den Türken durchgesetzt ohne Ohrfeigen einzustecken. Bis auf die neueste Zeit haben wir gesehen, wie rasch man sich dort bequemte der britischen Energie Concessionen zu machen. Wir erinnern hier nur an die tragi-komische Geschichte des Engländers Churchill, eines einfachen Kaufmanns und Zeitungscorrespondenten und an die glänzende Satisfaction, welche Lord Ponsonby damals foderte und durchsetzte. Bei ganz ähnlichen Vorfällen, welche Schützlinge der österreichischen Internuntiatur und der preußischen Gesandtschaft betrafen, wurde jede Satisfaction verweigert und der reclamirende Gesandte noch obendrein ausgelacht. Statt langer Redensarten und diplomatischer Winkelzüge hat der englische Botschafter gleich mit Dreideckern und schwimmenden Donnermaschinen gedroht und der Sultan und die Großen erinnerten sich dann troß der steinernen Vorwerke der Dardanellen, daß ihre hölzerne Hauptstadt und Paläste nicht bombenfest seien und beeilten sich zu unterzeichnen, was Altenglands grobe Boxerdiplomatie begehrte.

In den heutigen Verhältnissen der russischen Diplomatie zur Pforte hat man gleichfalls Anlaß über den Contrast der Zeiten nachzudenken, wenn man oben erwähnte Episode aus der Regierung Mohameds IV. mit dem süßen Redeblumenduft, mit der äußersten orientalischen Courtoisie vergleicht, welche gegenwärtig dem russischen Botschafter bei der Audienz und dem Gastmahl im Serail oder bei einem Feste im russischen Botschaftshotel von Seite der hohen Pfortebeamten zu Theil wird. Hinter ihren Schmeicheleien und Artigkeiten birgt sich natürlich das tiefste Mißtrauen. Denn kein Türke ist so vernagelt, um nicht einzusehen, daß der Moskof der natürliche und gefährlichste Feind des osmanischen Staates ist, auf dessen schöne Erbschaft er unablässig lauert. Um so mehr Ursache hat man freilich die Leistungen der diplomatischen Kunst auf beiden Seiten zu bewundern, welche nach Talleyrands Wort sich der menschlichen Sprache so trefflich zu bedienen weiß, ihre Gedanken zu verbergen. Jede Audienz des Herrn von Titoff beim Sultan oder Großvezir ist für den Lehrling in der Diplomatie und Verstellungskunst, dem man vergönnt im Gefolge seines Meisters dabei zu erscheinen, mindestens eben so instructiv, wie für den weisheitsdurstigen Studenten Mephistophs Vorlesung im Faustschen Doctormantel. Das ist gegenseitig ein süßes Freundschafteln, ein brüderliches Herzensbündeln, das bis zu Thränen rühren könnte. Mit allem Aufwand orientalischer Phraseologie werden dem russischen Botschafter von Rifaat, Riza, Ali oder Reschid Pascha die feinsten Complimente gemacht wegen der edelmüthigen und aufrichtigen Freundschaftsgesinnungen seines erhabenen Gebieters, der es mit der Erhaltung, Macht und Wohlfahrt des osmanischen Reiches so gut, so redlich, so ungemein uneigennützig meine. Dafür werden ihm aber auch die Wünsche für die Erhaltung der Größe, der Macht und des

Ruhmes im Zarenreiche nicht minder aufrichtig erwiedert. Von der Rauhheit, womit der berühmte Großvezir Mohamed Köprili, von der Kälte und dem ächttürkischen Sarkasmus, womit sein Sohn Achmet die Repräsentanten der europäischen Großmächte abzufertigen pflegte, ist in diesen modernen türkischen Großwürdenträgern jede Spur verschwunden. Sie sind so liebenswürdig, so aalglatt, so salonfähig wie irgend ein europäischer Diplomat der Talleyrandschen Schule. Ja in der Intriguen- und Verstellungskunst sind sie ganz unübertroffen. Jeder Morgenländer bringt eine gewisse Anlage schon mit sich auf die Welt und wenn der kleine Orientale in der Wiege wie ein Brüllaffe schreit oder stumm wie ein Hecht ist, so darf man bei ihm schon diplomatische Gründe voraussetzen.

Aber auch die russischen Diplomaten sind große Virtuosen in ihrer Kunst und wenn sie von den Orientalen durch einen gewissen angebornen Tact übertroffen werden, so übertreffen sie dieselben ihrerseits an Thätigkeit. Was die unerschöpfliche Erfindungsgabe in Ränken und Cabalen betrifft, so würde es schwer sein zu entscheiden, ob der Orientale oder der Slave hiefür mehr Anlage, mehr natürlichen Instinct besitzt. Daß das Petersburger Cabinet in der Wahl seiner Agenten gewöhnlich eine sehr glückliche Hand hat, wird ihm in der Levante von Freund und Feind zugestanden. Bei Audienzen und Conferenzen der russischen Diplomaten in Stambul zeigen auch sie, daß ihre Vorrathskammer von Verbindlichkeitsfloskeln und Höflichkeitsphrasen reich bestellt ist und dem Sultan und dem Minister wird des Zaren warme Freundschaft, seine uninteressirten großartigen Tendenzen und seine redliche Theilnahme an Freud und Leid der Pforte, welcher Rußland der zuverlässigste, treueste und wohlmeinendste Nachbar und Freund sei, in den gewandtesten Redensarten betheuert. Und das Alles geschieht beiderseits ohne

zu lachen und mit einer Miene als ob man an die Aufrichtigkeit und Geradheit der gegenseitigen Versicherungen felsenfest glaube! Nur das feinste Beobachterauge vermöchte hinter dem blauen Schnürrock des cordial schmunzelnden Rifaat oder Ali den Fuchsschwanz und unter dem goldgestickten Frack und hinter den eingezogenen Süßigkeit athmenden Lippen des russischen Diplomaten den rauhen Pelz und das Gebiß des Wolfes zu erkennen.

Der russische Gesandte bewohnt auf der Terrasse des Hügels von Pera, an dem schönsten Punkte des kolossalen Amphitheaters einen Palast, der an Pracht und Größe unter allen Gesandtschaftshotels der Welt seines gleichen sucht. Derselbe sieht einer Citadelle ähnlicher als einem Botschafterpalast, ist aus den solidesten Steinen, die mit großen Kosten zu Schiffe aus dem Archipel herbeigeführt worden, vollkommen feuerfest gebaut und manche glauben, daß er auch bombenfest sei und bei kräftiger Vertheidigung wenigstens jedem Anlaufe des türkischen Pöbels Trotz bieten könne. Sollte je der türkische Fanatismus zu guterletzt vor seinem Untergang noch einmal in heller Flamme auffflackern vor dem völligen Erlöschen und die fränkische Bevölkerung von Pera und Galata mit einer sicilischen Vesper bedrohen, die ihr öfters schon geweissagt worden, so würde der neue russische Botschafterpalast das Centrum eines Widerstandes bieten, den man bis zum Einlaufen der russischen Flotte im Bosporus vielleicht mit Erfolg führen könnte. Feuerwaffen wären in den Häusern und Buden von Pera in genügender Zahl vorhanden und wenn der vorherrschend mercantilische Charakter dieser fränkischen Bevölkerung auch wenig entschlossene Energie besitzt, die Verzweiflung würde sie doch wohl zur kräftigen Vertheidigung anspornen. Denn wehe den Franken der Siebenhügelstadt, wenn im nächsten Russenkriege vor dem Schluß der Katastrophe die Reformpartei unterliegen und der blut-

schnaubende Grimm der alten Fanatiker und Janitscharenfreunde noch einmal die Oberhand für kurze Zeit gewinnen sollte und die Franken dann wehrlos der Wuth erhitzter Pöbelrotten preisgegeben wären! Schon jetzt wenn eine Feuersbrunst das fränkische Quartier verheert, flüchtet Alles mit seiner kostbarsten Habe nach der russischen Kanzlei und dem Botschafterhause, die beiden einzigen erprobten feuerfesten Gebäude Pera's, an welchen sich selbst die Wuth jenes fürchterlichen Flammenmeeres vom October 1844, dessen unglaublich rasche Verheerungen wir von der Höhe der perotischen Friedhöfe herab betrachteten, gebrochen hat.

So friedlich, so regelmäßig und bürgerlich geschäftig es auch heute in Pera hergeht, so legt sich doch kein Haus- oder Ladenbesitzer vollkommen sorglos zu Bett. Wer einmal das furchtbare Schauspiel eines Brandes im hölzernen Konstantinopel erlebt hat, der verliert weder die Erinnerung der gesehenen Zerstörung, noch die Furcht ihres Wiederkommens. Die Brände sind in der Regel angelegt aus politischem Haß oder aus Privatgroll, und entstehen fast immer bei Nacht, was ihre Schauer und Gefahren nicht wenig vermehrt. Neben dieser Feuerangst, die besonders die Begüterten drückt, hat noch mancher von den alten Bewohnern, die sich der Janitscharenzeiten und besonders der Gräuelscenen nach dem Aufstande Morea's noch lebhaft erinnern, Stunden böser Ahndung, türkische Bartholomäusnachtträume, die mehr als Einem reichen Wucherer von Galata und Pera den Genuß vergällen, wenn er am Abend müde von Zählen der türkischen Beschliks, die ihm sein Geschäft eingebracht, das Haupt zum Schlafe senkt und dann wie graue Nebel die Sorgen und Ahndungen künftiger Dinge über sein Haupt hinschweben.

Die Jugend freilich und die spätern Ankömmlinge, die erst

nach der Einführung der neuen Ordnung und Sicherheit in den fränkischen Stadtquartiren sich niedergelassen, theilen wenigstens nicht in Bezug auf letztern Punkt die Besorgnisse der Grauköpfe, gehen munter ihren Geschäften und Zerstreuungen nach und denken, wenn sie in der Nachtstunde von der Oper oder von den Kaffehäusern des kleinen Campo mit ihren Papierlaternen nach Hause schleichen, mehr an die wirklichen Aeser und Ratten, über die man dort in der nächtlichen Gegenwart stolpert, als an den möglichen Blut- und Modergeruch einer Katastrophe, deren Kommen sich chronologisch nicht bestimmen läßt. Am wenigsten geben sich die Herren Diplomaten die Miene, als ob sie der Verwirklichung von Schreckensgerüchten, die wie dunkle Sagen durch die niedern Volksschichten Stambuls schleichen, irgend Glauben schenkten. In den Winterabenden wird in den Stein- und Holzpalästen von Pera Conversation nach dem Salonmuster europäischer Residenzstädte gepflogen, auch bei größern Soiréen ziemlich munter getanzt und mit mäßiger Fröhlichkeit poculirt. Man sieht hier die Elite der Gesellschaft von Pera und die ausgezeichneten Fremden, welche vor 1848 mit Empfehlungsbriefen an die Gesandtschaften versehen in großer Zahl nach Konstantinopel reisten. Ich habe in den verschiedenen Gesandtschaftshäusern manchen großen und kleinen Soiréen und Festen beigewohnt, wo die jungen Attachés der österreichischen Internuntiatur durch eine in diplomatischen Salons sonst nicht häufige Gemüthlichkeit, die Franzosen durch elegante Formen und Geschwätzigkeit, die Russen durch ihren Tact, die Engländer durch steife Trockenheit, aber auch durch mehr Geist als andere sich charakterisirten. Unter den Türken, die übrigens nur bei großen Bällen und Festessen in den Gesandtschaftshotels erscheinen, konnte man auf den ersten Blick jene, welche sich in den europäischen Residenzstädten aufgehalten

und an die dortigen Umgangsformen sich gewöhnt hatten, von jenen unterscheiden, welche den Orient nie verlassen und das ernste gravitätische Wesen auch im Reformrock nicht abgelegt haben. Der russische Botschafter Herr von Titoff gab damals, wo der Bau der großartigen Botschaftscitadelle zwar beendigt, die Pariser Meubels aber noch nicht eingetroffen waren, nur kleine Soiréen, die aber die Dame des Hauses, eine anmuthreiche Polin, besonders anziehend zu machen wußte. Herr von Titoff schien keine besondere Eile zu haben, sein hölzernes Häuschen mit dem kolossalen Steinpalast zu vertauschen. Letzterer blieb ziemlich lange unbewohnt, wurde aber öfters als Gegenstand der Neugierde von Einheimischen und Fremden besucht und beschaut. Auch die türkischen Großen besuchten zu verschiedenen Malen den Bau und schienen still verwundert über die großartige Festung, welche der Moskof-Zar unter dem Namen eines Botschafterpalastes auf dem Perahügel mit ungeheuren Kosten aufführen ließ. Die Russenfreunde unter den Griechen und Armeniern äußerten ziemlich laut, daß dieß das künftige Wohnhaus des russischen Generalstatthalters von Byzanz sein werde.

Im gleichen Fall wie der russische Botschafter befand sich auch der französische. Der neue Palast, der lange nicht so großartig aber weit schöner und geschmackvoller gebaut ist als der russische, war noch unvollendet und Herr von Bourqueney gab wegen beschränkten Locals nur kleine Gesellschaften. Der politische Einfluß dieses Diplomaten war nicht im Verhältniß zur Macht des Staates, den er vertrat. Herr von Bourqueney verdankte seinen Posten weniger seinem diplomatischen Talent und seinen Verdiensten, als dem rein persönlichen Wohlwollen und der Protection des Herrn Guizot, dessen Gesandtschaftssecretair Herr von Bourqueney in London war. Auch der preußische Gesandte Herr von Lecoq machte eine unbedeutende Figur. Er galt für

einen guten wohlwollenden Mann von gesundem Hausverstande, der aber für einen Diplomaten zu wenig Gewandtheit der Formen besaß und auch in seiner äußern Erscheinung nichts weniger als für sich einnahm oder imponirte. Von dem Eindruck der äußern Erscheinung des Diplomaten hängt aber im Orient wie anderwärts gar häufig der Erfolg seiner diplomatischen Mission ab. In geselliger Beziehung spielte der österreichische Internuntius Graf von Stürmer, dessen Haus der Vereinigungspunkt aller fremden und einheimischen Notabilitäten war, die erste Rolle. Wäre sein diplomatisches Verdienst eben so groß wie sein geselliges gewesen, wir würden nur Preiswürdiges von ihm erwähnen können. Ein stationärer Gast im österreichischen Internuntiaturhotel war der bekannte Hamburger, General Jochmus, ein vom Lächeln der Fortuna seltsam bestrahlter Glücksritter, damals Ferik-Pascha in türkischen Diensten, später Reichsminister unter der kurzen Herrlichkeit des deutschen Reichsverwesers, ein liebenswürdiger Gesellschafter von eben so schöner Gestalt, als einnehmenden Manieren, in den meisten Gesandtschaftspalästen sehr gerne gesehen, als Schachspieler fast noch bedeutender denn als Militair.*)

Der hervorragendste Mann durch politischen Einfluß wie durch Geist, Charakter, Energie und Edelsinn in der perotischen Diplomatenwelt war und ist bis heute der Engländer Stratford Canning. Die Natur hat diesen Mann auch äußerlich vor türkischen und fränkischen Collegen günstig ausgestattet. Eine sehr

*) General Jochmus hat bekanntlich die türkische Armee in Syrien commandirt zur Zeit, wo Ibrahim Pascha mit seinen Aegyptiern sich anschickte, den Rückzug durch die Wüste anzutreten. Als Jochmus in Damaskus einzog, wo das Schachspiel seit langer Zeit in Ehren steht, forderte er die besten Schachspieler zu einem Wettkampfe auf und blieb Sieger.

edle Gestalt mit jener angeborenen, ruhig-würdevollen Majestät wie sie Britannia's Adel charakterisirt, ohne einen Zug von Affectation oder Comödiantenwesen — eine gedankenreiche Stirne, deren Falten genugsam verrathen, was dieser Kopf im Leben schon gearbeitet und gesonnen hat, ein herrliches tief blaues Augenpaar, dessen bedeutender Blick eine Fülle von großen Charakterzügen zu offenbaren scheint und beweisen will, daß mit hohen staatsmännischen Gaben ein edles, warmes, theilnahmvolles Gemüth sich wohl einigen lasse.

Durch das Schreiben eines berühmten deutschen Gelehrten, welcher neben seinem bedeutenden Wissen und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit besonders durch seinen Eifer für die griechische Sache sich seit langer Zeit hervorgethan, wurde ich bei Stratford Canning eingeführt und fand eine angenehme, fast herzliche Aufnahme. Als derselbe hörte, daß ich gesonnen sei, eine Reise nach dem Kaukasus zu unternehmen, lud er mit mir noch an demselben Abend Herrn Longworth, den Gefährten Bells während dessen abenteuerreichen Aufenthaltes im Tscherkessenlande zur Tafel und verhalf mir zu einer eben so nützlichen als belehrenden Bekanntschaft. Nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus wünschte der englische Botschafter eine ausführliche Schilderung der dortigen Zustände und äußerte ohne Scheu seine warme Sympathie für die Sache der tapfern Kaukasier, welche die Politik des englischen Cabinets nicht thätig unterstützen zu dürfen glaubte, deren heroischen Widerstand gegen die kolossale Uebermacht Rußlands aber jeder Engländer, gleichviel ob Hochtory, Whig oder Radicaler mit Theilnahme betrachtete und mit seinen wärmsten Wünschen begleitete. Als ich im dritten Jahr meiner orientalischen Fahrten mich zur Reise nach Kurdistan bereitete, wo ich das geheimnißvolle Bergland Dschulamerk, die Alpenrepublik der christlichen Nestorianer, welche kurz zuvor der

mörderische Stahl Beder-Chans mit allen Gräueln heimgesucht hatte, zu bereisen beabsichtigte, sprach Herr Canning mit tiefem Mitgefühl von dem traurigen Schicksal dieses interessanten Christenvolks, welches seine kraftvolle Fürsprache bei der Pforte vielleicht vom Untergang gerettet hat. Die letzte Unterredung, die ich mit diesem edelherzigen Staatsmann hatte, betraf Griechenland und der Brite sprach seine Liebe für die griechische Sache und seine Freude an der jüngsten Revolution, welche die Vertreibung der Baiern zu Folge hatte, mit so viel Energie und Feuer aus, wie ich in ähnlicher offener Weise noch keinen Diplomatenmund reden gehört.

Nicht die politische Laufbahn Stratford Cannings zu schildern ist unsere Absicht. Sie gehört der Zeitgeschichte an und jeder Kenner der orientalischen Verhältnisse wird die Kraft und Standhaftigkeit zu würdigen wissen, welche dieser Staatsmann bei den wichtigsten Lebensfragen des türkischen Reiches entfaltet hat. Nur einige Züge seiner Persönlichkeit, welche in seltsamem Contrast zu dem Charakter seiner europäischen und orientalischen Collegen steht, wollen wir hier berühren.

Kein Metier ist in der Regel geeigneter, ein von Natur warmes Herz zu erkälten und edle Gefühle zu ersticken, als das Metier des Diplomaten, welcher jede Regung von Philanthropie zu unterdrücken sich gewöhnt und die Lüge und Intrigue als gewöhnliche Mittel zur Förderung seiner Zwecke gebraucht. Wenn ein Diplomat trotzdem offenherzig, edelsinnig, human bleibt und warmes Mitgefühl für den Unterdrückten und Mißhandelten, Haß gegen den Dränger, tiefen Widerwillen gegen alles Schlechte und Gemeine bewahrt, so gehört dazu gewiß ein hoher Adel des Herzens, ein außerordentlicher Mensch. Daß ein solcher sich auf einem Gesandtschaftsposten nicht nur lange behaupten, sondern den Winkelzügen und Geheimkünsten seiner Collegen gegen-

über sogar diplomatische Triumphe erringen kann, ist freilich nur dem Vertreter eines großen und freien Staates wie England gegönnt. Wenn einmal alle Großstaaten Europa's das Glück haben werden, einen gleichen Grad von Freiheit wie England nicht nur zu besitzen, sondern auch zu verdienen, dann wird ehrenhafte Offenheit und Redlichkeit bei den hohen Diplomaten zweifelsohne eben so bräuchlich werden, als gegenwärtig Verstellung, Gemüthskälte und Intrigue in der Regel als empfehlenswerthe Beigaben eines Diplomatencharakters gelten. Allerdings sind nicht alle Repräsentanten Englands im Ausland vom Schlage Cannings. Es gibt diplomatische Stellungen, in welchen ein so offener und energischer Charakter gegenüber der Zurückhaltung und Geschmeidigkeit politischer Rivalen schlechte Geschäfte machen und das Interesse Englands vielleicht nur gefährden würde. Ueberhaupt dürfte der Zeiger der Zeit und der Geschichte noch manche Decennien zu laufen haben, bis eine ehrliche Politik in der Welt nach allen Seiten hin möglich und nothwendig werden wird.

Sir Stratford Canning ist als Philanthrop und ehrlicher Mann wirklich eine seltene Erscheinung im alten Byzanz, wo seit so vielen Jahrhunderten Tyrannei und Sclavensinn, Corruption und Lüge ihren Sitz aufgeschlagen. Die modernen Byzantiner haben für diesen Staatsmann theils Haß, theils Bewunderung, ohne ihn zu verstehen. Großherziger Sinn und edle Regung des Gemüths sind dem byzantinischen Charakter so fern, so gänzlich fremd, der Egoismus ist hier ein so überwiegendes Grundelement, daß man mit Recht die schöne Ausnahme eines menschenfreundlichen Charakters besonders unter den modernen byzantinischen Großen zu den außerordentlichsten Raritäten zählt. Nichts destoweniger klopft der Unterdrückte, der Verfolgte, der Unglückliche, besonders wenn er Raja ist, ge-

wöhnlich zuerst an der Pforte des britischen Botschafterhauses, von wo ihm oft Trost, Fürsprache und Hülfe wird, auch wenn kein politisches Interesse im Spiele ist und kein einflußreicher Protector ihn empfiehlt. Manch schöne Züge erfuhren wir in Pera. „Aber was mag doch dem englischen Botschafter daran gelegen sein, daß man diesen Raja so behandelt hat" hörte man oft türkische Serail-Schreiber und Paschas verwundert fragen, wenn wieder einmal der englische Dragoman zum Großwezir, zu Riza oder Rifaat Pascha kam, um für diesen oder jenen armen Teufel im Namen seines Gebieters Recht zu begehren. Das ist ein alter Grundsatz im Orient, daß sich niemand um das Wohl oder Weh seines Nächsten bekümmert. „Was scheert Dich der Tod dieses Fellah? War er vielleicht dein Vetter?" fragten die Ulema von Cairo verwundert den Sultan Bonaparte, als dieser den Mörder eines Bauern bestraft wissen wollte.

Man frage Männer, welche lange Jahre im Orient gelebt, viel mit Türken und christlichen Byzantinern verkehrt haben, Männer wie den viel beschäftigten Wiener Dr. Spitzer, des Sultans Leibarzt oder den Bergrath Pauliny oder den preußischen Oberst von Kutschkowski, was sie vom Charakter der höhern Stände im Byzantinischen und besonders von den türkischen Großen in Stambul halten? O das ist wieder einmal ein recht trostloses Nachtstück der göttlichen Schöpfung und man könnte mit Hamlet verwundert fragen: wozu eigentlich solche Gesellen zwischen dem Himmel und der Erde herumkriechen? In welchem Pfuhl von Entartung, raffinirter Schlechtigkeit und bodenloser Verworfenheit watet der Erzähler, indem er uns all' seine Beobachtungen und Erfahrungen vom Charakter der Stambul-Türken mittheilt. Von Uneigennützigkeit, Patriotismus, loyalem Sinn, Freundschaft, Redlichkeit, treuer Hingebung und all' jenen Tugenden, welche im Abendlande zwar auch nicht so ge-

mein wie Brombeeren sind, aber doch von Einzelnen praktisch geübt werden, ist im Orient kaum die leiseste Spur zu finden, wenigstens sicherlich nicht unter den höheren Ständen. Dagegen wuchern hier überall Selbstsucht und Heuchelei, Neid und Cabale, Corruption und Niederträchtigkeit; ein Schauerbild fast ohne Einen versöhnenden Zug!

Da ist nun freilich ein europäischer Diplomat, der noch Wärme des Gefühls besitzt, das Schlechte haßt und in seiner hohen Stellung gerne dem Niedrigsten ein freundlicher Beschützer ist, eine ganz abnorme Erscheinung. Als solche wird er selbst von seinen fränkischen Collegen betrachtet, denn auch in seiner amtlichen Thätigkeit zeigt Herr Canning dieselbe ehrliche Geradheit, die gleiche mannhafte Offenheit verbunden mit jener Energie, die man oft als Trotz und Eigensinn ausgelegt hat. Daß der Wahlspruch des seligen Talleyrand wie des noch nicht selig gewordenen Herrn von Titoff: Der Mensch und der Diplomat habe die Zunge zur Verhüllung seiner Gedanken bekommen, am Ende doch Ausnahmen zuläßt, beweist Herr Canning, welcher in großen Fragen mit seiner Offenheit mehr durchgesetzt hat als all' seine Collegen mit ihrer Zweideutigkeit und ihrem geheimnißvollen Wesen. Den Divan-Großen ist er lästig und unangenehm; sie können ihn nicht ausstehen, haben aber doch vor ihm einen unaussprechlichen Respect und laufen doch zu ihm, sich Raths zu erholen, wenn zufällig eine unangenehme russische Note eintrifft oder die russische Flotte von Sebastopol eine zu lange Uebungsfahrt nach Süden vornimmt. Auch seinen fränkischen Collegen ist er lästig, auch sie hassen den stolzen Briten, und sein offenes ehrliches Auge. Welch' eine miserable, geknickte, schimmlige Figur machte doch allzeit Herr von — r neben ihm mit dem gezwungenen süßsauren Lächeln, wobei er sich immer ein wenig in die Lippen biß, vielleicht weil er sich nicht getraute,

in Gegenwart des Briten seine stumpfen Zähne zu zeigen oder sich nicht merken lassen wollte, wie oft sie ihm klapperten. Unvergeßlich wird allen fränkischen und türkischen Diplomaten und Politikern jenes Gastmahl sein, wo Herr Canning mit der Würde eines britischen Parlamentsredners den Trinkspruch auf Erhaltung des türkischen Reiches und auf den jungen Sultan ausbrachte. Mehr noch als die schönen Worte imponirten Haltung und Ton der Stimme. Von den großen blauen Augen flammten Blitze wie aus den ehernen Mündungen eines Admiralschiffes, wenn es salutirt und der Ton glich dem höflichen aber warnenden Donner, der noch keine Projectile schleudert, aber deren genug in petto hat. Die anwesenden Herren Russen machten kühle Miene zur fatalen Situation und leckten verlegen den Schaum von den Champagnergläsern mitanstoßend: auf die ewige Dauer des osmanischen Reiches!

Der Nestor der fränkischen Diplomatie in Pera war Graf von Stürmer, welcher vor nicht langer Zeit den Internuntiaturposten geräumt hat, der bis zur Stunde noch unbesetzt ist. Die Urtheile über die diplomatischen Fähigkeiten und Leistungen dieses Staatsmannes waren unter den Kennern der Verhältnisse in Stambul ziemlich übereinstimmend. Mehr Verschiedenheit der Ansichten herrschte über seinen persönlichen Werth und Charakter. Unserer Gewohnheit und unsern Grundsätzen getreu, stets die lichten Seiten eines öffentlichen Charakters vor dessen Schatten und Falten hervorzuheben, wollen wir nächst der bereits mit gebührendem Lobe anerkannten Hospitalität besonders seines feinen und leutseligen Wesens, so wie seiner Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde rühmend erwähnen.

Ein Empfehlungsschreiben des Fürsten Metternich that freilich bei dem Herrn Grafen nicht immer die gehoffte Wirkung. Denn da die Zahl der Reisenden von Rang, Titel und Geburt,

denen es nicht schwer fiel durch ihre Gesandtschaften eine Recommandation der Staatskanzlei für die Internuntiatur zu erlangen, im Orient immer größer wurde, so hatten diese Empfehlungsschreiben in den Augen des Herrn von Stürmer, wie er sich selbst einmal ausdrückte, nur die Bedeutung von „Papierfetzen" und wollten nur so viel sagen als „verschaffen Sie dem Herrn N. N. einen Ferman für die Aja Sophia und laden Sie ihn einmal zu Tische ein."

Den Höhegrad liebenswürdigen Benehmens, dessen man im Internuntiaturhotel fähig war, lernte nur der Grafen- und Fürstenstand oder ein höchst Betitelter, am allermeisten aber ein berühmter Autorname kennen, wie der des geistvollen Fragmentisten oder der Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn. Herablassend gnädig aber war man gegen alle, auch gegen den recommandirten deutschen Gelehrten und Plebejer. Doch wurde irgend eine schriftliche Empfehlung als unerläßlich betrachtet. Ohne dieselbe war der deutsche Reisende wirklich in Gefahr als Vagabund betrachtet, des Internuntiaturschutzes, welcher zwanzig Piaster kostet, für unwürdig erklärt und der preußischen Kanzlei als Schützling überantwortet zu werden. Ob die Ansichten einiger Herren bei der preußischen Gesandtschaft fest begründet waren, wissen wir nicht. Genug, in der preußischen Kanzlei herrschte die fixe Idee: die österreichische Internuntiatur beeile sich, alle Deutschen aus den Zollvereinsstaaten unter ihren Schutz zu nehmen, sobald die Reisenden vornehme oder mindestens reiche Herren seien. Dagegen sei allen Individuen und Pechvögeln, die in Schicksalsnöthen möglicherweise eine reelle Unterstützung von Seite der Gesandtschaft in Anspruch nehmen könnten, die österreichische Kanzleithüre fest verschlossen.

Die Natur hat Herrn von Stürmer weder so freigebig wie

den doppelt geadelten Stratford Canning, noch so boshaft stiefmütterlich wie Sr. Excellenz den **schen Gesandten ausgestattet. Eine trockene hagere Gestalt, welche allerdings dem Bildner des Apolls oder Dionysos als Modell nicht gepaßt hätte, die eher der Schauspieldirector Master Crummles für die Hungerleiderrollen auf seinem Theater gern engagirt haben möchte. Die Formen übrigens hofmännisch geschmeidig, eben so geschickt die Nase sehr hoch zu tragen, als sie nach Umständen zu senken und den Nacken zu krümmen. Der Kopf mit schwarzen, stark grau untermischten Haaren spärlich bedeckt, das Gesicht nicht eben genial, doch nicht ohne geistreichen Ausdruck, ein gewisser düsterer Zug oder verdrossene Essigmiene vorherrschend, die aber durch Uebung eben so leicht und schnell durch ein verbindliches und wohlwollendes Honiglächeln, oder durch eine dienstbeflissene Kammerherrnmiene verdrängt werden konnte. Sonderliche Achtung und Zuneigung hat Herr von Stürmer auch bei den Türken nie genossen. In diplomatischen Geschäften aber hatten sie lieber mit ihm als mit Herrn Canning zu thun wegen der Geschmeidigkeit seines Wesens und vielleicht auch in Folge einer gewissen geistigen Wahlverwandtschaft. Herr von Stürmer war überhaupt seinem Charakter nach mehr Orientale als Europäer. In Pera geboren, der Sohn eines perotischen Diplomaten war ihm das perotische Blut und der perotische Sinn als Kind schon mit der Luft zugekommen. Von Pera jedoch könnte ein strenger aber nicht ungerechter Beurtheiler dasselbe sagen, was Herr Kohl dem Kenner eines andern pontischen Ortes in den Mund legt: „Die ganze Stadt ist von einem Ende zum andern aus Lug und Trug zusammengesetzt. Kein Stein ist hier ehrlich auf den andern zu liegen gekommen und wenn der liebe Gott einmal über sie Gericht halten will, so darf nicht mehr davon übrig bleiben als von Sodom und Gomorrha." Es gibt

keinen aufrichtigen Kenner des Orients, welcher über den falschen, selbstsüchtigen, intriguanten Charakter dieser modernen Byzantiner nicht längst sein Urtheil gesprochen hätte. Für die Gesandtschaften der beiden deutschen Großmächte ist es vom größten Uebel, daß zu den wichtigen Dragomanstellen vorzugsweise Peroten verwendet werden. Von nationalem Sinn, von patriotischer Hingebung, von Ehr- und Pflichtgefühl ist in diesen Menschen keine Spur zu finden. Schamlos kriechend vor den Hohen und Mächtigen sind sie gegen die plebejischen Schützlinge der Gesandtschaften voll frechen Uebermuths und ihre Dienste in der Regel den Meistbietenden feil. Wir wären im Stande zum Belege dieser Anklagen eine Reihe von Thatsachen mitzutheilen und berufen uns auf die übereinstimmende Ansicht aller, welche perotische Personalverhältnisse kennen und den Muth haben, die Wahrheit zu sagen.

Herr von Stürmer wurde zum Chef der Internuntiatur zweifelsohne aus dem Grunde ernannt, weil man in der Wiener Staatskanzlei glaubte, ein geborner Perote, genauer Kenner aller byzantinischen Winkelzüge und Molchkanäle, werde dort mehr ausrichten und durchsetzen als ein anderer Diplomat, der sich sein Meisterdiplom in den politischen Werkstätten des Occidents geholt. Daher berief die Wiener Staatskanzlei den Herrn von Stürmer, welcher verschiedene Missionen selbst bis jenseits des Oceans begleitet und Napoleon in seinem Exil hatte mit bewachen helfen, wieder nach dem Bosporus, wo in einem Labyrinthe politischer Zustände ein staatskluger Theseus mit einem verlässigen Leitfaden wohl an seinem Platze gewesen wäre, um den rechten Ausweg zu finden und dem in der Nähe lauernden Minotaurusrachen die Beute zu entreißen. Herr von Stürmer hat aber dieser Aufgabe nicht genügt. Er hat seinem greisen Meister in der Staatskunst nicht den rechten Weg gezeigt, ist

vielmehr selber immer tiefer und täppischer in die orientalischen Wirrgänge hineingerathen zum schadenfrohen Hohngelächter der slavischen Minotaurusgesellen, welche den Wegweiser mit süßem Vogelleim bestrichen, an dem der arme Diplomat mit seinen Federn hängen blieb wie ein verlorner Spatz. Weder in den großen politischen Fragen, noch in den kleinsten Differenzen mit den türkischen Behörden war Herrn von Stürmer ein diplomatischer Triumph gegönnt. Dagegen hat er das seine redlich beigetragen, um den Namen des Nemtsche-Giaur bei den Türken lächerlich und verächtlich zu machen und es wird eines tüchtigen Nachfolgers, eines Staatsmannes von Kopf und Herz bedürfen, um durch ehrenhaften Ruf und eben so feste als kluge politische Haltung im Interesse Oesterreichs wieder gut zu machen, was Herr von Stürmer dagegen sündigte.

Gleich mein erster Besuch im Internuntiaturgebäude begann mit einem recht trüben, niederschlagenden Eindruck. Ich traf den zweiten Dragoman Herrn Ritter von Raab im Gespräch mit einem österreichischen Schiffseigenthümer, der bei ihm einigen Trost für getäuschte Hoffnungen holen wollte. Das Schiff, die ganze Habe dieses Mannes, war wenige Jahre vor der französischen Expedition gegen Algier von einem Barbaresken-Corsaren weggenommen worden. Es bestehen bestimmte Verträge zwischen Oesterreich und der Pforte, daß letztere als Souverain der Barbaresken-Staaten für jeden gegen die österreichische Schifffahrt verübten Raub eines Corsaren von Tunis, Tripolis oder Algier verantwortlich sei und Schadenersatz leiste. Die Foderung war bereits wiederholt durch viele Jahre hindurch nutzlos betrieben worden, bis der unglückliche Schiffseigenthümer durch andere Unfälle gänzlich zu Grunde gerichtet sich entschloß, selbst über Wien nach Konstantinopel zu reisen. Er hatte erzherzogliche und staatskanzleiliche Empfehlungsbriefe an Herrn von Stürmer über-

bracht. Da die Rechtmäßigkeit der Foderung auf Staatsverträge begründet, von der türkischen Regierung nicht geläugnet werden konnte, so hoffte der österreichische Kaufmann dießmal um so sicherer zur Befriedigung seiner Ansprüche zu kommen, als Oesterreich kurz zuvor in der syrisch-ägyptischen Streitfrage durch thätige Mitwirkung seiner Flotte bei der Eroberung von Saida und St. Jean d'Acre der Pforte so große und uneigennützige Freundschaftsdienste geleistet hatte. Von englischer und französischer Seite waren ähnliche Reclamationen an die Pforte öfters gestellt und diese Foderungen von Kaufleuten und Schiffseigenthümern auch in der Regel tractatmäßig befriedigt worden. Nur die österreichischen Unterthanen hatten große Mühe zu ihren Geldern zu kommen aus dem einfachen Grunde, weil der österreichische Internuntius nie wagte, ein kräftiges Wort für ihre Sache zu reden oder der Pforte im Falle der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeiten mit Zwangsmaßregeln zu drohen. Man hatte sich in Stambul ohnehin gewöhnt, den alten Gegner Oesterreich, den früher so gefürchteten Rivalen an der Donau, als so unkriegerisch und kraftlos, so politisch matt und morsch zu betrachten, daß man von dieser Seite her keinenfalls energische Maßregeln fürchtete.

Herr von Stürmer hatte die Papiere des Triestiner Schiffseigenthümers geprüft und zu seinem stillen Verdruße alles in Ordnung gefunden. Gegen die Rechtsgültigkeit der Ansprüche ließ sich nichts sagen. Dennoch bedeutete der Internuntius dem Mann: es sei jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, an die geldverlegene Regierung Sr. Hoheit des Sultans eine Foderung zu stellen. „Aber mein Gott, wann soll einmal dieser rechte Zeitpunkt kommen!“ jammerte der ruinirte Mann — „seit fünfzehn Jahren betreibe ich meine Foderung. Englische, französische und russische Kaufleute sind für ihre oft minder begründeten An-

sprüche auf Verwendung ihrer Gesandtschaften zu ihrem Gelde gekommen und ich habe für die meinigen noch keinen Para erhalten!" Aus dem Manne sprach der Ton der Verzweiflung; Herr von Stürmer zuckte kühl die Achseln und kam immer wieder auf seine naive Erklärung zurück: daß für derlei Reclamationen noch immer der rechte Moment nicht gekommen. Der österreichische Schiffseigenthümer verließ Konstantinopel, ohne auch nur für seine Reisespesen eine Entschädigung erhalten zu haben. Nie werde ich den Fluch vergessen, den dieser unglückliche Familienvater beim Scheiden von Pera aussprach.

Wie ich aus dem Munde verschiedener Attachés der österreichischen Internuntiatur und Zöglingen der orientalischen Akademie, trefflicher junger Männer, eben so hervorragend durch geistige Bildung als durch Patriotismus, denen das diplomatische Handwerk auch das Herz noch nicht erkaltet hatte, später erfuhr, waren ähnliche wohlbegründete Reclamationen österreichischer Kaufleute öfters schon vorgekommen, aber in der Regel wegen allzu lauer Betreibung von Seite des Chefs der Internuntiatur unbefriedigt geblieben.

Herr von Stürmer hatte freilich keine Ursache, persönlich mit der Pforte unzufrieden zu sein und den Sultan des Mangels an dankbarer Erkenntlichkeit für die im syrisch-ägyptischen Streite geleistete Hülfe anzuklagen. Nach glücklicher Vertreibung Ibrahim Pascha's aus Syrien befahl Sr. Hoheit der Sultan den Botschaftern Englands und Oesterreichs ein sehr reiches Diamantengeschenk einzuhändigen. Da Lord Ponsonby die Annahme eines solchen Geschenks mit seiner Würde unvereinbar hielt, so beschloß man im Serail für den praktischen Beweis der Erkenntlichkeit eine zartere Form zu wählen und ließ einen sehr kostbaren Brillantschmuck für die Damen der beiden Botschafter von dem kaiserlichen Hofjuwelier fertigen. Unter dieser Form hatte der

britische Stolz nichts mehr gegen die Annahme des Demantgeschenkes einzuwenden. Lady Ponsonby empfing den bestimmten Schmuck, welchen Lady Canning sich wahrscheinlich eben so wie ihr Gemahl verbeten haben würde. Herr von Stürmer hätte dagegen für seine Gemahlin das baare Geld den Diamanten vorgezogen, besonders da er wußte, daß die Hofjuweliere bei solchen Gelegenheiten einen starken Profit nehmen. Er ließ daher, gleich nachdem er Kenntniß von der huldvollen Absicht Sr. Hoheit erhalten, durch einen seiner Dragomane im Serail sagen: seine Frau Gemahlin sei nicht putzsüchtig und ziehe den Baarwerth des bestimmten Schmucks den gefaßten Diamanten vor. Im Serail wunderte man sich über den unzarten Wink, glaubte aber doch den Wünschen Sr. Excellenz des k. k. österreichischen Internuntius entsprechen zu müssen und die schöne Baarsumme von einer halben Million Piastern wanderte pünktlich und vollzählig in die Gewölbe des Internuntiaturhotels. Wenn Herr von Stürmer sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Sache werde in Pera unbekannt bleiben, so hat er sich empfindlich getäuscht und die Spurweite perotischer Nasen nicht gehörig berechnet. Es gibt in der Welt kein ärgeres Klatschnest als die Frankenstadt am goldenen Horn. Ueberdieß hatte Herr von Stürmer dort viele Feinde, die gern alles Nachtheilige weiter plauderten und keinen einzigen Freund, der sich Mühe gegeben hätte, es zu vertuschen. Selbst die Attachés in der Internuntiatur hatten für ihren Meister nur den amtlich gefoderten Respect, sonst aber keine freiwillige Pietät. Die garstige Geheimgeschichte von der Baarzahlung des kaiserlichen Schatzmeisters statt des Diamantdiadems, welches das ehrwürdige Haupt der Frau Gräfin von Stürmer zu schmücken bestimmt war, machte wie ein Lauffeuer die Runde durch alle gesellschaftlichen Kreise von Pera und Galata und bildete das gewöhnliche Tagesgespräch. Als Herr von

Stürmer davon Wind bekam, beschloß er durch einen genialen Streich die perotischen Spürnasen auf eine falsche Fährte zu locken und die boshaften Glossenmacher in den übrigen Gesandtschaftspalästen zu beschämen.

Von den besten Juwelieren des Bazars wurde der schönste Brillantschmuck für den österreichischen Internuntius zur Ansicht bestellt unter dem Vorwande, daß man Muster davon brauche für Bestellungen aus Wien. Natürlich beeilten sich die türkischen Juweliere dem Wunsche Sr. Excellenz zu willfahren und schickten ihre besten Muster in der Hoffnung reicher Bestellungen. Die meisten Attachés der fremden Gesandtschaften wurden bald darauf im Palast der Internuntiatur zu einem Gastmahl geladen. Als das Dessert servirt war, kam Herr von Stürmer auf den Sultan und seine galante Freigebigkeit für Damen zu sprechen und ersuchte die Gräfin, den anwesenden Herren den schönen Schmuck zu zeigen, welchen sie von Sr. Hoheit erhalten habe. Groß war die Bewunderung der prächtigen demantstrahlenden Schmucksachen und noch größer die Verwunderung über die irrigen Gerüchte, welche man hinsichtlich der Metamorphose des Schmuckes in Ducaten verbreitet hatte. Die Herren glaubten der Quelle, von der ihnen die Notiz zugekommen, so sicher zu sein und Herr von Stürmer weidete sich an ihrer Beschämung! So diplomatisch fein aber das Kunststück war — in politischen Fragen hatte sich der Botschafter nie so erfindungsreich gezeigt — die Sache wurde dennoch entdeckt. Den Spürnasen perotischer Spione bleibt auch das Feinste nicht verborgen. Den Bazarjuwelieren wurde der Schmuck wieder zurückgegeben und man denke sich das Zischeln und das boshafte Halloh in sämmtlichen Salons, Kaffehäusern und Barbierstuben von Pera und Galata, als auch dieser Schluß der Geschichte an den Tag kam.

Daß die großherrliche Freigebigkeit und die gefällige Bereit-

willigkeit, mit der man sich im Serail verstanden, unnütze Diamanten in den Vollwerth von Ducaten zu verwandeln, den österreichischen Internuntius zu Gegendiensten und Gefälligkeiten gegen den Sultan und die Pforte verband, ist erklärbar. Wir finden es begreiflich, daß nach so eclatanten Beweisen kaiserlicher Huld und Gnade Herr von Stürmer nicht sehr zudringlich mit Foderungen war, wenn es galt die rechtmäßigen Ansprüche österreichischer Unterthanen zu befriedigen. Auch bei Anlaß der Dampfschifffahrts-Differenzen im schwarzen Meer zeigte er auffallende Läßigkeit wie wir im folgenden Capitel sehen werden. Wenn österreichische Schützlinge von fanatischen Türken insultirt oder mißhandelt wurden, hat die Internuntiatur nie energisch Genugthuung gefodert und noch weniger erhalten. Die österreichische Kanzlei ließ sich für ihren Schutz zwanzig Piaster von jedem Schützling bezahlen und wenn letzterer in den Fall kam, diesen Schutz einmal anzurufen, durfte er mit Zuversicht vertrauen, von seiner Schutzmacht officiell im Stiche gelassen zu werden. Selbst in einzelnen Fällen, wo Graf Stürmer in Ansehung der Person des Mißhandelten Satisfaction fodern zu müssen glaubte, wurde er von den türkischen Großen noch verspottet und ausgelacht. Letzterer Fall ereignete sich kurz vor meiner Abreise von Konstantinopel, wo ein deutscher Reisender, welcher Herrn von Stürmer von hoher Hand empfohlen war, von einem Offizier der Serailwache gröblich mißhandelt wurde. Der Dragoman Herr von Steindel wurde zu Riza Pascha geschickt, um Satisfaction zu bitten. Letzterer empfing ihn mit Verachtung, versprach zwar die Absetzung des Offiziers, beförderte ihn aber gleich in der nächsten Woche zu einer noch höhern Charge.

Wenn Herr von Stürmer die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen jede Beeinträchtigung österreichischer Privatinteressen,

gegen jede Beleidigung österreichischer Schützlinge zeigte, so erwarteten doch selbst seine Gegner nicht, daß die Schwäche, die Mattherzigkeit und die unpatriotische Gesinnung eines Botschafters so weit gehen könne, Insulten selbst gegen die Flagge des Staates, den er vertrat, ruhig hinzunehmen. Die ärgste Scandalgeschichte in dieser Beziehung hatte sich kurz vor meiner Ankunft in Konstantinopel zugetragen. Bei einem Streite zwischen österreichischen Matrosen und türkischem Pöbel am Hafen war ein Volkshaufe auf ein österreichisches Schiff gedrungen, hatte die Mannschaft geprügelt, die Flagge herabgerissen und vor den Augen der türkischen Wache am Ufer diese Flagge unter wildem Gelächter mit Füßen getreten und mit stinkenden Excrementen überschüttet. Die Beamten und Artilleristen von Tophana sahen dem Scandal mit ruhiger Gleichgültigkeit zu und mehr als Ein fetter Effendi im Schnürrock lachte dabei, daß ihm der Bauch wackelte.

Die ganze deutsche Bevölkerung war über die rohe Gewaltthat empört und schickte eine Deputation an den Internuntius mit dem Gesuche, eine eclatante Genugthuung für Oesterreichs beschimpfte Flagge zu fodern. Herr von Stürmer hoffte bei dieser Gelegenheit einmal auf wohlfeile Weise Energie zeigen und seine Gegner, die ihn so oft der Schwäche und Feigheit beschuldigten, beschämen zu können. Er stellte an die Pforte die schriftliche Foderung, daß der Pascha von Tophana ihn öffentlich um Verzeihung wegen des Vorgefallenen bitten müsse, daß derselbe sodann die österreichische Flagge feierlich auf den Masten von Tophana aufziehen und die Kanonen der Land- und Schiffsbatterien dieselbe begrüßen sollen. Die Pforte schien anfangs die Foderung zuzugestehen und Herr von Stürmer lud an dem festgesetzten Tage alle österreichischen Unterthanen ein: daß sie Augenzeugen der glänzenden Genugthuung seien, welche die

Pforte der verletzten Ehre und der beschimpften Flagge Austria's gewähre.

In feierlicher Procession verfügte sich Sr. Excellenz der Internuntius mit seinen Secretairen, Dragomanen, Attachés und Kawassen nach dem großen Hofe der Artilleriecaserne von Tophana, gefolgt von einem Schweife österreichischer Schützlinge, die heute einmal ganz stolz waren ob der Genugthuung, die nach so vielen Demüthigungen endlich einmal der verletzten österreichischen Nationalehre zu Theil werden sollte. Als aber der Internuntius in Tophana ankam, fand er zu seinem Verdrusse von der türkischen Behörde, die ihn dort empfangen sollte, keine Spur. Man ließ ihn lange warten; Verdruß und Beschämung war in allen Gesichtern zu lesen. Nicht einmal die gewöhnlichen Pfeifen und der Kaffe, die unerläßlichen Höflichkeitsbezeugungen im Orient, wurden dem uniformirten Repräsentanten der deutschen Großmacht gebracht. Endlich erschien Mehemed Ali, Pascha von Tophana in Begleitung einiger Diener in möglichst schlechter Kleidung und mürrischen Angesichts. Als Herr von Stürmer ihn mit einem Vorwurf begrüßte, daß er ihm nicht einmal den Tschibuk und Kaffe geschickt, entschuldigte sich der Pascha, daß er hier nicht zu Hause sei, bemerkte aber höhnisch, er wolle dem Botschafter das Verlangte aus der nächsten Kaffekneipe holen lassen, was auch geschah.

Zugleich erklärte aber der Pascha, daß auf dem hohen Maste von Tophana die österreichische Nationalflagge nicht aufgezogen werden könne, weil hier nur die türkische Staatsflagge wehen dürfe. So blieb also nur noch die Kanonensalve zur Begrüßung übrig. Zum allgemeinen Erstaunen aber blieben die türkischen Batterien stumm als die Oesterreicher selber ihre beschimpfte Flagge auf demselben Schiffe, wo jener ärgerliche Vorfall stattgefunden, aufzogen. Nur die Kanonen des österreichischen Sta-

tionsschiffes salutirten. Ein türkischer Effendi aus dem Serail war einige Minuten zuvor zu Sr. Excellenz dem Internuntius gekommen und hatte ihn im Namen Sr. Hoheit des Sultans ersucht, auf der Forderung der Ehrensalve türkischer Batterien nicht zu bestehen, „weil dies bei der türkischen Bevölkerung böses Blut machen könne.“

Somit war von der verlangten und versprochenen Genugthuung gar nichts übrig geblieben. Die Oesterreicher und die Deutschen aus andern Staaten, welche den Internuntius nach Tophana begleitet hatten in der Hoffnung ihr so oft gedrücktes Nationalgefühl wieder etwas erheben zu können, zogen unter dem Hohnlächeln der Türken vom Platze. Herr von Stürmer, in der Erinnerung der persönlichen Verbindlichkeit, die er dem Sultan schuldig war, erklärte sich für vollkommen befriedigt und zog sich nach einer tiefen Reverenz vor Mehemed Ali Pascha, der ihn noch eines gnädig schmunzelnden Blickes würdigte, zurück.

Der Unmuth unter den Oesterreichern über die Unverschämtheit, womit die Türken die gerechte Foderung einer öffentlichen Satisfaction für Austria’s beleidigte Flagge zurückgewiesen und über die höhnische Weise, mit welcher sie den Vertreter Oesterreichs abgefertigt hatten, war allgemein und theilte sich selbst den jüngeren Mitgliedern der Internuntiatur mit. Herr von Kudriafski, der damalige Commandant des österreichischen Stationsschiffs und nachherige Admiral, soll nach jener Scene voll Entrüstung seinen Degen auf das Straßenpflaster geworfen haben mit der lauten Erklärung: er schäme sich heute österreichische Uniform zu tragen.

Ich könnte noch manche Beiträge zur Geschichte der deutschen Diplomatie in Pera und besonders zur Charakteristik der bei der Diplomatie verwendeten Peroten liefern — ich könnte die Schicksale des Dr. Wiedemann, des Hauptmanns Delorn, des Berg-

manns Friedrich u. s. w. erzählen und die dunkeln Canäle aufdecken, in welchen gewisse Kanzleibeamte deutscher Großmächte ihre trüben Molchkünste üben. Der Stoff ist jedoch gar zu reichhaltig und ich würde, wollte ich ihn ausbeuten, den eigentlichen Zweck dieses Buches: den Leser in die wenig bekannten fernen Gegenden des Orients jenseits des schwarzen Meeres einzuführen, ganz aus den Augen verlieren.

Nur die Liebe zur Wahrheit und freimüthigen Offenheit konnte mich bewegen, einige Schäden und Gebrechen bei der diplomatischen Vertretung einer deutschen Großmacht im Orient rücksichtslos aufzudecken, wobei ich übrigens den günstigeren Charakterseiten des österreichischen Ex-Internuntius gerne Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich habe gegen ihn keinen persönlichen Groll; Graf Stürmer war gegen Schriftsteller in der Regel artig, verbindlich und gefällig, nicht weil er sie liebte, sondern weil er aus begreiflichen Gründen die Oeffentlichkeit fürchtete. Unser berühmter Fragmentist fand bei ihm eine glänzende Aufnahme als er Konstantinopel zum zweitenmal besuchte. Dem gegenwärtigen Buche hat Herr von Stürmer selbst ein so schmeichelhaftes Prognostikon gestellt, indem er nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus in meiner Gegenwart zum russischen Gesandten, Herrn von Titoff äußerte: „nous devons attendre de la plume de Monsieur W— un ouvrage plein d'interêt et de verité.“ Wenigstens in Bezug auf letztern Punkt, die Wahrheit, habe ich mein Möglichstes gethan, das günstige Urtheil zu verdienen, welches Herr Graf von Stürmer zum voraus zu fällen so huldvoll war. Zum Beweise meiner bescheidenen Dankbarkeit widme ich dem verdienten Staatsmann diese „Denkwürdigkeiten vom Bosporus.“

III.

Dampfschifffahrt nach Trapezunt. Die Vertheidigung des Bosporus. Die Differenzen der Schifffahrtsgesellschaften in der Levante. Herr v. Gherſi. Kolchische Küstenlandschaften. Der kaukasische Sclavinnenhandel. Ankunft in Trapezunt. Abdullah Pascha.

Im dritten Jahr meiner orientalischen Fahrten brachte ich bei einem wiederholten Aufenthalt in Konstantinopel manche Tage und Stunden in Gesellschaft von kenntnißreichen Militairs zu und habe ihre Ansichten und Urtheile über die gegenwärtige Kriegsmacht der Türkei, über deren Widerstandskraft gegen Rußland, über die politische Zukunft des Orients theils in meinem Tagebuch aufgezeichnet, theils meinem Gedächtniß eingeprägt. Unter diesen Militairs befanden sich Männer, welche sehr verschiedene Nationalitäten repräsentirten. Ich nenne unter Andern nur den berühmten Renegaten Omer Pascha, den Hamburger Jochmus, den preußischen Obersten von Kutschkowski, welcher die türkische Artillerie organisirte, den Admiral Walker, welchen gleichfalls die Paschawürde zierte, den Cavallerieobersten Kalosch aus Turin, welcher unter dem Namen Rustan Bey als Exerciermeister der türkischen Cavallerie fungirte u. s. w. Von den preußischen Artillerieinstructoren waren besonders die Herren Krach und Wiesenthal, den später ein Blitzstrahl tödtete, sehr thätig und tüchtig. Minder Geltung

und Anerkennung konnte ein von der preußischen Regierung nach Stambul geschickter Geniecapitain von polnischer Abkunft finden. Um bei den Türken in der rechten Sphäre eines thätigen und gedeihlichen Wirkens zu segeln, bedarf es auch eines geschmeidigen Charakters und der feinen Manieren des Weltmanns. Oft entscheidet bei einem mächtigen Pascha der erste Eindruck, welcher dem Fremden Titel, Ansehen, Einfluß und lucratives Amt oder Zurücksetzung und Vernachlässigung bringt.

Merkwürdig war die Verschiedenheit der Urtheile dieser militairischen Autoritäten über den Werth der Reformen und die gegenwärtigen Hülfsquellen der Türkei, sowie über die Mittel, einem morschen Staat wieder zur Kraft und Lebensdauer zu helfen. Nicht einmal über die Chancen einer russischen Landung am Bosporus waren die Meinungen dieser Herren einig, ja sie standen mitunter im schroffsten Widerspruch. Nach der Behauptung eines preußischen Offiziers, mit dem ich dieses Capitel öfters behandelt, ist eine russische Einfahrt und die Landung eines Kriegsheers am Bosporus unausführbar. Selbst in dem gegenwärtigen arg vernachlässigten Zustande der türkischen Befestigungen sei es, meinte er, eine leichte Sache, die annähernden Kriegsschiffe von den Ufern entfernt zu halten oder sie, wenn ein russischer Admiral zu einem tollkühnen Streiche sich entschließen sollte, mittelst glühender Kugeln in Brand zu schießen und durch Bombenkanonen à la Paixhans in den Grund zu bohren. Das Urtheil dieses Offiziers verwunderte mich um so mehr, als ich die bosporischen Forts und ihren jämmerlichen Zustand kurz zuvor beschaut, auch außerhalb der pontischen Einfahrt dieser Meerenge Ausflüge gemacht und mehr als eine Stelle in unbedeutender Entfernung von der Mündung des Bosporus gesehen, wo bei fast gänzlicher Ermangelung von Fortificationen eine Landung ausführbar schien.

Ganz anders wie der erwähnte preußische Genieoffizier urtheilte ein hoher Stabsoffizier der Artillerie, der einer Seeexpedition der Russen, welchen in der Richtung von Sebastopol nach dem Bosporus die Winde während der größern Hälfte des Jahres und die Strömungen beständig günstig sind, besonders in Betracht des elenden Zustandes der türkischen Forts und Redouten mit aller Bestimmtheit sichern Erfolg verhieß. Eine Flotte kann bei mäßigem Nordostwind an der pontischen Mündung des Bosporus noch eher eintreffen, als die Pforte Nachricht von deren Auslaufen erhält. Dritthalb Tage reichen dazu vollkommen hin, und wenn auch die Türken sich schnell aus ihrem Schlaf aufraffen und die bosporischen Schlösser in guten Vertheidigungszustand setzen würden, so könnten sich die Russen am europäischen wie asiatischen Ufer des schwarzen Meeres immer noch einen beliebigen Punkt in nicht bedeutender Entfernung von der Meerenge wählen, welcher sie in zwei, höchstens drei Tagmärschen bis unter die Mauern von Stambul führen würde. Für Heerstraßen und eine Landvertheidigung, meinte jener Artillerieoffizier, sei auf dieser Seite gar nicht gesorgt.

Als ich an einem schönen Frühlingsmorgen auf dem der österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft zugehörigen Dampfer Stambul, welcher zwischen Trapezunt und Konstantinopel regelmäßige Fahrten machte, durch den Bosporus hinaus in das schwarze Meer fuhr, kamen mir die Gespräche mit jenen Militairs wieder in lebhafte Erinnerung. Das Meer war ruhig und, wenn auch nicht von der Glätte eines schweizerischen Alpensee's an stillen Sommertagen, doch so angenehm zu befahren, daß ich zum erstenmal auf dem sturmvollen Pontos axeinos ohne Seekrankheit durchkam. Bei kühler durchsichtiger Atmosphäre steuerte der Dampfer in solcher Nähe vor der Küste vorüber, daß man nicht nur die Contouren der Berge und Hügel deutlich zeich-

nen, sondern auch alle plastischen Einzelheiten der Küstenumsäumung mit ziemlicher Genauigkeit übersehen konnte. Eine kleine Strecke östlich von der Einfahrt des Bosporus besteht die pontische Küste aus einer Hügelkette, die mit Gras und Buschwerk schön bewachsen ist; ihre Richtung streicht mit der Küste parallel. Ein Theil dieses niedern Höhenzuges steigt ziemlich schroff aus dem Meere und besteht dann bis zur halben Höhe meist aus nacktem Felsgestein mit sparsamer Vegetation, die erst weiter nach oben hin dichter, grüner, üppiger wird. An vielen Punkten ist aber diese Hügelkette durch schmale Sandflächen vom Meere getrennt. Kleine Buchten münden sich an mehrern Stellen in das Land ein, welche zwar nicht großen Kriegsschiffen, doch wahrscheinlich den kleinern Briggs und Goeletten, deren die russische Flotte eine ziemlich bedeutende Zahl besitzt, jedenfalls den flachen Booten leicht zugänglich wären. Ein Offizier unseres Dampfschiffes, der von der Structur dieses Küstenstriches und von der topographischen Beschaffenheit der weiteren Umgebungen Konstantinopels sehr genaue Kenntniß zu haben schien, versicherte, daß selbst Kriegsschiffe sich hier überall der Küste bis auf eine Viertelstunde nähern können, ohne Gefahr des Strandens.

Diese pontische Hügelkette der asiatischen Küste erschien mir nach dem Augenmaß zu urtheilen nicht höher als der kleine Hügel Bulgurlu bei Scutari und der sogenannte Riesenberg gegenüber von Bujukdereh. Ihre Gipfel von höchstens 600 Fuß Meereshöhe sind ziemlich gradlinig, fast wie die Jailakette der Krim. Die türkischen Forts und Küstenbatterien sind hier selbst in solcher Nähe von Scutari wenig zahlreich, stehen weit auseinander und sind zum Theil so ungeschickt placirt, daß sie von den in das Meer vorspringenden Klippen nach einer Seite vollkommen maskirt werden. Feindliche Boote und Schaluppen könnten hier mit Leichtigkeit landen, und die ausgeschifften Truppen

würden unter den Felswänden selbst eine Schutzmauer gegen die türkischen Kugeln finden. Bei zunehmender Entfernung werden die leeren Intervalle zwischen diesen schlechten Fortificationen immer größer, die zugänglichen Uferpunkte werden zahlreicher und bei einer Distance von anderthalb Tagmärschen hört jede Art von Schutz und Befestigung auf.

Der Stambul, ein Dampfschiff von 120 Pferdekraft, fuhr damals alle zehn Tage einmal den anatolischen Küsten entlang, landete aber nur regelmäßig in Samsun und ausnahmsweise in Sinope mit Vermeidung aller übrigen kleinern Küstenpunkte zwischen Konstantinopel und Trapezunt, deren oft sehr reizende Lage manchen vorüberfahrenden Freund malerischer Gegenden zu einem Besuche locken würde. Mit dem österreichischen Dampfschiff wechselten damals zwei türkische Dampfer, welche gleichfalls alle zehn Tage an der asiatischen Küste ab und zu fuhren. Früher war diese Linie eine der lucrativsten, bevor die Concurrenz mit der türkisch-armenischen Gesellschaft, die durch die Pforte eben so sehr begünstigt und bevorzugt, als die österreichische Gesellschaft beeinträchtigt wurde, den Fahrtengewinn dergestalt schmälerte, daß bei einer äußersten Reduction der Fahrpreise beide Compagnien ihrem Ruin entgegengingen. Später kam eine Verständigung zwischen den beiden concurrirenden Gesellschaften zu Stande. Man hatte in der Hoffnung, den Concurrenten todt d. h. insolvent zu machen, die Sache bereits so weit getrieben, daß man die Verdeckspassagiere gratis aufnahm, ja sogar ihnen eine unentgeltliche Tabakration verabreichte. Die Folge davon war freilich ein ungeheurer Zudrang von armen, zerlumpten Passagieren der Küstenorte und des Innern, welche von dieser so billigen Gelegenheit profitiren wollten, um sich die Herrlichkeiten Stambuls und das Antlitz ihres Padischa gratis zu beschauen und dabei auf fremde Unkosten ihre thönernen

Tschibuks zu stopfen. Auch die Pilgrimzahl zur Mekkafahrt war ungeheuer gewachsen. An den Küsten Bithyniens und Paphlagoniens kam der fromme Eifer, vor dem schwarzen Stein der heiligen Kaaba zu beten, in viele hundert gläubige Gemüther hineingefahren, die früher nichts von diesem Pilgerdrang wußten, solange auf den Dampfern die theure Passagiertaxe erhoben wurde. Obwohl die österreichische Donauschifffahrts-Gesellschaft besser fundirt war als die türkisch-armenische, hätte letztere doch bei einer fortdauernden Concurrenz mit den bisherigen Mitteln den Sieg davon tragen können. Denn unter ihren Actionairen befanden sich nicht nur die reichsten armenischen Capitalisten von Galata und Pera, sondern auch einflußreiche Mitglieder des Divans, sogar mächtige Paschas, welche über das Ohr und die Gunst des Großherrn verfügten. Jene Armenier waren schlau genug, bei ihrem Unternehmen den Privatvortheil türkischer Großwürdenträger zu betheiligen, weil sie wußten, daß ihnen alsdann von dorther in gewissen Nöthen und Verlegenheiten immer Protection und Hülfe kommen würde.

So kam es auch wirklich und die pfiffigen Armenier lieferten gar bald den Beweis, wie richtig sie speculirt hatten. Weder sie noch die Pascha-Actionaire hatten Muth, Lust und Energie genug, den Gegner auf dem Wege der gewöhnlichen Concurrenz durch Fortsetzung der Geldopfer und Gratisfahrten aus dem Felde zu schlagen. Sie hielten es für bequemer und sicherer, die türkisch-administrative Willkür zu diesem Zweck anzurufen. Den Unterthanen der hohen Pforte wurde verboten, auf den österreichischen Schiffen Passage zu nehmen. Herr von Gherst, der außer dem russischen Consulat in Trapezunt auch das österreichische versah, nahm sich der Sache mit wenig Eifer an. Er hatte als russischer Consul auf diesem wichtigen Posten bedeutendes Ansehen, Einfluß und hohen Gehalt. Die österreichischen Consu-

latbeamten in der Levante waren damals wenig geachtet, hatten geringen Einfluß und waren meist schlecht bezahlt. Daran war ebensosehr die Vorstellung der Schwäche, die man in der Levante von dem durch einen so unwürdigen Repräsentanten wie Graf Stürmer vertretenen österreichischen Kaiserstaat hatte, als die Persönlichkeit dieser Beamten schuld, die man meist unter eingebornen Levantinern wählte. Seitdem der Handelsminister Herr von Bruck so kraftvoll reformatorisch in allen Zweigen seines Departements eingegriffen, hat sich dieser Mißstand gebessert, die Consulate Oesterreichs im Orient sind zum Theil von schlechten Subjecten gereinigt worden. Wenigstens hat man nicht mehr von so scandalösen Geschichten vernommen, wie z. B. von dem österreichischen Generalconsulat in Smyrna, dessen Vorstand sich zur Zeit meines Aufenthalts erschoß, um einer schimpflichen Verurtheilung zu entgehen.

Herr von Gherst, welchem zum Theil aus diesen Gründen die Nebenfunction als österreichischer Viceconsul eine Last war, hatte schon öfters den dringenden Wunsch wiederholt, desselben entledigt zu werden. Der Wunsch blieb lange unberücksichtigt, entweder aus Gründen der Sparsamkeit oder weil man durch Herrn von Gherst's Ansehen als russischer Repräsentant auch eine solide Vertretung der österreichischen Interessen hoffte. In diesem Punkte täuschte man sich sehr. Herr von Gherst war nicht nur der mächtigste Consul, sondern auch der reichste Kaufmann von Trapezunt und er zog aus dem türkisch-persischen Speditionshandel sehr beträchtlichen Gewinn. Es mußte ihm in dieser Eigenschaft viel daran liegen, mit der türkischen Regierung und der Localbehörde, welche die Macht hatte, sein Geschäft zu erleichtern oder durch Formularitätenzwang und Chikanen zu belästigen, auf gutem Fuß zu stehen. Was konnte ihm neben seinem so ge-

wichtigen Privatinteresse an der Blüthe oder der Beeinträchtigung der Dampfschifffahrt Oesterreichs gelegen sein!

Als Abdullah Pascha seine Kawassen an Bord der österreichischen Dampfer schickte und die Raja, welche dort Passage genommen, mit Stockstreichen vom Bord hinwegtreiben ließ, da begnügte sich Herr von Gherst mit einer schwachen Protestation. Abdullah Pascha, der wohl wußte, wie wenig Ernst es dem mächtigen Consul war, wenn dessen Reclamationen nur österreichische, nicht russische Interessen betrafen, kümmerte sich gar nicht um diese Protestation, sondern zwang Moslims wie Raja nach wie vor, auf den Schiffen der türkisch-armenischen Gesellschaft zu fahren, die nun ihren Tarif nach Willkür regelte und sich durch erhöhte Preise für den erlittenen Verlust schadlos zu halten suchte.

In Konstantinopel waren die Reclamationen der österreichischen Internuntiatur eben so wirkungslos. Wie Abdullah Pascha in Trapezunt, so war auch Riza Pascha in Konstantinopel, der damals allmächtige Günstling des Serails, als Actionair für die Sache der Gegner gewonnen worden. Volle sechs Monate lang wanderte über diese so einfache Streitfrage, wo das Recht so nackt und klar wie die Sonne auf Seite Oesterreichs stand, geschriebenes Papier zwischen Konstantinopel, Wien und Trapezunt rastlos ab und zu. Die Reclamationen, die actenmäßigen Berichte über all' die Unbilden, welche die österreichische Gesellschaft und ihre Anhänger erleiden mußten, stiegen nahebei zur Klafterhöhe empor und füllten die diplomatischen Schreibstuben, die Archive — und die armenischen Capitalisten und die reichen Paschas lachten sich dabei ins Fäustchen und machten mit ihren steigenden Actien und fetten Dividenden ausgezeichneten Gewinn, während die österreichischen Dampfer leer fuhren. Probweise kamen auch ein paar englische Dampfer gefahren, wohl

nur um zu sehen, ob man ihnen eben so wie den Oesterreichern mitzuspielen wage. Aber vor Albions geschwungenem Dreizack zeigte der Halbmond ganz andern Respect, als vor des Nemtsche-Giaurs flügellahmem Adler, dessen Schnabel und Klauen nach des Türken Meinung seit dem Passarowitzer Frieden völlig stumpf geworden. Die Engländer nahmen einheimische Passagiere auf und Niemand wagte sie zu hindern.

Die türkischen Beamten zeigten gegen die Reclamationen der österreichischen Agenten eine so offene Verachtung, daß sogar die Kawassen der Internuntiatur, als man sie nach dem goldenen Horn hinabsandte, um durch ihr Zeugniß den Bericht der österreichischen Dampfschifffahrtsagenten über den Hergang der Sache bei jedesmaliger Abfahrt eines Dampfschiffes zu bestätigen, von den Kawassen des Pascha's von Tophana Mehemed Ali mit Faustpüffen davon gejagt wurden. In Trapezunt benahm sich der Wütherich Abdullah noch weit brutaler und Niemand wagte mehr seinem Verbot zu trotzen. Die österreichische Langmuth aber blieb bei all' diesen Vorgängen unerschöpflich. Man fand zuletzt kein anderes Mittel, sich Recht zu verschaffen, als wie gewöhnlich die stille Vermittlung des russischen Gesandten anzurufen. Als Herr von Titoff seinen Dragoman nach dem Divan schickte, leuchtete den dicken Schädeln der ottomannischen Großwürdenträger die Billigkeit der österreichischen Reclamationen plötzlich ein. Man bot die Hand zur Verständigung. Die beiden Compagnien kamen dahin überein, daß sie mit ihren Fahrten wechselten und gleichen Tarif feststellten.

Die Zahl der Verdeckpassagiere betrug dießmal kaum 300. Türken, Armenier, Griechen waren unter der buntscheckigen Masse am zahlreichsten vertreten, sonst befanden sich unter unsern Reisegefährten auch einige Perser, Tartaren und vier Tscherkessen. Der erste und zweite Platz war sehr dürftig besetzt.

Europäer reisen nicht häufig in diesen pontischen Gegenden. Die Touristen schwenken gewöhnlich wieder westlich, wenn sie an den malerischen Wundern der Siebenhügelstadt des Orients sich satt gesehen. In der ersten Kajüte befand sich ein junger Engländer, Master Roß, der aus Malta gebürtig an das englische Consulat in Mossul attachirt war und eben im Begriffe stand über Samsun und Tokat nach seinem Bestimmungsort abzugehen. Er hatte dieselbe Reise schon einmal gemacht und klagte über mesopotamische Unsicherheit, Hitze und Langeweile. Botta's großartige antiquarische Entdeckungen hatten inzwischen in das monotone Leben der Europäer in Mossul doch einigen Reiz gebracht, und Engländer und Franzosen wetteiferten heute, um auf Ninive's fabelhafter Ruinenstätte nach babylonischen Antiquitäten zu graben und zu scharren.

Bei einer frühern Fahrt, die ich nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus von Trebisond nach Stambul machte, war die Zahl der Passagiere viel bedeutender und betrug nahe an 1000, welche zusammengedrängt wie Häringe das Verdeck füllten. Es befanden sich darunter etwa 30 verhüllte Sclavinnen aus Kolchis und Tscherkessien, welche ein türkischer Menschenhändler auf den Markt nach Stambul führte. Das verruchte Metier stand diesem Menschen auf die Stirne geschrieben. Ich habe im Orient häßlichere Menschen, aber selten ein so confiscirtes, widerlich gemeines Gesicht gesehen. Der Charakter jenes gemüthlichen Sclavenhändlers, welchen Eugen Sue in seinem Atar-Gull portraitirt, war in dieser Physiognomie nicht ausgeprägt. Der Mann war mehr mager als feist und trug einen mit Pelzwerk reich verbrämten Kaftan vom feinsten Stoffe. Scham oder Bewußtsein der Niederträchtigkeit seines Handwerks zeigte weder sein Gesicht, das nur den Zug der Habgier trug, noch seine hochmüthige Haltung, die ihm das Bewußtsein seines Reich-

thums gab. Seine Sclavinen behandelte er natürlich ganz als Waare, zeigte aber für die schönern, fetten, mithin werthvollern eine gewisse Rücksicht, indem er sie in bessere Stoffe kleidete und ihnen ausgesuchte Kost, sogar Kaffe zukommen ließ. Er schätzte den Werth der schönsten auf 25 bis 30,000 türkische Piaster, natürlich je nach dem Rang und Reichthum des Käufers. Kleinere, magere Mädchen zwischen 12 und 16 Jahren schätzte er auf 2 bis 3000 Piaster. Letztere stammten meist aus den tscherkessischen Bergen und waren Töchter von armen Pschilt oder Leibeigenen, die entweder der Vater aus Noth und Hunger, oder der Work (Edelmann) aus Gewinnsucht an den türkischen Händler verkauft hatte. Die schönern Mädchen von hohem Wuchs und rundern Formen kamen aus Gurien und Abschara.

Der Capitain des Dampfers Stambul war geborner Dalmatiner von italienischer Abkunft. Er sprach das Türkische mit Leichtigkeit. Derselbe erzählte mir, daß trotz der strengen Küstenblokade Tscherkessiens, trotz der sorgfältigen Bewachung durch Kosakenboote, welche zwischen den verschiedenen russischen Krepposten am kaukasischen Gestade ab und zufahren, um die am Ufer versteckten kleinen Sclavenschiffe zu erspähen, trotz der Wachsamkeit der russischen Agenten an der türkisch-kolchischen Küste der Menschenhandel zwischen den Kaukasusländern und der Türkei seinen ungeschwächten Fortgang habe und daß die Hemmnisse bisher kein anderes Resultat gehabt, als die Waare zu vertheuern und die Gewinnsucht der Händler und Verkäufer zu steigern. Die Sclavenschiffe benutzen die Winterszeit, wo das russische Blokadegeschwader der Stürme wegen sich nach Sebastopol zurückzieht. Auch die Kosakenboote wagen sich dann seltener in die Fluthen des türkischen Pontus, der seit der Zeit, wo die griechische Argo durch diese Gegenden steuerte, um das

goldene Vließ zu suchen, so manches Fahrzeug verschlungen, so manches Menschenleben gefressen hat. Nur die Gewinnsucht trotzt selbst dem pontischen Winterschrecken, die Sclavenschiffe fahren zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, am allerhäufigsten aber in jenen Monaten, wo die Wuth der Orkane auch die leichten russischen Kreuzer und selbst die Dampfschiffe verscheucht. Ein günstiger Südwest treibt sie in anderthalb Tagen nach der kaukasischen Küste und von dort bringt einer der im Winter so häufig wehenden Nordostwinde sie in einer einzigen Nacht außer den Bereich der russischen Kreuzer. Die Höhe der See, die historisch berühmte Wildheit des „ungastlichen Meeres" hindert ihre Habsucht nicht, ihr und so viele andere Menschenleben der Großmuth der Wellen und Stürme zu vertrauen. Je ungestümer die Fluth braust, um so sicherer sind sie vor russischer Verfolgung und Gefangenschaft. Die armen Mädchen, welche von Eltern, Geschwistern und der Heimat für immer scheiden, müssen oft bei ihrem ersten Ausflug in die Welt alle Todesschrecken kosten sammt dem fatalen Gefühle der Häringe in der Tonne, denn oft wird ein halb Hundert Sclavinen auf ein winziges Schiffchen gepackt. Die Sclavenschiffe werden gewöhnlich von den kühnsten Seeleuten der kolchischen Küste befehligt und bei deren genauer Kenntniß der Winde, der Strömungen und der Uferklippen kommen Unglücksfälle weit seltner vor, als man unter solchen Umständen denken sollte. Manchmal freilich nimmt der greise Meergott die ganze schöne Ladung in seinen kalten, feuchten Schoos. Fallen die Schiffe einem russischen Kreuzer in die Hände, was sehr selten der Fall ist, so wandert die Equipage nach Sibirien oder auf die Galeere von Sebastopol, die Mädchen aber werden an Linienkosaken oder ehelustige russische Soldaten zwangsweise verheirathet und müssen ihr Leben in einer Stanitze am Kuban vertrauern, dem

Ehegemahl das Feld pflügen und schwarzes Kommisbrod essen, statt in dem geträumten Serail eines mächtigen Pascha die Haremskönigin zu spielen, den Duft der Rosenessenz und des Scherbets zu schlürfen und in Putz, Tanz und Liebe oder in wohligem Nichtsthun ein nach ihren Begriffen seliges Dasein zu feiern. Eben so reizend wie unter den Bergvölkern schon den Kindern Stambuls glänzendes Haremleben geschildert wird, eben so düster und schrecklich wird ihnen das Loos unter den Russen gemalt. Und so kam es denn, daß einmal ein furchtbares Trauerspiel auf diesem Meere sich begab. Ein leckes Sclavenschiff, wie unser Capitain erzählte, wurde vom russischen Dampfer eingeholt, welcher von Kertsch nach Redut-Kaleh fuhr. In Verzweiflung warfen sich die meisten Mädchen in die Fluthen, andere durchstießen sich mit scharfen Messern die heroisch jungfräuliche Brust und der blutige Stahl machte die Runde von einer sterbenden Hand zur andern, der Tod schien diesen Tscherkessinen minder furchtbar, als das Ehejoch im Kosakenstübchen. Nur der türkische Sclavenhändler folgte nicht ihrem Beispiel und zog die Gefangenschaft und die Zwangsreise nach Sibirien so heroischem Sterben vor.

Der paphlagonische Küstenstrich ist höher und gebirgiger als der bithynische in der Nähe des thracischen Bosporus. Obwohl der Dampfer in größerer Entfernung vom Strande fuhr, konnte man doch deutlich zwei mit der Küste parallel streichende Ketten erkennen, von welchen die südliche die höhere ist. Die Gipfel sind hier selbstständiger, zackiger, malerischer, als an den bithynischen Uferhügeln. Der höchste dieser Berge ist auf der Karte als Monte sacro bezeichnet; die Türken nennen ihn Gelembe-Burunnu. Derselbe erhebt sich unweit des Vorgebirges Lepte im Westen von Sinope. Nach der Erzählung der Türken soll der Gipfel dieses Berges vor etwa 20 Jahren in

Folge eines Erdstoßes eingestürzt sein. Seine frühere Form, sagen sie, habe sich ganz verändert und der Berg sei so viel niedriger geworden, daß die Schiffer, welche jetzt auf dem schwarzen Meer in gleicher Entfernung von der Küste Asiens und der Krim segeln, die beiden höchsten Uferpunkte nicht mehr zugleich erblicken, während man früher den Berg Paphlagoniens und den zeltförmigen Gipfel von Tauriens Tschadir-Dagh zugleich sehen konnte. Diese Erzählung klingt freilich etwas fabelhaft. Der hohe Gipfel dieses Berges schien mir unversehrt jene langgestreckte Conusform zu haben, welche vielen Trachytporphyrbergen eigen ist. Auch ist der ganze Berg von so bedeutender Breite, daß ein Felssturz schwerlich eine beträchtliche Erniedrigung des Gipfels und eine Veränderung der Form hätte bewirken können. Auffallend ist der überaus starke Einfall des Berges gegen Osten, wo er einer gewaltigen Burgruine ähnelnd über die sich anschließenden weit niedrigeren Berge emporragt. Dagegen stehen die sich anreihenden Berge im Westen dem Gelembe-Burunnu an Höhe wenig nach. Zur Hälfte niedriger als diese südliche Gebirgskette ist die nördliche, welche mit der Meeresküste parallel läuft und mit Waldungen, Buschwerk und niedriger Vegetation ziemlich bewachsen ist. Selbst die höchsten Gipfel waren bereits frei von Schnee, der nur noch in einzelnen Schründen, Schluchten und Spalten aufgespeichert lag. Ein langer Streifen der Stratus-Wolke lagerte unbeweglich um die halbe Höhe der Berge, während alle Gipfel wolkenfrei in die dunkle Bläue strebten. Nach dem Augenmaß zu urtheilen ist dieses Küstengebirge namhaft höher, als der Kamm des gegenüberstehenden taurischen Jailagebirges an der Südküste der Krim. Auch sind die Bergformen hier schöner, pitoresker, die Haiden reicher an Wäldern und Wiesen. Feldbau zwischen den Baumgruppen und dem Weideland war an vielen Stellen zu sehen.

Am Morgen des dritten Tages unserer Seereise waren Meer und Ufer mit dichtem Nebel bedeckt, so daß man sich in bedeutender Entfernung von der Küste halten mußte. In den Monaten April und Mai sollen diese dichten Morgennebel in den südpontischen Gegenden etwas Gewöhnliches sein. Zwischen Sinope und Samsun verdrängt das süße Wasser des Kisil-Irmak, der in dieser Jahreszeit ein bedeutender Fluß ist, das Salzwasser bis auf eine halbe Meile von der Mündung und gibt dem Meer eine schmutziggelbe Färbung. In der Nähe der Mündung dieses Flusses, der im Sommer unbedeutend sein soll, ist die Küste sehr niedrig, morastig und ungesund, mit Waldung und dichtem Buschwerk bedeckt. Die Gebirgskette entfernt sich hier einige Meilen vom Ufer, zeigt aber schöne hohe Gipfelformen. An diesem Tage kamen öfters Vögel auf unser Schiff geflogen. Schwalben, Turteltauben, Grasmücken, Strandläufer und Pelikane strichen bald einzeln bald gesellig vorüber; man wußte nicht, ob sie auf ihrem Wanderzuge begriffen waren oder blos schwärmten. Zwei Delphine, kleiner und schöner als die Delphine des Bosporus, welche man dort und im Mamorameer so zahlreich auf und unter tauchen sieht, mit schwarzem Rücken und gelbem Bauche, folgten dem Dampfer lange unermüdlich nach und gaben uns merkwürdige Proben ihrer Schwimmkunst.

Gegen Mittag ankerte der Dampfer im Hafen von Samsun und setzte hier Passagiere und Waaren aus. Die Stadt liegt im Mittelgrunde einer nach Osten und Nordosten offenen Bucht und ist hinter sehr soliden Festungsmauern versteckt, deren Erbauung die türkische Sage den Genuesern zuschreibt. Die Rhede ist schlecht und gefährlich; größere Schiffe ankern in bedeutender Entfernung von der Stadt. Im Hafen lagen acht Kauffahrer von mittlerm Tonnengehalt. Die türkische Bevölkerung von Samsun soll noch eine der fanatischsten Anatoliens

sein. Raja dürfen nicht in der Stadt wohnen, bevölkern aber die meisten Ortschaften der Umgegend, die auf den Halden malerisch gruppirt stehen und von Wiesen, Obstgärten und Olivenpflanzungen umgeben sind. Das größte dieser Dörfer heißt Jeni-Köi, liegt oberhalb Samsun und ist ausschließlich von Griechen bewohnt. Unter den übrigen Rajadörfern zählt man eben so viel armenische als griechische. Außer Obst und Oliven wird in der Landschaft von Samsun auch viel Mais, Tabak, Hirse und Reis gewonnen. Jagd und Fischerei bieten reichlichen Ertrag. Der morastige Buschwald ist von zahllosen Fasanen, Schnepfen und Begasinen bevölkert, welche um Spottpreise zu kaufen sind. Mein ungrischer Reisegefährte im Kaukasus, Stephan Rogell, verweilte hier einige Wochen und machte eine ergiebige entomologische Ausbeute, worunter mehrere ganz neue Arten von Laufkäfern. Der große Carabus Bonplandii, der schönste aller anatolischen Käferarten, kommt bei Samsun ziemlich häufig unter Steinen vor.

Die Städtchen Unieh, Kerasunt und Tereboli am pontischen Strande sind reizend gelegen. Von hier an wird die Berglandschaft immer lieblicher, prächtiger und die weltberühmte Schönheit der kolchischen Natur beginnt unter den mannigfaltigsten Formen. Am Cap Hieron-Oros, sechs Stunden westlich von Trapezunt, fuhren wir in solcher Nähe der Küste, daß der Blick alle Herrlichkeiten der Gegend genießen konnte und wir bedauerten fast das emsige Wühlen der Schaufelräder unseres Stambul, der unserer Augenlust nur so flüchtigen Genuß gönnte und an den reizendsten Punkten, wo man so gerne festgebannt geblieben wäre, um das Gemälde möglichst lange zu betrachten, mit erbarmungsloser Eile vorüberdampfte. Die üppig grünen Berge steigen hier in sanft gerundeten Kuppen aus dem Meer. Vom Gipfel bis zum Fuß, den der Schaum der

pontischen Brandung bespritzt, sind diese Berge mit fruchtbarer Dammerde bedeckt und mit einem reichen lebendigen Vegetationskleide, welches Grün in allen Nüancen zeigt, geschmückt. Unter den Bäumen, die in zierlichen Gruppen beisammenstehen, mehr Haine als Wälder, welche von Wiesen, Gärten und Maisfeldern durchbrochen sind, sieht man eben so viele Arten ohne Laubfall, als solche, die in Herbste ihre Blätter verlieren. Olivenbäume, Eichen, Bux, Kastanien schienen vorherrschend, Büsche und Bergkräuter, Strauchblüthen und Wiesenblumen kleideten mit ihrer bunten Pracht die Ränder dieser Haine aus. Nur an sehr wenigen Stellen trat nacktes Gestein zu Tage, den steinernen Kern dieses prächtigen Gebirges zeigend, dessen verwitterte Oberfläche einer solchen Vegetationsfülle das Dasein gab. Viele Querthäler und Schluchten spalten dieses kolchische Gebirge in den verschiedensten Richtungen und öffnen eine reizende Fernsicht in das pflanzenschimmernde Innere. Aus allen Klüften, Thälern, Schlünden lachte überall der gleiche Frühlingsglanz hervor. Alles was man zum Lobe der kolchischen Naturpracht geschrieben gibt doch nur ein schwaches Bild von der Wirklichkeit. Und die Türken besitzen nicht einmal den schönsten Theil jenes classischen Landes, wo mit vollem Recht in alter Zeit der Cultus jener Tagesgöttin blühte, deren Licht und Wärme solchen Pflanzensegen hervorgerufen. Gurien und Mingrelien sind noch paradiesischer als die Landschaft von Trabisan, und die Phasisufer lassen die saftiggrünen Thäler des Jeschil Irmak und des Tschorokh an Schönheit noch weit hinter sich.

Wir landeten in Trapezunt noch vor Mittag. Dieser historisch berühmte Ort, der lange der Sitz eines selbstständigen Kaisers gewesen, hat in neuester Zeit mehr als einen gründlichen Beschreiber gefunden. Fallmerayers glanzvolle Schil-

derungen hatten so großen und verdienten Beifall, daß ich nicht wage nach ihm zu schildern und ich glaube daher dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn ich ihn mit einer detaillirten Beschreibung der malerischen Herrlichkeiten der Stadt und des Zaubers jenes „immergrünen Buschwaldes" von Kolchis verschone.

Ein Empfehlungsbrief, den ich von Sir Stratford Canning an den englischen Viceconsul Stevens hatte, verschaffte mir die artigste Aufnahme und ein bequemes Unterkommen im Hause eines griechischen Kaufmanns, der ein Schützling des englischen Consulates war. Herr Stevens ist ein gebildeter, freundlicher junger Mann, der früher an das Consulat in Erzerum attachirt bereits eine ziemlich praktische Kenntniß des Orients gewonnen hatte. Er gab mir genaue Auskunft über Aus- und Einfuhr des Paschaliks von Trapezunt und dessen statistische Verhältnisse. Sein College, der Viceconsul von Batum, war damals bei ihm auf Besuch und seine ethnographischen Schilderungen aus Lasistan erregten unser lebhaftes Interesse. Auch der Kaukasus, seine ritterlichen Völker und der hartnäckige Krieg der Tscherkessen und Tschetschenzen gegen die kolossale Russenmacht mußten in diesen Abendgesprächen viel herhalten. In Trapezunt interessirt man sich überhaupt auf das lebhafteste für die Verhältnisse des Kaukasus und die Vorgänge in den russischen Grenzländern. Diese Stadt ist eigentlich das Stelldichein aller Tscherkessen und Abchasen, welche zu politischen Zwecken die Verbindung mit der Türkei unterhalten, aller türkischen Sclavenhändler, die von dort her den Haremsbedarf der reichen Türken beziehen, aller europäischen Abenteurer, welche, nachdem sie in Cairo und Konstantinopel als militairische Schulmeister schlechte Geschäfte gemacht, ihr Glück bei den Tscherkessen versuchen wollen, aller Flüchtlinge aus Rußland und Ausreißer aus dem russischen Heer. Trapezunt ist gewissermaßen die einzige Stadt außerhalb

dem russischen Gebiete, wo es möglich ist über die militairischen Ereignisse im Kaukasus Nachrichten einzuziehen. Alle fremden Consuln legen sich auch hier hauptsächlich auf das Kundschaftermetier für ihre Regierungen, besonders der englische. Bekanntlich hat England kein Consulat in den Kaukasusländern, nicht einmal in Tiflis, wo die russische Regierung sich die Anwesenheit eines britischen Repräsentanten ausdrücklich verbeten hat. Seit dem Besuch des Herrn Urquhart an der tscherkessischen Küste, seit der Beschlagnahme des Schiffes Vixen, seit dem abenteuerlichen Aufenthalt der Herren Bell, Longworth und Keith unter den Tscherkessen hatte sich das Mißtrauen der russischen Regierung gegen alle reisenden Engländer in diesen Gegenden verdoppelt. In Trapezunt verkehrten fast alle kaukasischen Emissäre mit dem britischen Viceconsul. Unter den Bergbewohnern wie auch unter den Türken galt England gewissermaßen als die Schutzmacht aller Opposition gegen Rußland. Alle den Russen feindlichen Elemente wollten sich unter die englische Fahne reihen. Von Frankreich als rivalisirender Macht war selten, von Oesterreich nie die Rede. Der französische Viceconsul Herr von Clairembault hat jedoch bei mehr als einer Gelegenheit seinen menschenfreundlichen Sinn bewährt, wenn es galt, polnische Deserteure der russischen Armee heimlich nach Konstantinopel zu schaffen. So groß auch die Schwierigkeit für russische Ausreißer ist, durch die Gebirge Lasistans oder Armeniens bis zu irgend einem türkischen Hafen des schwarzen Meeres zu kommen, so wiederholen sich doch solche Fälle mehr als einmal im Jahr, und während unseres Aufenthalts in Erzerum haben wir selbst einem unglücklichen Polen, der nur nothdürftig das Türkische sprach, unter Mitwirkung des französischen Consuls Goep und des Herrn von Clairembault zur weitern Reise nach Konstantinopel verholfen, wo sich eine kleine Colonie von solchen polnischen Flüchtlingen aus dem Kau-

kasus bildete, die dort mit Unterstützung des Grafen Zamoyski und des Fürsten Czartoryski ihren Lebensunterhalt fand.

Unter den europäischen Consuln spielte damals der Genueser Herr von Gherst, der, wie bereits erwähnt, dem russischen Consulat vorstand, die Hauptrolle. Ein feiner, liebenswürdiger Mann wußte er besonders durch seine Freigebigkeit sein Ansehen bei den Türken zu unterstützen und ihre Achtung zu gewinnen. Er machte beim Pascha keinen Besuch, der ihm weniger als 1000 Piaster kostete. Alle Kawassen, alle Schreiber, alle Thürsteher erwarteten vom Repräsentanten des mächtigen Padischa der Moskof ihr Bakschisch nicht anders als in klingenden Goldfischen, und Herr von Gherst that sein Möglichstes ihre lüsternen Wünsche zu befriedigen. Bei den Orientalen aber ist Freigebigkeit die populärste aller menschlichen Tugenden, und die ungemeine Generosität des Moskof-Consuls erstickte manche üble Nachrede. Man entschuldigte sogar seine feurige Passion für das schöne orientalische Geschlecht, und wenn er irgend einen Wunsch zu erreichen, irgend ein Begehren durchzusetzen hatte, so arbeitete in der Regel der ganze Troß, welcher den Pascha umlagerte, nach Herrn von Gherst's Sinn und Willen. Selbst Abdullah Pascha, der grausame, schwarzgallige Tyrann, der das arme Volk unbestraft schinden und quälen durfte, weil er an Riza Pascha einen mächtigen Protector im Divan hatte, bequemte sich gegen Herrn von Gherst zur kriechenden Demuth, wohl wissend, daß dieser Mann der einzige war, der ihn bei einer amtlichen Collision stürzen konnte.

Abdullah Pascha war der letzte Dere-Bey oder Thalfürst aus Lasistan, welcher die Würde eines Pascha's von Trapezunt bekleidete, die durch Gebrauch in seiner Familie erblich geworden war. Die Pforte hat es in ihrem Interesse gehalten, in den östlichen Paschaliks lasische Thalfürsten und kurdische Beys als

Statthalter an die Spitze ihrer Grenzprovinzen zu stellen und die Würde gewöhnlich auf ihre Brüder oder Söhne vererben zu lassen, indem sie richtig voraussetzte, die streitbaren und wenig unterwürfigen Stämme der Bergvölker von Lasistan und Kurdistan, über welche sie geringe Macht hatte, würden sich leichter unter die Autorität eines eingebornen Häuptlings fügen, der dann im Namen des Sultans Steuern und Recruten eintreiben und für Ordnung und Sicherheit im Lande so viel wie möglich sorgen konnte. In den entferntern Grenzprovinzen stehen noch heute größtentheils einheimische Häuptlinge als türkische Statthalter der Provinzverwaltung vor, z. B. in Batum, Kars, Bajasid, Wan, Musch u. s. w. In Trapezunt aber glaubte die Pforte nach Abdullahs Entsetzung wieder einmal den Versuch mit einem ächten Türken wagen zu dürfen. Der Nachfolger dieses letzten Dere-Bey's war Halil Pascha, der Schwager des Sultans.

Die Verwaltung Abdullah Pascha's bildet in der neuesten osmanischen Geschichte eine seltsame Episode und liefert ein merkwürdiges Zeugniß für die Ansicht derer, welche glauben, daß trotz der mehr versuchten und befohlenen, als durchgeführten Reformen, trotz der Humanitätsbestrebungen, trotz des Hatti-Scheriffs von Gülhaneh, welchen Ignoranten oder träumerische Abendländer bereits für den Anfang eines osmanischen Constitutionalismus hielten, in der Türkei noch recht gräßliche Dinge, noch die abscheulichsten Mißbräuche der Gewalt möglich sind, die an einen Murad IV., den türkischen Nero, erinnern.

Abdullah war ein kranker Mensch, durch frühe und übermäßige Excesse herabgekommen. Er sah mit seinem schlaffen, gelben Gesicht, seinen herabhängenden Augenlidern recht widerlich aus, und wenn ihn sein Siechthum, sein Verdauungsleiden ärgerte, da mußte er wüthen und Andere leiden sehen, um seine Galle zu

beschäftigen. Auf dem Throne Osmans wäre er zweifelsohne ein würdiger Nachfolger jenes Sultans Ibrahim gewesen, der so erfinderisch in Lüsten wie in Gräueln war und häßlicher endete, als irgend ein anderer türkischer Herrscher. Zum Glück liegt Trapezunt zu nahe bei Konstantinopel, um sich der heilsamen Controle der Consulate und Gesandtschaften Europa's so leicht entziehen zu können. Wie vieles Gräßliche auch auf Abdullahs Befehle geschah, so wagte er doch nicht immer seiner Galle freien Lauf zu lassen. Jedesmal nach vollbrachten Unthaten, welche selbst in einem türkischen Paschalik reden und murren machten und in den Consulatsrapporten figurirten, wanderten aus Abdullahs Schatzkammer in der Regel einige hundert Beutel mit dem Dampfer nach dem goldenen Horn, um im Divan übler Nachrede vorzubeugen und den Fürsprechereifer Riza Pascha's und seiner Creaturen zu beleben. Ich führe unter den vielen schauderhaften Beispielen, die mir aus bester Quelle mitgetheilt worden, nur Eines an zum Belege, wie weit es noch vor wenigen Jahren unter dem milden Scepter Abdul-Meschids und unter einem mäßig reformfreundlichen Ministerium ein türkischer Satrap in solcher Nähe der Hauptstadt treiben durfte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden und ohne die Geduld und Langmuth des Volks zu erschöpfen.

Einige Türken und Raja, welche mit einer Karawane von Erzerum nach Trapezunt gingen, wurden eines Mordes verdächtig eingezogen. Der Ermordete war ein levantinischer Handelsmann, welcher unter russischem Schutze lebte; directe Beweise der That lagen nicht vor. Man hatte aber unter dem Gepäcke der Verhafteten einige Habseligkeiten gefunden, von denen man glaubte, daß sie Eigenthum des Ermordeten gewesen. Die Angeklagten betheuerten, diese Gegenstände in Erzerum auf dem Bazar von einem hausirenden Juden gekauft zu haben, eine

Angabe, die eben nichts Unwahrscheinliches hatte. Abdullah Pascha ergriff die willkommene Gelegenheit, sowohl seinen Eifer für einen Schützling Rußlands und des Herrn von Gherfi zu zeigen, als seine teuflische Grausamkeit zu befriedigen. Er ordnete selbst in allen Details die Martern an, mittelst denen von den Gefangenen Geständnisse erpreßt werden sollten. Den Christen wurden eiserne Reife um die geschornen Köpfe gelegt und enge zusammengepreßt. Als auf diese erste Folter noch kein Geständniß erfolgte, ließ er die eisernen Reife im Feuer glühen. Andern wurde ein glühender Eisendraht durch die empfindlichsten Körpertheile gebohrt. Schon in der ersten Nacht starb einer der Raja in Folge dieser Tortur. Herr Stevens berichtete diese Gräuelgeschichte an Sir Stratford Canning, der als Mann von Herz und Gemüth einen Dragoman der Gesandtschaft zum alten Großvezir und zu Riza Pascha schickte, um sie von dem Hergang der Sache zu unterrichten, obwohl er eigentlich als fremder Diplomat keinen amtlichen Anlaß hatte, sich in diese Sache zu mischen. Die beiden Paschas erwiederten übereinstimmend: die hohe Pforte werde über diese Geschichte nähere Erkundigung einholen. Ihren Collegen Abdullah Pascha könne wohl sein warmer und löblicher Eifer, um die Mörder des Schützlings einer europäischen Großmacht der verdienten Strafe zu überliefern, allzuweit geführt haben. In Trapezunt verlautete aber gar nichts darüber, daß Abdullah zur Rechenschaft gezogen worden sei. Wenige Wochen später wollte er einen Griechen, der nicht einmal Unterthan der Pforte, sondern ein Bürger des Königreichs Griechenland war, in einer seiner gewöhnlichen Anwandlungen von schwarzgallichter Laune todtprügeln lassen, und nur die edelmüthige und energische Intervention des Viceconsuls Stevens, der dem Verfolgten in seinem Hause ein Asyl gab und der Wuth des Pascha's trotzte, konnte den Unglücklichen retten. Als eine

sehr merkwürdige Thatsache führen wir bei dieser Gelegenheit an, daß der russische Consul Herr von Gherst, dessen Liebenswürdigkeit und Hospitalität alle europäischen Reisenden und am meisten der geistreiche Fragmentist nach Verdienst gerühmt haben, in jener fürchterlichen Torturgeschichte keinen Schritt gethan hat, um den Scheußlichkeiten Abdullahs Einhalt zu thun. Als man zuerst seine Verwendung für jenen Unterthan des Königs von Griechenland anrief, da erwiederte der liebenswürdige Herr mit kühler Entschuldigung: die Sache gehe ihn, da er nur russischer, nicht griechischer Consul sei, durchaus nichts an. Wenn aber irgend etwas vorfiel was den persischen Speditionshandel beeinträchtigte, wenn durch die Nachlässigkeit eines Kariwan-baschi oder durch kurdische und lasische Dieberei ein paar Waarenpäcke verloren gingen und dadurch möglicherweise die Provisionsgebühren des reichsten Spediteurs von Trapezunt geschmälert werden konnten, da hat es der Consul und Kaufmann Herr von Gherst nie an dringender Mahnung und eifriger Vorstellung im Trebisonder Paschahause fehlen lassen.

IV.

Reise von Trapezunt nach Gumysch-haneh. Naturcharakter. Reichthum der Mineralquellen. Kolchische Gebirgslandschaften. Gefährliche Passagen. Das kluge Pferd. Vergleich der kolchischen Landschaften mit dem Kaukasus und der Schweiz. Geologische Beobachtungen. Gumysch-haneh. Die Geschichte eines polnischen Flüchtlings aus dem Kaukasus.

Der englische Consul Stevens in Trapezunt gab mir als guter Kenner des Landes den Rath, die Reise bis Erzerum mit türkischen Postpferden, von dort weiter mit einer Handelskarawane zu machen. Demzufolge verließ ich am 26. Mai Nachmittags Trapezunt in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines türkischen Führers. Ich hatte drei Reitpferde und zwei Packpferde von der Post gemiethet, welche von Station zu Station durch frische Thiere ersetzt wurden. Der türkische Postillon wechselte mit den Pferden und ich bekam auf dem Wege nach Baiburt bald einen ächten Osmanli mit der gewöhnlichen Grandezza, der Trägheit und dem ehrlichen Sinn (bekannte türkische Raceneigenschaften, die sich freilich immer mehr verlieren, je weiter man nach dem Osten vordringt), bald einen halb wilden Lasen, bald einen verschmitzten Armenier als Pferdeführer und Wegweiser.

Im Süden dicht hinter der Stadt Trapezunt steigt die Landstraße zu steiler Höhe auf. Nach einem halbstündigen Ritt ließ ich die Pferde ausschnaufen. Wir standen auf dem sanften Grasrücken eines Berges, der uns einen letzten prächtigen Blick auf die kolchische Küste gewährte. Bergeinschnitte, Halden, Thäler und Terrassen glänzten im reichen kolchischen Frühlingsschmucke. Azalea pontica und Rhododendron ponticum, die herrlichsten Zierpflanzen der kolchischen Küstenflora erhoben sich zu beiden Seiten des Reitpfades mit prächtigen Stengeln und Vollblüthen über die niederste Vegetation in ungeheuren Massen. Die Meereshöhe dieser Stelle zeigte nach der Barometermessung 1170 P. Fuß. In Gesellschaft eines rothen Geranium waren jene schönen kolchischen Florakinder mehr auf den trockenen Abhängen, als auf den flachen und feuchten Stellen der Terrassen oder in den kleinen muldenförmigen Thälern gruppirt, welche vielmehr von Wiesenkräutern und niederen Blumen bedeckt waren, unter denen die gelben Tinten der Ranunkeln vorherrschten. Die orangegelben Blumen der Azalea bemerkt man in dieser Jahreszeit auf den Abdachungen des kolchischen Küstengebirges häufiger, als die großen lilafarbigen Blüthensträuche des pontischen Rhododendron, welches in die einfarbige grüne oder gelbe Vegetationsdecke einzelne rothbläuliche Kränze von überaus schönen und zierlichen Guirlanden webt.

Haschiolan heißt das erste Flüßchen, welches sich im Süden von Trapezunt dicht an der Karawanenstraße tosend durch das enge Bergthal drängt. Dann folgt der Tschebislik, im Frühjahr ein stattlicher, sehr reißender mit schmutzigem Schneewasser gefüllter Bergfluß, dessen Bett wir lange aufwärts folgten. Ueberall schöne bunte, saftstrotzende niedere Vegetation, doch kein Hochwald! Die Berge, deren aufgeschlossene Profile ich vom Meeresufer an zu beiden Seiten des Reitweges beobachten konnte, be-

stehen aus Porphyr, welcher thonigen Schiefer emporgehoben hat und in dessen unterste Schichten eingedrungen ist. Er hat ihn an vielen Stellen petrographisch umgewandelt. Die dünnen Schieferschichten, welche mit dem Porphyr in nächster Berührung stehen, enthalten in ihrer thonigen Masse die Feldspath-Krystalloide des Porphyrs, deren Form sich vielfach veränderte. In keinem Gebirge Europa's habe ich je so viele Reibungsconglomerate und so deutliche Einwirkungen des jüngern massigen Gesteins auf das ältere Geschichtete beobachtet, wie hier, selbst nicht in den Taurusgegenden des südlichen Kleinasien, wo solche Erscheinungen nichts Ungewöhnliches sind.

Auffallend groß ist die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen zwischen Trebisond und Erzerum. In diesem Artikel ist das kolchisch-armenische Gebirge wahrscheinlich reicher als irgend ein Gebirge Europa's. Ganz Tirol hat nicht so viele mineralische Wässer aufzuweisen als man hier innerhalb eines Raumes von höchstens zehn geographischen Meilen findet. Alle Mineralquellen, welche ich bis zum Rande des armenischen Hochlandes beobachtete, waren kalte Quellen. Erst im eigentlichen Hochlande, wo statt der im Norden vorherrschenden plutonischen und neptunischen Bildungen unzweifelhafte Spuren von ächten Feuerbergen: alte Krater, Aschenkegel, Lavaströme und Schlackengesteine zum Vorschein kommen, erscheinen viele Thermalquellen. Dasselbe beobachtete ich später auf den hohen Alpenplateaus im westlichen Persien, an den Ufern des Urmia-See's und im Sahantgebirge, wo die Zahl der heißen Quellen größer ist, als auf der Hochebene von Erzerum.

Bei dem Dorf Matschka in unbedeutender Entfernung südlich von Trapezunt sprudelt eine Mineralquelle aus dem Porphyr, welche auf diesem krystallinischen Gestein einen ausgedehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat und Pflanzenreste von Arten,

die man noch lebend in der Gegend sieht, einschließt. Eine Stunde weiter beim Dorf Hapsiköi sprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlensauren Kalk und etwas Eisen. Ihr kalkiger Niederschlag hat eine gelbrothe Farbe von Eisenoxyd. Ein türkischer Dorfbewohner sagte mir, daß noch vor wenigen Jahren die Quelle nicht dicht am Wege, sondern mehrere Schritte seitwärts aus einer kleinen Erhöhung geflossen sei. Ich besichtigte die Stelle und fand einen Tuffhügel aus dem Niederschlag des Wassers gebildet. Die Quelle hatte hier offenbar durch ihren eigenen Bau den ältern Canal verstopft in ziemlich ähnlicher Weise, wie die berühmten „verfluchten Quellen" bei Medschez-Ammar im Atlasgebirge. Sie brach aber an einer entfernten Stelle hervor, wo sie in den von dem Frühjahrsregen erweichten Boden weniger Widerstand fand, und baute hier an einem neuen konischen Hügel aus ihrem Kalkniederschlag. Nach einer Reihe von Jahren wird sie sich den Ausweg auch hier selbst verstopfen und abermals zur Wanderung gezwungen sein. Die wunderlichen bizarr gestalteten Quellbildungen des Atlas fand ich im kolchisch-armenischen Gebirge, wenngleich in veränderten, durch die Terrainverhältnisse bedingten Formen wieder.

Ich übernachtete in einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen. Das Wetter war ziemlich freundlich. Erst gegen Abend stellte sich Regen ein, und ich kroch in die elende Stube eines Chans, in welcher außer mir noch einige Türken und Armenier, welche mit einer Karawane von Erzerum gekommen waren, übernachteten. Als ich am andern Morgen mein Gepäck aufladen ließ, war mein Regenschirm gestohlen. Ich hatte einen vielleicht nicht unbegründeten Verdacht auf einen türkischen Karawanschik, obwohl derselbe seine Unschuld bei seinem Barte und seinem Propheten betheuerte. Ich bemerke übrigens, daß es im Laufe meines langen Aufenthalts im Orient das erstemal gewesen, wo

ich mich in einem türkischen Hause wegen eines Diebstahls zu beklagen hatte. Der Fall hat sich später unter Kurden und Persern oft, aber niemals in einem türkischen Nachtlager wiederholt.

Mit Tagesanbruch zogen wir mit frischen Pferden weiter. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir den obersten Graht der ersten Bergkette. Die Laub- und Nadelwälder, welche den Gebirgsrücken ziemlich reichlich bedecken, verschwanden unterhalb der Kammhöhe. Nahe der obersten Waldgrenze sind die dunklen Tannenbäume mit langen Flechten bedeckt. Dieses kryptogamische Kleid kommt mir in jenen kalten Regionen vor wie ein Winterpelz der Bäume, welcher sie an den empfindlichsten Theilen gegen die Einwirkungen der rauhen Temperatur schützen soll, gleich wie Winterhaare die animalischen Körper. Dieselbe mattgrüne Flechtenumhüllung und die dunklen Tannennadeln habe ich auch in den höchsten Alpthälern Europa's z. B. im Oberengadin und im Ursern-Thal des St. Gotthard wahrgenommen. Die Höhe, wo die Wälder endigten, nannte mein türkischer Führer Sehana. Eine auffallende Erscheinung ist, daß noch etwa 1000 Fuß über der Waldgrenze und selbst noch oberhalb der sub-alpinen Region vereinzelte Nadelholzbäume von geradem und stolzem Wuchs über zwanzig Fuß hoch vorkommen. Aechte Alpenpflanzen wachsen bereits an diesen Stellen. In den tirolischen und helvetischen Alpen beobachtet man zuweilen wohl Aehnliches. Doch sah ich dort nie diese vereinzelten Baumvorposten so hoch über der Grenze der Waldregion. Sehana hat große Aehnlichkeit mit der Landschaft bei Dilischan im russischen Armenien, da wo am Ausgang dieses Engpasses der Weg nach den vulcanischen Bergen des Goktschei-See's emporsteigt. Aber die Bergformen sind hier schöner und kühner, als am Alpenrande des russischen Armenien. Quellen und Bergströme sind reichlicher, die Wassermusik lärmender, lustiger, melodischer. Kaskaden häufig, wiewohl nicht

von besonderer Schönheit und mit den Wasserfällen im Haslithal des berner Oberlandes oder im Bregellthal der bündener Alpen nicht zu vergleichen.

Kiostera-su hieß der tosende Gebirgsbach, welcher sich durch den Engpaß von Sehana in wildem Toben hinabstürzt. Wir überschritten an diesem Tage drei solid gebaute Brücken, jede von einem einzigen hohen Bogen getragen. Von grünen Bergabhängen, welche durch die aufsprießende alpine Blumenwelt an so manchen Stellen bereits recht bunt und glänzend geputzt waren, hatten wir schöne Fernblicke auf die verschiedenen Hochthäler, Plateaus und Terrassen der höhern Bergregionen und in die prächtigen Waldschluchten der Tiefe.

Wir begegneten öfters kleinen Karawanen mit Pferden und Maulthieren, welche von Tauris nach Trapezunt zurückkehrten. Die meisten Lastthiere waren leicht, viele gar nicht beladen. Die Importation europäischer Waaren nach Persien ist weit ergiebiger und einträglicher, als die Rückfracht. Die meisten Karawanen waren armenische, und die stärksten hatten nicht über hundert Pferde. Auf meine Frage: wie sie in dieser wilden Gebirgsgegend mit kostbaren Waaren in so geringer Zahl zu reisen wagten, ward erwiedert: daß zwischen Trebisond und Erzerum an keine Gefahr zu denken sei. Die Türken und Armenier dieser Gegend seien ruhige Leute und die Lasen nur in ihrem eigenen Lande zu fürchten. Kurdische Räuber treffe man erst jenseits der Hochebene von Erzerum. Nur auf dem Wege zwischen Hassan-Kaleh und der persischen Grenze seien kurdische Raubanfälle öfters vorgekommen. Deshalb sammelten sich stets die kleinen Karawanen in Erzerum, von wo sie dann in größerer Zahl, gewöhnlich 300 bis 400 Pferde stark, unter dem Geleite eines türkischen Kawassen, die Reise nach Tauris fortsetzten. Seitdem die Paschas strengere Polizei übten, seien auch dort größere

Raubanfälle sehr selten geworden, und man habe mehr die Diebstähle einzelner kurdischer Nachtschleicher, als die Angriffe von Horden zu fürchten.

Das Wetter war ungünstig, Regen fiel mit geringer Unterbrechung in Strömen. Der Boden war durchweicht, der schmale Bergpfad schlüpferig und gefährlich. Ich habe in den Alpen Europa's nie so schwierige Stellen passirt, nicht auf der Meyenwand in Wallis, nicht einmal auf der Scaletta in den bündner Alpen, Wege, welche doch ziemlich schwindelfreie Bergsteiger erfordern. Gleichwohl pflegen orientalische Reisende selbst an den gefahrdrohendsten Stellen, wo der kaum zwei Fuß breite Reitweg über einen bald glatten, bald scharfkantigen Felsboden führt und bald links bald rechts schwindelerregende Abgründe gähnen, den Sattel nicht zu verlassen. Sie vertrauen auf die soliden Beine, wie auf die Erfahrung und Klugheit ihrer Pferde. In der That sollen Unfälle nicht so häufig vorkommen, als man nach der Unzahl gefährlicher Stellen auf diesen Karawanenwegen schließen sollte. Die schlimmste Jahreszeit ist die der Schneeschmelze in den Monaten April und Mai. Ich selbst machte an diesem und den folgenden Tagen Erfahrungen, welche mit den beruhigenden Versicherungen meines phlegmatischen Türken nicht eben zusammenstimmten. Unterhalb Sehana sah ich ein Maulthier sammt Tragsattel mit schrecklichem Gepolter den Abhang herunterstürzen. Das arme Thier kam mit dem Schrecken und einigen kleinen Contusionen davon. Bedenklicher war die Lage eines türkischen Beamten, der sich in diesen Tagen mit seinem kleinen Reisegefolge uns angeschlossen hatte. Sein Pferd glitt auf einem durch den Regen noch schlüpfriger gemachten nackten Felsen aus, stürzte und blieb auf dem Fleck liegen. Der Türke gerieth mit halbem Leibe unter sein Pferd, die andere Hälfte schwebte über einem Abgrund der dicht am Rande des Weges

in fürchterlicher Tiefe gähnte. Ich hatte dieselbe gefährliche Stelle eine Minute zuvor passirt, hörte den Sturz und sah den Türken dicht unter mir in dieser schauerlichen Lage. Das Pferd lag mit dem Sattel nach dem Abgrund gekehrt, und ich konnte nicht anders glauben, als daß es beim ersten Versuch des Aufstehens sich und seinen Reiter in die Tiefe stürzen würde. Doch der gute Instinct des Thieres rettete es und seinen Reiter. Schnaubend mit offenen Nüstern und klaffenden Ohren schaute das kluge Roß in den Abgrund, ohne die geringste Bewegung zu machen. Der Türke blieb eben so regungslos, er sah die Gefahr und getraute sich nicht einmal zu rufen, aus Furcht sein Pferd zu schrecken. Man durfte sich ihm nur mit äußerster Vorsicht nähern. Während der Pole und ich schnell abstiegen und von oben uns näherten, hatten die Gefährten des Türken von unten bereits die Zügel und die Rockschöße des Reiters erfaßt und Beide noch glücklich auf ihre sechs Beine gebracht.

Im Dorf Sehana wurde das zweite Nachtlager genommen. Vom Regen bis auf die Haut durchnäßt war ich ziemlich übler Laune. In dem türkischen Kaffehäuschen, wo ich Quartier fand, brannte zum Trost ein lustiges Feuer für erwartete Gäste. Man räumte mir das beste Plätzchen ein, trocknete meine Kleider und servirte sogleich ein Täßchen frischen Kaffe's, der hier so gut schmeckte wie in den besten Kaffeschenken von Stambul und Smyrna. Der regte die freundlichen Lebensgeister wieder an, und da zugleich der Regen aufhörte und ein paar halbfreundliche Sonnenblicke durch lichte Wolkenrisse fielen, so machte der üble Humor gar schnell einer ganz behaglichen Stimmung Platz. Dazu sang und orgelte der Bergstrom neben dem Dorfe halb lustig halb schwermüthig, aber melodisch zwischen Felszacken und gefallenen Steinklumpen, daß man ihm gerne zuhörte. Auf einem Felsblock außerhalb des Dorfes sitzend schrieb ich Bemer-

kungen in mein Tagebuch, welches mit einer Betrachtung über den wunderlichen Humorwechsel auf orientalischen Reisen beginnt, wo selbst ein sehr reiselustiger und geduldерprobter Europäer in Erinnerung des heimatlichen Comforts kleinen Anwandlungen von Mißmuth nicht selten unterworfen, aber bei wiederkehrendem Sonnenschein eben so schnell wieder munter und guter Dinge wird.

Von Trapezunt bis Sehana ist die Gebirgslandschaft eine der herrlichsten, welche ich je gesehen. Nicht so grandios wie der äußere Anblick der silberleuchtenden Gipfel des Kaukasus von der Terekſteppe gesehen, nicht so wildromantisch, nicht so reich an bizarren Felsbildungen, an glänzenden Firnen und Gletschern, noch an prächtigen Wasserfällen mit ewigen Schaumraketen, wie einige Querthäler der schweizerischen und savoyschen Alpen, doch fast noch malerischer, lieblicher und anmuthiger in den Einzelheiten. Unter den Schweizerlandschaften würde ich nur der Nordseite des Vierwaldstätter-See's, dem Bödeli bei Interlaken und der Landschaft von Sils im Oberengadin bei einem Vergleiche mit dem Naturcharakter dieses türkisch-kolchischen Küstengebirges unbedingt den Vorzug geben. Man wandert vom Küstenstrand bis hieher fast unausgesetzt durch Querthäler, welche sich bald verengen, bald erweitern. Wälder, Baumgruppen, ein prachtvoller alpiner Blumenteppich oberhalb der Baumregion, einzelne Häuschen und Alphütten, die nur selten in größeren Gruppen beisammenstehen und Dörfchen bilden, decoriren zu beiden Seiten die grünen und im Frühling farbenreichen Berghalden. Der Tschebislik, welcher diese Querthäler durchströmt, ist in dieser Jahreszeit ein breiter und sehr reißender Strom, welcher in vielen Kaskaden wildschäumend herabstürzt.

Die vorherrschende Formation, deren Profile an manchen Stellen deutlich aufgeschlossen sind, ist ein Porphyr, welcher in

Ansehen und Farbe ungemein wechselt, bald ein ächter Trachytporphyr mit glasigen Feldspathkrystallen von lichter Färbung ist, bald durch Zutritt von Augit in Melaphyr übergehend. Auf den Kammhöhen tritt eigentlicher Trachyt von bald weißgrauer, bald bläulichgrauer Farbe zu Tag, der mit Eisenoxyd an vielen Stellen imprägnirt ist und leicht zu verwittern scheint. Von sonstigen Felsarten kommt Thonschiefer, Kieselschiefer und beim Dorf Sehana auch ein schöner hellweißer, überaus harter Kalk vor. Letztere Bildungen, welche man nicht in großer Ausdehnung wahrnimmt, sind von Porphyr nicht blos gehoben, sondern zum Theil völlig emporgerissen worden, so daß bei dem Kieselschiefer und dem Kalk fast jede Spur von Schichtung zerstört ist. An manchen Stellen, wo der Kalk in unmittelbarem Contact mit dem plutonischen Gestein ist, zeigen sich Spuren der Einwirkung des letztern. Der dichte Kalk ist in einen krystallinisch körnigten umgewandelt.

Am folgenden Tag rastetete ich einige Stunden am Ufer des Gumysch-Haneh-su, eines schönen breiten Gebirgsflusses, im Dorf Actasö. Die Häuser haben hier nicht mehr die schiefen Schindeldächer der kolchischen Ortschaften, sondern Terrassen von Stein und Lehm. Am rechten Ufer waren einige Ruinen sichtbar, welche der mit mir reisende türkische Kawaß den Genuvis (Genuesen) zuschrieb. Architektonische Eigenthümlichkeiten ließen sich unter den wüsten Trümmern nicht erkennen. Die Ufer des Flusses sind an vielen Stellen mit schönen Baumgruppen von Ulmen, Weiden, Zitterpappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen, auch mit Gartencultur bedeckt. Jedes Stückchen anbaufähigen Bodens, selbst auf den steilsten Bergrücken, ist in diesem Gebirgslande trefflich benützt. Die Wiesen sind nicht so schön und üppig, wie in den meisten Alpthälern der Schweiz, aber der Feld- und Gartenbau ist reichlicher.

Eine Meile nördlich von der Stadt Gumysch-Haneh tritt eine Kalkformation in bedeutender Ausdehnung auf, deren deutlicher Schichtenbau von Nord und Süden unter einem Winkel von 52 Graden einfällt. An manchen Stellen ist die Schichtenabsonderung unterbrochen. Die Farbe des Gesteins ist grau oder schmutzigweiß, mattglänzend, der Bruch splitterig. Auf diesem Kalk lagert ein Thonmergelschiefer, welcher in derselben Richtung emporgehoben ist. Auf beide Formationen hat der Porphyr, der sich durchsetzt, verändernd eingewirkt. Die Schichtung des Thonmergelschiefers ist besser erhalten, als die des Kalks, vielleicht weil die Action des Porphyrs bei seiner Erhebung nicht unmittelbar auf ihn, sondern zunächst auf den tieferliegenden Kalk stattfand.

Die Stadt Gumysch-Haneh, welche wir bei guter Tageszeit erreichten, hat eine merkwürdige Lage, in einem Kessel hoher nackter Granitfelsen eingekeilt. Die Häuser sind amphitheatralisch gruppirt auf einem so steilen Bergabhang, daß man nach den obern Straßen nicht einmal reitend gelangen kann. Wir führten die Pferde am Zügel. Auch so fiel es den armen tiefkeuchenden Thieren schwer genug, unser gemeinschaftliches Nachtquartier zu erreichen. Die Häuser sind halb aus Koth, halb aus Steinen gebaut, und haben ein schmutziges und elendes Ansehen. Ich schickte meinen Ferman an den türkischen Commandanten, der mich bei einem wohlhabenden Griechen einquartieren ließ. Ziemlich reisemüde unterließ ich eine genauere Besichtigung der Stadt. Dieselbe scheint auch wenig oder nichts Merkwürdiges zu besitzen. Berühmt sind die Silber- und Bleiminen eine Stunde von Gumysch-Haneh. Die Betreibung dieses Bergbaues ist für die türkische Regierung trotz der schlechten Einrichtung und unverständigen Leitung ziemlich einträglich, indem man die Raja zu unentgeltlicher Arbeit zwingt. Die rei-

cheren Stadtbewohner haben schöne Fruchtgärten, welche tief unten am Flußufer liegen.

Während der Pole mir den Pilaf bereitete, brachte mir der griechische Hauswirth Tschibuk und Kaffe. Nachdem ich und meine Gefährten ein frugales Mahl verzehrt hatten und Müdigkeit und bequeme Divankissen uns einluden, den orientalischen Kef zu feiern, bat ich den Polen, mir die Geschichte seiner Entweichung aus Georgien und seiner Gefangenschaft bei den Lasen zu erzählen. Er war bereit und schilderte mir zuerst sein Schicksal während des polnischen Revolutionskampfes. Johann Saremba's Charakter unterschied sich von dem seiner Landsleute im Allgemeinen durch seine Aufrichtigkeit und das Verschmähen aller aufschneiderischen Prahlhanserei. Er sprach das Türkische sehr gut und unterhielt sich mit mir gewöhnlich italienisch. Seine Lebensgeschichte lautete im Wesentlichen wie folgt.

„Ich bin weder Edelmann, noch Bauer und gehöre dem in Polen nicht zahlreichen Stadtbürgerstande an. Mein Vater war ein Glaser in Warschau und ich erlernte seine Profession. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution im November 1830 trat ich freiwillig in den Militairdienst, machte die Schlachten bei Grochow, Praga, Iganie, Ostrolenka mit, kam ohne Wunde und ohne Beförderung davon. Die meisten Polen werden Ihnen sagen, daß sie damals Offiziere gewesen. Es ist so die Manier meiner Landsleute. Ich gestehe es offen, daß ich es nicht einmal bis zum Unteroffizier bringen konnte. Diese Stellen wurden gemeiniglich von älteren Soldaten besetzt, und um Offizier zu werden, mußte man nothwendigerweise Adeliger oder Ausländer sein. Mein Regiment zog sich nach der Einnahme von Warschau auf preußisches Gebiet zurück. Unsere Hoffnung, daß der preußische König uns die Wanderung nach Frankreich oder Amerika gestatten werde, blieb unerfüllt. Nachdem man

uns die Waffen abgenommen und einige Wochen gut verpflegt hatte, zwang man uns zur Rückkehr nach Polen. Dort vertheilte man uns unter verschiedene russische Regimenter oder schickte uns truppweise theils ins Innere von Rußland, theils nach dem Kaukasus. Mich traf das letztere Loos. Ich wurde unter ein russisches Regiment in der Linie gesteckt. Nach verschiedenem Garnisonwechsel kamen wir nach dem Lager Manglis in der Umgegend von Tiflis.

In meiner Compagnie waren außer mir noch sechszehn Polen. Davon hatten sieben an dem Revolutionskriege Theil genommen. Die übrigen waren später ausgehobene Rekruten. Einer derselben war verheirathet. Die russischen Offiziere behandeln die Polen etwas weniger unmenschlich, als die Stockrussen. Diese Gerechtigkeit muß ihnen jeder Pole widerfahren lassen. Dies rührt nicht etwa von besonderer Sympathie für unsere unglückliche Nation her, als von einer gewissen Rücksicht gegen das Unglück von Leuten, welche gebildeter sind als russische Bauern, besonders gegen solche, welche das traurige Loos des russischen Soldatendienstes wegen politischer Vergehen getroffen hat. Der russische Offizier theilt in politischen Dingen nicht den unversöhnlichen Haß des Zaren. Zudem sind die meisten Polen, besonders die Stadtkinder gebildeter und gewandter, als die Großrussen, lernen auch das Exercitium und das Reglement weit leichter und würden wahrscheinlich die meisten Unteroffizierstellen einnehmen, wenn die Obersten in dieser Beziehung nicht auf die Befehle des Kaisers, der allen Polen rebellische Gesinnungen zutraut, Rücksicht nehmen müßten. Uebrigens war unser Loos immerhin hart genug. Wir hatten einen ziemlich guten Commandanten, aber er konnte der Rohheit und dem Uebermuth seiner Untergebenen nicht immer abwehren. Schlechte Kost, grausame Prügelstrafen, kleinliche Dienststrenge

müssen jedem das russische Soldatenleben tief verleiden, auch wenn er vom Heimweh verschont bleibt. In dienstfreien Stunden lagerten wir Polen uns oft hinter den Büschen des Waldes, der das Lager Manglis umgibt, sangen, wenn uns kein Russe belauschte, unsere polnischen Nationallieder, welche wir in den Reihen unseres vaterländischen Heeres zur Zeit der Revolution gesungen hatten, sprachen von der Heimat, von unsern vergangenen Tagen und künftigen Hoffnungen, und wie oft mußten wir bei dem Gedanken an das Verlorne und an das bittere Exil im fremden wilden Lande alle laut zusammen weinen! Das hätte freilich keiner unserer Offiziere sehen dürfen. Es wäre uns schlecht gegangen.

Wir machten häufig Pläne zur Flucht nach der Türkei, aber in Ermanglung einer genauen Kenntniß des Landes wagten wir lange keinen bestimmten Entschluß zu fassen. Indessen gaben wir uns alle Mühe, das Tartarische zu erlernen und bei den Eingebornen über die Wege nach der Türkei und nach Persien Erkundigung einzuziehen. Einer unserer Kameraden half einem tartarischen Bauer von der Umgebung von Manglis bei seinen ländlichen Arbeiten unentgeltlich, um seine Freundschaft zu gewinnen und ihn über das Land ausfragen zu können. Der Tartar merkte bald seinen Plan und bot willig die Hand, unsere Entweichung zu erleichtern. Die Flucht nach Persien wäre uns leichter gewesen, aber davon wollte der Tartar nichts wissen, da er selbst Sunnite war uud die ketzerischen Anhänger Ali's haßte. Er rieth uns zur Flucht nach Lasistan, welches für uns leichter erreichbar war, als das türkische Armenien. Doch mußte ihm mein Kamerad versprechen, daß wir uns jenseits der russischen Grenze zum Islam bekehren würden. Der Tartar zeigte ihm genau die Himmelsgegend, nannte ihm die Namen aller Berge und Flüsse, die wir zu passiren hatten, aller

Dörfer, in deren Nähe wir vorüberschleichen sollten. Im Falle der äußersten Verlegenheit oder Gefahr rieth er uns, den Schutz und das Gastrecht des nächst wohnenden Mollah anzurufen, ihm unser Vorhaben zu vertrauen und dabei nie die Versicherung zu vergessen, daß wir auf türkischem Boden gute Moslims werden wollten.

Nachdem unser Entschluß, auf jede Gefahr hin zu desertiren, festgestellt war, brauchten wir noch volle drei Monate zur Vorbereitung. So gering unsere Löhnung, so karg und schlecht unsere Lagerkost war, wir sparten davon, wir verkauften Brodrationen und suchten uns an den Hunger zu gewöhnen. Einige von uns waren Handwerker und verdienten sich täglich einige Kopeken in den freien Stunden. Ich arbeitete als Glaser für alle russischen Offiziere. Das Ersparte wurde in eine gemeinschaftliche Cassa gelegt. Der Sommer ging zu Ende, die Zugvögel sammelten sich bereits und flogen in dichten Schaaren über die hohen Berge von Mangliß dahin. Wir sahen zu ihnen hinauf voll Sehnsucht und Neid. Uns fehlten ihre Flügel, ihre Kenntniß des Weges.

Wir wurden in unserm Entschlusse noch einigemal schwankend. Einige Deserteurs, Kleinrussen, welche an den Soldatendienst und das Casernenleben sich schwerer gewöhnen, als die Großrussen, waren bei dem Versuche, zu den Lesghiern zu fliehen, aufgegriffen und durch Kosaken in das Lager zurückgebracht worden. Jeder wurde zu dreimaligem Gassenlaufen durch tausend Mann verurtheilt, und wir selbst waren mit commandirt, diese Unglücklichen beinahe todtzupeitschen. So tief uns dieser Anblick erschütterte, so war doch die Hoffnung und der starke Trieb nach Freiheit mächtiger. Wir bestimmten den Tag zur Flucht. Nur ein einziger Pole von unserer Compagnie, welcher die Wittwe eines Kosaken geheirathet und ein Kind mit

ihr gezeugt hatte, wurde abtrünnig und blieb zurück. Wir versammelten uns bei einbrechender Dunkelheit mit Tornister und scharfgeladenem Gewehr an einem verabredeten Punkt im Walde. Dort sanken wir alle auf die Kniee nieder und beteten laut zu Gott und zur heiligen Jungfrau Maria, daß sie unser Vorhaben segnen, ihren Schutz und ihre Gnade uns gewähren möchten. Dann reichten wir uns die Hände und schwuren, uns auf das Aeußerste zu vertheidigen und uns lieber selbst zu tödten, als uns nach dem Lager zurückbringen und von den Russen todtprügeln zu lassen.

Wir waren unserer vierzehn Mann. Einige hatten durch das Fieber gelitten, Andere hatte die schlechte Casernenkost heruntergebracht. Aber der glühende Wunsch der Freiheit, die Furcht vor dem Schicksal, das uns im Falle des Mißlingens erwartete, gab unseren Beinen Kraft. Wir marschirten dreizehn Nächte hindurch. Am Tage verbargen wir uns in den Wäldern, bei Nacht wagten wir uns zuweilen in die Nähe der Straße. Als die Lebensmittel, die wir in unsern Tornistern verpackt hatten, aufgezehrt waren, mußten wir uns theils mit den wilden Beeren des Waldes, theils mit halb rohem Wildpret begnügen. In den Wäldern fehlte es zum Glück nicht an Hirschen. Wir zerstreuten uns gegen Abend auf den Anstand, wagten aber nur in großer Nähe zu schießen, um unsere Munition nicht zu vergeuden und unser Versteck dem Kosakenposten nicht zu verrathen. Aus demselben Grunde wagten wir auch bei Nacht kein Feuer zu brennen und wollten lieber frieren und das Fleisch der geschossenen Thiere halb roh verzehren.

Nach dreizehnnächtiger Wanderung waren wir in die Nähe des Flusses Arpatschai gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, wo wir uns befanden. Von den höchsten nackten Berggipfeln, wo wir lagerten, erblickten wir in weiter Entfernung die Häu-

ser einer großen Stadt. Wir wußten nicht, ob sie russisch oder türkisch war. Ohne Landeskenntniß, ohne den Besitz eines Compasses, ohne Verkehr mit den Eingebornen, die wir am Tage ängstlich mieden, weil wir immer fürchteten entdeckt und verrathen zu werden, irrten wir rathlos in diesen Bergen umher, ohne recht zu wissen, welche Richtung wir einschlagen sollten, um über die Grenze zu gelangen.

Die Jagd hatte uns in den letzten Tagen gar nichts gewährt. Der Hunger gesellte sich zur Ermattung, zur empfindlichen Kälte. Wir sahen eine Heerde wilder Ziegen*) auf den Höhen, aber umsonst waren unsere Versuche sie zu beschleichen. Mit ungemeiner Schnelle flohen sie über die Schneefelder, welche diese hohen Berge bedeckten, und wir verloren mit dieser Jagd einen vollen Tag ohne etwas erbeuten zu können. Das letzte Stück Hirschfleisch, der letzte Bissen hartes russisches Casernenbrod waren aufgezehrt. Die scharfe Bergluft, die ermüdenden Fußwanderungen vermehrten unsern Hunger. Wir waren der Verzweiflung nahe und entschlossen uns endlich auf gut Glück, dem ersten Dorf uns zu nähern. Wir riefen uns den Schwur ins Gedächtniß, daß wir, wenn das Schicksal uns noch einmal in die Hände der Russen liefern sollte, bis zum letzten Blutstropfen uns vertheidigen und im äußersten Falle uns lieber gegenseitig den Tod geben wollten, als uns nach Manglis zurückschleppen und durch die Hände unserer eigenen Cameraden zu todt peitschen zu lassen.

An der oberen Grenze der Waldregion erblickten wir die Minaretspitzen einer tartarischen Moschee. Wir näherten uns vorsichtig in der Abenddämmerung und trafen zwei Tartaren, welche Buschwerk abschnitten. Durch sie erfuhren wir, daß wir

*) Wahrscheinlich die Capra caucasica.

etwa 30 Werste von der Stadt Gumri uns befanden, wo die Russen eine große Festung erbauten. Die Grenze lag nur eine kleine Tagreise vor uns und der lange blaue Fluß, welchen wir von den Gipfeln der Berge herab gesehen, war wirklich der Arpatschai, jenseits dessen die Türkei beginnt. Wir gestanden den Tartaren offen unser Vorhaben, da sie uns doch an unserm zerlumpten von den Sträuchern zerrissenen Anzuge, an unserm verwilderten und hungrigen Aussehen schwerlich für russische Soldaten im Dienste gehalten, sondern für das erkannt hätten, was wir waren. Der Mahnung des alten Tartaren in Manglis eingedenk sagten wir den Leuten, daß unser fester Entschluß sei, auf türkischem Boden gute Moslims zu werden. Wir beschworen sie bei Allah und dem Propheten, uns Lebensmittel aus dem Dorfe zu schicken, da sie selbst uns riethen, ihnen nicht bis in das Dorf zu folgen. Nach ihrer Aussage fand sich in der Nähe ein Kosakenposten und die Ufer des Arpatschai waren, wie sie versicherten, von russischen Militairpiquets so strenge bewacht, daß uns wenig Hoffnung blieb, auf dieser Seite die Grenze zu passiren.

Die Tartaren gingen in eiligem Schritt nach ihrem Dorf. Einer der Unsrigen, der sehr gut tartarisch verstand, schlich ihnen durch die Büsche nach, um wo möglich ihr Gespräch zu erlauschen und sich zu überzeugen, ob es auch redliche Leute seien, denen man trauen dürfe. Die Tartaren gingen aber im tiefsten Schweigen nach Hause, kamen jedoch nach einer Stunde mit drei andern Männern zurück, von denen Einer einen weißen Turban trug. Dicht an dem Gesträuche, wo unser Camerad auf der Lauer war, vorübergehend, hörte sie dieser eifrig reden. Er schlich behutsam im Dickicht hinter ihnen her und konnte von ihrem Gespräche so viel verstehen, daß sie über das, was mit uns geschehen solle, verschiedener Meinung waren. Einer, der,

wie wir später vernahmen, in der orientalischen Leibgarde des Fürsten Paskewitsch zu Warschau gedient hatte, verlangte, daß man sogleich die Kosaken von unserm Versteck benachrichtige. Der Mann im weißen Turban suchte ihn aber zu beruhigen und wollte erst mit uns reden.

Die Tartaren trafen uns am verabredeten Orte. Der Weißbeturbante war ein Mollah, ein schöner Greis mit ehrlichem Gesicht. Ihm vertrauten wir offen unsere Leidensgeschichte und unser Vorhaben an. Er versank in ein langes Sinnen. Zu unserer äußersten Ueberraschung redete uns inzwischen einer der Tartaren in gebrochnem Polnisch an und sagte uns, daß er in Warschau gewesen. Wir waren davon so freudig ergriffen, daß wir den Mahomedaner fast umarmt hätten. Aber unser Camerad, den wir als Kundschafter ausgeschickt, war inzwischen zu uns gestoßen. Wüthend ergriff er den polnisch redenden Tartaren am Barte, hielt ihm den verrätherischen Rath vor, den er seinen Landsleuten gegeben und drohte ihn zu tödten. Der alte Mollah trat versöhnend dazwischen und versicherte uns seines Schutzes und Beistandes, wenn wir wirklich die ernstliche Absicht hätten, nach der Türkei zu fliehen und zum Islam überzutreten. Wir betheuerten es, obwohl wir heimlich zu unserm Gott und zur heiligen Jungfrau beteten, daß sie uns die Nothlüge verzeihen mögen, denn wir wollten nur aus der russischen Hölle fliehen, nicht aber unserer heiligen Religion untreu werden.

Ehe sich der Mollah entfernte, mußte er auf seinen Bart und bei dem Propheten schwören, daß er uns nicht verrathen wolle. Zu demselben Schwur nöthigten wir auch die Andern. Den ehemaligen Leibgardisten wollten wir als Geisel zurückbehalten. Doch bat uns der Mollah es nicht zu thun und seinem Worte zu trauen, mit dem er für die Verschwiegenheit des Mannes bürge. Vor Allem aber wollten wir Lebensmittel haben. Die Tartaren

waren leider mit leeren Händen gekommen. Der peinigende Hunger hätte uns fast verleitet, mit ihnen ins Dorf zu gehen. Aber der Mollah warnte uns mit der Bemerkung, daß dort auch armenische Bauernfamilien wohnten, die uns gewiß den Russen verrathen würden. Schwankend zwischen Furcht und Hoffnung entließen wir sie. Der Mollah hatte uns zuletzt noch den Rath gegeben, während der Nacht zu wachen, da es möglich sei, daß unsere Gegenwart dennoch von Andern bemerkt und den Russen verrathen werden könne.

Zwei bange Stunden vergingen. Die Nacht war eingebrochen und die Stille wurde nur zuweilen durch das ferne Heulen der Dorfhunde unterbrochen. Da die Entfernung zum Dorf nicht groß war und der Mollah uns so bestimmt versprochen hatte, die Lebensmittel uns sogleich zu senden, wurde unser Argwohn wieder wach und wir machten uns bereits Vorwürfe, daß wir den Schwüren der Tartaren ein so thörichtes Vertrauen geschenkt und sie entlassen hatten, ohne den Mollah und den Warschauer als Geiseln zurückzubehalten.

Wir ergriffen unsere Gewehre und stellten uns auf die Lauer. Unsere Besorgniß war nicht unbegründet. Bald hörten wir in der Dunkelheit Pferdewiehern und ferne Stimmen. Unsere Cameraden, die noch am besten auf den Beinen waren, schlichen sich als Späher über die Buschgegend hinaus und kamen mit der Schreckensbotschaft zurück, daß sie deutlich russische Stimmen gehört. Inzwischen verhallte das Pferdegetrabe und Alles um uns her war wieder stille wie ein Grab. Sogar die wachsamen Dorfhunde schienen in Schlaf versunken.

Noch ehe der Morgen graute, kam einer der Tartaren, den wir Tags zuvor im Walde getroffen mit drei Andern, die wir noch nicht gesehen. Sie brachten uns eine große Schüssel mit Reis und ein gebratenes halbes Lamm, auch Brod und Früchte.

Unsere Gegenwart, sagte er, sei von einem Armenier des Ortes den Russen verrathen worden. Der Kosakenhauptmann habe den Mollah zu sich gerufen und ihm gedroht, aber nichts von ihm erfahren. Da die Kosaken unsern Versteck nicht genau gewußt, habe einer der Tartaren sie auf falschen Weg geführt, um sie von unserer Spur abzuleiten. Da man uns schon als Glaubensgenossen betrachtet, werde uns kein Tartar verrathen, wenn nicht jener Mann, der in Warschau gewesen und als Säufer und ausschweifender Mensch unter der Ortsbevölkerung ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung sei.

Als unser heftige Hunger befriedigt war, erwachte wieder neuer Lebensmuth. Wir beschlossen sogleich unsern Marsch fortzusetzen. Die Tartaren riethen uns, nicht über den Arpatschai zu gehen, der von den russischen Grenzposten allzusorgfältig bewacht sei, sondern mehr nördlich über die Gebirge von Achalziche zu wandern, wo es uns weit leichter gelingen werde, das türkische Gebiet zu erreichen. Wir nahmen dankbar Abschied von den Leuten. Aber kaum war der erste Morgenstrahl aufgegangen, als wir das ferne Hurrah der Kosaken hörten, die von vielen tartarischen Reitern begleitet uns den Weg nach dem Thale abschnitten. Wir zogen uns in Gebüsche zurück und feuerten auf die nächste Reitertruppe, die in das Dickicht einzubrechen versuchte, eine volle Salve. Zwei Kosaken und ein Tartar stürzten und die übrigen ergriffen feige die Flucht. Wir zogen uns wieder nach den obersten Höhen zurück, von denen wir herabgekommen waren, ohne uns nur Zeit zu lassen, die Gefallenen zu untersuchen. Bald aber sahen wir einen einzelnen Reiter mit einem grünen Zweige uns winkend gegen uns herankommen. Wir erkannten einen von den Tartaren, welche uns Lebensmittel gebracht. Er sagte, der Mollah sei wieder an der frühern Stelle des Waldes und wolle mit uns sprechen. Von den Kosaken sei

jetzt gar nichts zu fürchten. Sie hielten uns für doppelt so zahlreich als wir wären, seien nach ihrem Posten zurückgekehrt und hätten nach Gumri um Verstärkung geschickt, die aber gewiß nicht vor dem Abend anlangen werde.

Als wir Mißtrauen zeigten, erbot sich der Mann als Geisel bei uns zu bleiben. Ich ging mit drei meiner Cameraden nach der bezeichneten Stelle hinab. Die übrigen blieben oben zurück und hielten den Tartaren einstweilen in Gewahrsam. Der Mollah war wirklich zur Stelle gekommen mit zwei der Leute, die ihn am Abend zuvor nach dem Walde begleitet hatten. Wir hörten zu unserm Erstaunen, daß der tartarische Reiter, den wir vom Pferde geschossen, derselbe alte Soldat des Fürsten von Warschau war, der uns polnisch angeredet. Wir hielten das für ein Gericht Gottes. Denn der Mann hatte trotz seinem Schwur unser Versteck den Russen verrathen, die von unserer Nähe bereits Kenntniß gehabt. Die übrigen männlichen Ortsbewohner waren nur gezwungen aufgesessen und den Russen gefolgt, hatten aber bei den ersten Schüssen recht gerne mit den Kosaken die Flucht ergriffen. Nur die List des Mollah, der den Kosakenhauptmann beredet, seine Mannschaft in zwei Haufen zu theilen, deren einer auf eine falsche Fährte geleitet wurde, hatte uns gerettet. Unser Vertrauen auf den alten Priester hatte uns nicht getäuscht. Er erinnerte uns an unser Versprechen, auf türkischem Boden Mahomedaner zu werden, gab uns gleichfalls den Rath, den Weg über die Berge von Achalziche zu nehmen, und entließ uns mit seinem Segen, nachdem er uns noch die genaueste Auskunft über den Weg und guten Rath über unser Verhalten gegeben, wenn wir den Leuten des Pascha von Kars in die Hände fallen sollten, welcher russisch gesinnt sei und vielleicht aus Furcht oder aus Gewinnsucht uns den Russen wieder ausliefern könnte. Wir eilten zu den Unsrigen zurück, erzählten was wir von dem Alten ge-

hört, entließen den Tartaren und wanderten den ganzen Tag über die rauhen Berggipfel. Am folgenden Morgen gelang es uns eine wilde Ziege auf dem Anstand zu schießen. Da es auf diesen kahlen Höhen auch nicht das kleinste Stückchen Holz gab, mußten wir das Fleisch ganz roh genießen.

Nachdem wir einige Stunden gerastet, wanderten wir immer der bezeichneten Himmelsrichtung folgend weiter. Es war empfindlich kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken und ein schneidender Luftzug wehte uns denselben ins Gesicht. Gegen Abend erblickten wir ein kleines Feuer, dessen Licht wir folgten und zu einigen Hütten von armen russischen Grenzansiedlern kamen. Kosaken schienen hier nicht in der Nähe zu sein. Man konnte die waldlosen Berge auf eine weite Strecke überschauen. Die Ansiedler waren Duchoborzen aus der Moloschna, die man ihres ketzerischen Glaubens wegen zur Auswanderung aus Rußland nach diesen rauhen fernen Grenzgebirgen jenseits des Kaukasus gezwungen hatte. Es schienen ehrliche und gutmüthige Leute, die ihre Küche mit getrocknetem Kuhmist heizten und uns gaben was sie hatten. Sie erzählten uns weinend von den Bedrückungen und Mißhandlungen, die sie von den Russen vor ihrem Aufbruch nach den Kaukasusländern zu erdulden hatten und wie man sie ihrer Habe beraubt und aus ihren fruchtbaren Wohnsitzen hinausgestoßen habe. Die Mehrzahl von ihnen war den Strapatzen der Reise und den Entbehrungen nach der ersten Ansiedelung erlegen. Ihre verschiedenen Ortschaften waren im Gebirge umher zerstreut. Auch deutsche Colonisten, sagten sie, wohnten in der Nähe, aber sie warnten uns vor ihnen, und wir beschlossen in der folgenden Nacht, wo wir die Grenze überschreiten sollten, das deutsche Dorf zu umgehen. Wir gaben den armen Duchoborzen, die uns mit Speise und Trank erquickt hatten, den Rest unserer Kopeken, da wir wohl wußten, daß uns

bei den Türken russische Münzen nichts mehr nützen würden. Die guten Leute füllten uns noch unsre Feldflaschen mit Wodka und nahmen mit den besten Wünschen Abschied von uns.

Am folgenden Tage waren die Berghöhen von einem dichten Nebel bedeckt. Man konnte keine zehn Schritte vor sich sehen und bei der Steilheit der Felswände war das Herabsteigen über Abhänge und Schluchten, durch die das Regenwasser hinabrauschte, sehr gefährlich. Dafür glaubten wir den Vortheil zu haben, die Grenze, die auf dieser Seite kein bestimmtes Gewässer, sondern die Bergkette selber bildet, überschreiten zu können, ohne von den russischen Grenzposten beobachtet zu werden. Nicht nur der Pest und des Schmuggels wegen, sondern mehr noch um die Desertionen der Soldaten und die Flucht der Eingebornen nach der Türkei hinüber zu hindern, war die Grenzlinie in letzter Zeit bedeutend verstärkt worden. Man hatte uns gesagt, daß wir auf dem jenseitigen Abhang des Gebirges nichts mehr zu fürchten hätten, da keine Kosakenposten über die Höhen hinüberreichen und das türkische Gebiet bereits jenseits der Berge beginne. Wir gaben uns schon der ausgelassensten Freude hin, daß wir den Boden Rußlands und mit ihm unsern Kerker im Rücken hätten und keine Gefahr mehr fürchten dürften.

Wie groß war aber unser Schrecken, als tief im Thale unten der Nebel fiel und wir in ganz geringer Entfernung vor uns einen letzten Kosakenposten bemerkten. Es war zu spät uns zurückzuziehen. Wir marschirten in Reihe und Glied auf und gingen in regelmäßigem Paradeschritt vorwärts. Die List gelang. Die Kosakenschildwache hielt uns für ein russisches Streifpiquet. Wir umringten das Haus, nahmen sieben halb betrunkene Kosaken sammt der Schildwache gefangen und erfuhren von ihnen, daß wir im Nebel den Weg nach der Grenze verfehlt. Der Posten war 30 Mann stark, aber an demselben Tage waren

22 Mann unter dem Commando eines Unteroffiziers nach einem andern Grenzposten aufgebrochen, um zu patrouilliren. Aus Gumri war die Anzeige von unserer Flucht gekommen mit der Meldung, daß eine Abtheilung Infanterie die Kosakenmannschaft der Grenzposten verstärken solle. Die Wache hatte uns nun für eine dieser erwarteten Abtheilungen aus der russischen Festung gehalten. Wir durften mit dem Ausgang unsers Abenteuers zufrieden sein. Der Küchenvorrath der Kosaken erquickte uns und der Rest wurde in unsere Tornister verpackt. Wir nahmen ihnen auch die Pferde ab und banden ihnen zuletzt auf ihren eignen Wunsch Hände und Füße. Denn da sie inzwischen nüchtern geworden, erschraken sie vor der Verantwortlichkeit, da sie so ohne Widerstand uns hatten einziehen lassen. Sie fürchteten sich vor der strengen Strafe und beredeten sich wie sie den Fall am besten rechtfertigen konnten. Der dicke Morgennebel kam ihnen wohl zur Entschuldigung zu statten, auch unsere überlegene Zahl und die Ankündigung eines russischen Infanteriepiquets aus Gumri. Aber Prügel wird es für die Armen dennoch genug gesetzt haben. Wir verschlossen auf ihre Bitte das Postenthor und eilten sammt der Beute den Bergen zu, die wir nach Mittag überstiegen und wo wir endlich ohne weiteres Abenteuer die gehoffte Zufluchtsstätte zu finden glaubten.

Bei dem ersten türkischen Grenzposten machten wir halt, erzählten unser Schicksal und sprachen unsern Wunsch aus, nach Konstantinopel geschafft zu werden. Wir mußten unsere Waffen abliefern und unsere Ankunft wurde noch an demselben Tage dem Pascha von Kars gemeldet. Der Häuptling dieses türkischen Grenzpostens war der Sohn eines lasischen Dere-Bey's, welcher uns gleich anfangs überreden wollte, in das Gebirge weiter zu fliehen und dort den Schutz eines andern lasischen Thalfürsten anzurufen, welcher vom trebisonder Pascha abhängig sei. Wir

trauten aber seinen Worten nicht und verlangten nach Kars geführt zu werden. Inzwischen vernahmen wir, daß der russische Festungscommandant in Gumri an den Pascha von Kars einen drohenden Brief geschrieben habe, worin er unsere Auslieferung verlangte. Vier Tage vergingen in ängstlicher Erwartung unseres Schicksals. Zwischen Kars und Gumri gingen die reitenden Boten ab und zu. Endlich wurde uns eröffnet, daß wir uns beeilen müßten Moslims zu werden, wenn wir der Auslieferung entgehen wollten. Der lasische Thalherr wiederholte sein Anerbieten, uns zur Flucht nach den lasischen Bergen zu verhelfen. Wir nahmen jetzt den Vorschlag an und wurden bei Nacht im Geleite einer bewaffneten Karawane von Bergbewohnern nach dem Innern gebracht.

Schon am ersten Tage hatte man die Hälfte meiner Cameraden von uns getrennt. Am zweiten Tage verschwanden wieder vier, obwohl wir die Lasen durch Bitten und Versprechungen zu bewegen suchten, uns beisammen zu lassen. Man erwiederte, daß unsere eigene Sicherheit die Trennung fordere. Als ich am dritten Morgen nach unserer Flucht vom türkischen Grenzort erwachte, waren auch meine beiden letzten Landsleute und Cameraden verschwunden. Bisher hatte ich alle Leiden, alles Ungemach, alle Entbehrungen standhaft ertragen und in ruhiger Ergebung mich in mein Schicksal gefügt, den Gefahren muthig die Stirne geboten. Jetzt entsank mir aller Muth und ich brach in lautes Weinen aus und verfluchte mein Schicksal.

Gar bald war mir meine Lage klar geworden. Der schändliche Thalherr hatte uns an Sclavenhändler verkauft. Man vertheilte uns im Lande. Mich brachte man in ein Thal der Landschaft Adschara. Dort sollte ich als Sclave arbeiten bei einem ziemlich harten Herrn, dessen Leibeigner kurz zuvor gestorben war. Schmerz und Verzweiflung, die sich zu den ausgestandenen Lei-

den und zur Ungesundheit der Gegend gesellten, zogen mir eine bösartige Krankheit zu. Fieberschauer schüttelte meinen Körper, meine Kräfte schwanden, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit mich wieder erholte und die mir angewiesenen Arbeiten nothdürftig verrichten konnte, so war doch vorauszusehen, daß ich dieses Leben nicht lange mehr treiben könne. Mein Herr, Ali Beg, schien zu fürchten, daß er die erlegte Kaufsumme bald verlieren werde. Dies bewog ihn, meinen Bitten mich an einen türkischen Händler wieder zu verkaufen endlich nachzugeben. Ali Beg hatte ein schönes junges Weib, die mit meinem Elend Mitgefühl zu haben schien und meine Bitte unterstützte. Nachdem ich das Sclavenleben in den öden Bergen Abschara's ein halbes Jahr gekostet, wurde ich nach Riseh verhandelt und von dort zu Wasser nach Trebisond geschickt. Ich hatte den Abscharan glauben zu machen gewußt, daß ich einen Bruder in Trebisond habe, der unter dem Schutze des französischen Consuls stehe und ein Lösegeld für mich zahlen werde. Diese Erfindung hatte Ali Begs Geiz beruhigt. In Trebisond wäre ich beinahe durch Verwechselung wieder ins Unglück gestürzt, indem mich der Sclavenhändler, ich weiß nicht ob geflissentlich oder irrigerweise, in das Haus des russischen Consuls brachte. Doch gelang es mir zu entwischen und bei dem französischen Viceconsul, der damals ein gar lieber, menschenfreundlicher alter Herr war, eine Zufluchtsstätte zu finden. Derselbe nahm mich unter den Schutz Frankreichs und beförderte mich nach Konstantinopel, wo ich in Galata wieder in meinem Berufe arbeitete, eine Griechin heirathete und mit ihr zwei Kinder zeugte. Mein Weib und meine Kleinen werden sich freuen, wenn ich ihnen einmal aus Persien nebst dem Gelde, das ich in Ihrem Dienst zu ersparen hoffe, noch recht schöne Sachen mitbringe. Mit meiner Glaserprofession konnte ich nichts erübrigen. Mein Schicksal hat sich aber leidlich gebessert. Graf

Zamoyski hat mir öfters kleine Beträge von den Unterstützungsgeldern zukommen lassen, welche unser alter guter Fürst Czartoryski für die polnischen Flüchtlinge aus dem Kaukasus angewiesen hat. Da aber deren Zahl in Konstantinopel sich beträchtlich mehrte, so kam von den Geldern nur sehr wenig auf den Mann. Seltsam genug ist es, daß ich von den vierzehn Cameraden, welche mit mir aus dem Lager Manglis geflohen, keinen mehr gesehen habe. Sie mögen daraus entnehmen, wie viele Polen, die aus den russischen Casernen geflüchtet, in den Bergen der Grenzländer zerstreut als Sclaven leben mögen oder dort ihrem harten Schicksal erlegen sind. Ich meinerseits würde gerne mit meiner Lage zufrieden sein, ja mir jeden Bissen vom Mund absparen, wenn ich nur einem meiner damaligen Unglücksgefährten zur Freiheit verhelfen oder wenigstens erfahren könnte, was aus ihnen geworden."

So beiläufig lautete die Geschichte des Polen Johann Saremba, die er mir in ziemlich schlechtem Italienisch, aber mit dem Accente der reinsten Wahrheit erzählte. Ich fand sie interessant genug, um sowohl die Hauptzüge als manche für die transkaukasische Grenzbevölkerung charakteristische Einzelheiten in meinem Tagebuch aufzuzeichnen. Ueber dem Gesichte des Polen lagerten wieder recht trübe Schatten, als er beim Schluß seiner Erzählung auf das traurige Schicksal seiner im Orient zerstreuten Landsleute zu reden kam und auf seinen treuherzigen Schnurrbart fielen feuchte Seufzer, als er mir nochmals den Tschibuk stopfend und das letzte Täßchen reichend im wehmüthigsten Tone gute Nacht wünschte.

V.

Von Gumysch-haneh nach Erzerum. Geologische Verhältnisse. Genis-kaleh. Baiburt. Ein türkischer Führer. Dorf Massat. Der Hoschabunar. Ankunft in Erzerum.

Wir brachen am 29. Mai in früher Morgenstunde von Gumysch-Haneh auf und erreichten nach dritthalbstündigem Ritt die kleine türkische Ortschaft Deköi, in deren Umgegend nahe der Karawanenstraße sehr merkwürdige Mineralquellen entspringen. Aus flachem Grunde sprudelnd bauen diese Quellen gewölbte domartige Felsen auf von beiläufig 20 Fuß Höhe und 10 Fuß im Durchmesser, aus halbzolldicken Schichten von kohlensaurem Kalk bestehend, welche überaus regelmäßig auf einander lagern. Die Farbe dieses Quellenkalks ist schmutzgelb ins Graue spielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Rostgelb oder Roth, welches den Eisengehalt des Wassers andeutet. Die kalten Quellen sprudeln aus Granit und führen auf demselben diese wunderlichen durchaus symmetrischen Kuppeln aus ihrem Tuffniederschlage auf.

In geringer Entfernung südlich von Gumysch-Haneh beobachtete ich den Granit in sehr mächtiger Entwicklung. Er bildet hohe, steile, kahle, röthliche Felsen, welche der Verwitterung stark widerstehen und nur höchst spärliche Vegetation tragen.

Quarz und Glimmer ist in seinen Bestandtheilen verhältnißmäßig sehr spärlich vorhanden. Zuweilen ist dieser Granit durch Porphyr unterbrochen, welcher wahrscheinlich jüngern Ursprungs ist und den Granit zu durchsetzen scheint. Der zersetzenden elementarischen Einwirkung widersteht der Porphyr in geringerm Grade als der Granit. Die Verwitterung seiner Oberfläche ist weiter fortgeschritten und der Vegetation günstiger. Wirklich reich und üppig ist die Vegetation nur auf dem Alluvialboden am Ufer des Flüßchens Gumysch-Haneh-su, wo schöne Obst- und Gemüsegärten stehen. Jene Naturherrlichkeit, welche das kolchische Bergland charakterisirt — das frische Grün, die reiche Pflanzenwelt, der edle Waldcharakter mit den verschlungenen Reben, den wilden Früchten, den Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen — hatte bereits zwischen Artaśö und Gumysch-Haneh sein Ende erreicht. Die dürftigere Flora, die rauhere Luft, die immer seltner werdenden Wälder, der kleinere Baumwuchs — alles deutete bereits den Uebergang zu dem alpinen Naturcharakter Armeniens an.

Fünf Stunden südlich von Gumysch-Haneh ragt zur Linken des Weges ein gewaltiger Steinberg empor, dessen zackigen Gipfel die ziemlich umfangreichen Ruinen eines alten Burgschlosses von höchst malerischen Formen krönen. Meine türkischen Reisegefährten nannten das Schloß Genis-kaleh und schrieben seine Gründung den Genuesern zu. Nie habe ich in irgend einer Gegend Deutschlands, selbst nicht in den Alpen, eine Burgruine in kühnerer Lage gesehen. Auch die Felsscenerie der nach dem Flüßchen gekehrten Seite des Steinberges findet an Schroffheit und Wildheit der Massen nicht leicht ihres Gleichen. Von allen Felsnestern, welche wie Adlerhorste auf schwindelnder Höhe thronen, könnte ich nur die afrikanische Stadt Constantine von der Seite des Rummelsturzes gesehen mit

diesem „Genueser Schloß“ Vorderasiens vergleichen. Fürchterliche Felszacken und Nadeln, ungeheuere Steinklumpen von den wildesten Formen starren von der Riesenwand überhängend auf die Karawanenstraße herab und scheinen sie mit einem Sturze zu bedrohen. Die Basis dieses merkwürdig steilen Felsen bildet ein Porphyr, welcher hier den Kalk und Thonschiefer bei seiner Erhebung zersprengt, die Trümmer mit sich emporgerissen und die ungeheueren Klumpen über einander aufthürmend dieses seltsame Felsenchaos geschaffen hat. Nie in meinem Leben ist mir eine Stelle vorgekommen, welche die Hebung und Aufrichtung geschichteter Gebirgsmassen durch plutonisches Gestein so deutlich nachweist. Der Ruck und die Zerstörung bei dem Zersprengen des älteren Gesteines waren so mächtig, daß bei dem Kalk und Schiefer, welche mit dem Porphyr in unmittelbarer Berührung stehen fast jede Spur von Schichtung verschwunden ist. Die wenigen erhaltenen Schieferschichten stehen völlig auf dem Kopf. Verfolgt man den Weg eine Strecke weiter, so sieht man den Porphyr verschwinden und den Schiefer alsobald wieder in Schichten von sehr regelmäßiger Absonderung, welche schwach von Nordost nach Südwest sich neigen oder zu Tage treten.

Wir überschritten an diesem Tage abermals einen Gebirgsgraht von alpiner Höhe. Die Physiognomie der niedern Vegetation deutete an, daß wir auf der Höhe dieses Grahtes, bereits oberhalb der Waldregion standen. Ein sehr regelmäßig geschichteter Kalk, welcher an Form und Farbe unsern norddeutschen Kreidebildungen ziemlich nahe kommt, trat oben zu Tage. Ich ließ hier einige Stunden halt machen in der Hoffnung eine Spur von Versteinerungen zu finden, war aber nicht glücklich. Ich bemerkte ziemlich viele Vögel, Schwärme von wilden Tauben, Emmerlingen, Singvögeln und Finken, welche auf der Reise waren, und in diesen kühlen Höhen den „Kef“ feierten. Nur

der Kukuk, dessen klagende Stimme einsam aus den Felsschluchten hervorklang, mag wohl ein bleibender Bewohner dieses Berglandes sein, der wohl die Gegend wechselt nicht aber das Land verläßt. Unser Nachtquartier an diesem Tag war das türkische Dörfchen Balahor.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Baiburt, am Ufer eines Armes des Tschorokh gelegen, welcher in dieser Jahreszeit wasserreich und reißend ist. Es ist eine armselige größtentheils von Türken bewohnte Stadt. Die Zahl der armenischen Familien wurde mir auf nahe an hundert angegeben. Früher stand die Bevölkerung im Rufe des Fanatismus und des grimmigen Hasses gegen alle Europäer. Jetzt haben Armuth, Elend, Nizam-Aushebungen und besonders der Besuch der Russen im Jahr 1828 den Troß der Bewohner gebrochen, sie zahm und demüthig gemacht. Mein polnischer Diener fragte einen weißbärtigen Türken, in dessen harten gefurchten Zügen noch ein Rest der alten Gesinnung deutlich geschrieben stand, nicht ohne spöttische Betonung: ob der „Moskof“ wirklich bis hieher gekommen sei? „Geldi!“ (gekommen) antwortete der alte Türke lakonisch kurz, aber in einem merklich melancholischen Ton. Bekanntlich haben die Türken von Baiburt gegen Paskewitsch einen letzten Widerstand versucht, aber mit all' ihrem Fanatismus, ihrem Frankenhasse gegen die russische Kriegskunst schmählich den Kürzern gezogen.

In Baiburt hat man bereits einen Vorgeschmack von jenen öden, heruntergekommenen, halbverfallnen und fast ausgestorbenen Städten, welche von hier durch die ganze asiatische Türkei bis an die persische Grenze in einer Reihenfolge steigenden Elends fortdauern. Nur Erzerum macht hiervon eine Ausnahme, obwohl auch diese Hauptstadt des türkischen Armenien schwer gelitten hat. Als vermittelnder Stapelplatz des persischen Han-

dels mit Europa, als Vereinigungspunkt der Karawanen wird Erzerum nicht in den gleichen Verfall gerathen wie die kleineren Zwischenstädte, an welchen die Karawanen nur flüchtig vorüber ziehen. In der nächsten Umgebung der Stadt Baiburt sieht man an den Ufern des Tschorokh Gärten mit ziemlich schönen Fruchtbäumen. An uncultivirten Stellen auch Weiden, Berberizastauden und wilde Rosenbüsche. Die Berge der Gegend bestehen aus kahlen Kalkfelsen. Auf ihren Gipfeln lagen zu Ende des Maimonats noch bedeutende Schneemassen.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise fort. Zwei Stunden südöstlich von Baiburt entspringen dicht an der Landstraße sehr reichliche Mineralquellen aus Thonschiefer. Ihr kalkiger Niederschlag richtet auch hier Tuffschichten bis zu bedeutender Höhe und Ausdehnung auf. Doch haben diese Quellbildungen nicht die reguläre conische oder gewölbte Form wie bei den Tuffformationen der verschiedenen Mineralquellen im Nordwesten. An diesem Tage begegnete uns ein Abenteuer, das eine tragische Gestalt nehmen zu wollen schien und einen ziemlich komischen Ausgang hatte. Südöstlich von Baiburt findet man in der Nähe des gewöhnlichen Karawanenweges keine Ortschaft für das Nachtquartier. Unsere türkischen Reisegefährten waren in Baiburt zurückgeblieben. Der neue Pferdeführer war ein Mensch von höchst abschreckender bösartiger Physiognomie. Er behauptete zwar daß er ein Türke sei, aber das lange, verzerrte Gesicht, die große krumme Nase, die buschigen Brauen, der wetterbraune Teint, der wulstige Turban und der lumpige Anzug hatten mehr etwas Kurdisches oder Jesidisches. Dazu sprach der Kerl ein Türkisch, von dem ich nichts und mein Diener, der doch in der Stambulsprache gut bewandert war, wenig verstand. Er war auch gar kein Freund von vielen Worten und quäckte, wenn ich hie und da eine Frage über die Landesverhältnisse an ihn rich-

tete seine Antwort in einem unarticulirten schnarchenden Kehltone heraus, welcher wie eine Mißgeburt von Nachtkauz und Schakal klang. Dabei verzerrte sich sein häßliches Gesicht so widerlich, seine Augen grinsten, sein Gebiß fletschte so hyänenartig, daß ich unwillkürlich an den fürchterlichen Bob von Texas erinnert wurde, welchen uns Master Charles Seasfield in seinem Cajütenbuch so plastisch gezeichnet hat.

Als der Kerl die gewöhnliche Straße verlassend nach der Berghöhe hinaufritt, glaubte ich erst an die Nähe eines Dorfes, faßte mich in Geduld und ritt schweigend, aber in übelm Humor hinter dem unheimlichen Führer her. Der Pole folgte den Packpferden, und der argwöhnische Blick, welchen er bald auf den häßlichen Gesellen bald nach den wilden Höhen vor uns warf, sagte mir hinreichend, daß auch in ihm allerlei böse Ahndungen dämmerten. Es mag hier die Bemerkung stehen, daß selbst ein sehr harmloser und vertrauensvoller Charakter sich auf orientalischen Reisen, besonders in mehr oder minder gefährlichen Gegenden wie ich sie seit drei Jahren durchzogen hatte, verändert, seine Gutmüthigkeit verliert, allmählig wohl gar in das Gegentheil umschlägt. Durch die Gewohnheit beständig mit Schurken zu verkehren, welche vom Häuptling bis zum Roßhirten herab in der Regel an nichts denken als jeden europäischen Reisenden zu übervortheilen, ihn mit List oder Gewalt zu plündern, gewöhnt man sich auch an beständige Wachsamkeit und Vorsicht, welche sich in gefährlichen Gegenden wohl zum äußersten Argwohn steigert. Menschenkenntniß und Erfahrung reichen nicht immer aus. Die unselige Gewohnheit, von Menschen und Dingen immer die Nachtseite zuerst zu erspähen, erzeugen oft finstere Besorgnisse wo sie nicht am Platze sind.

Die Gegend, durch welche wir ritten, wurde immer wilder und wegloser, ein Buschwald, verschiedene Gebirgsbäche waren

passirt. Die kahlen Höhen vor uns, die Aussicht auf eine unwirthliche Bergwüste steigerten meine Angst. Die Abendschatten lagerten sich bereits über die düstere Gegend, der graue Wolkenhimmel drohte mit Regen. Ich hatte den Türken schon ein paarmal gefragt: ob dieß auch wirklich der rechte Weg nach dem Nachtquartier. Er hatte es immer bejaht, aber seine buschigen Brauen dabei so unheimlich zusammengezogen, die Lippen bei jeder Antwort so höhnisch gezuckt, daß mein Argwohn höher stieg. „Aber wo liegt denn Dein verdammtes Nest?“ fuhr ich ihn an. „Dort!“ erwiederte der Türke kurz, indem er nachlässig die Hand aufhebend nach einer Schlucht deutete, welche sich hoch über uns in die Berge einsenkte und aus der uns nichts als wilde Felsen und einiges Gestrüppe recht geisterhaft entgegengrinsten. „Aber wie weit ist es?“ fragte ich mit steigender Ungeduld. „Du wirst früh genug dort sein um auszuschlafen.“ „Aber warum verließest Du die Straße. Hier ist keine Spur von einem Weg?“ „Kein anderes Dorf hier — willst Du auf der kalten Erde schlafen — auch gut“ war die Antwort mit dem gewöhnlichen unerschütterlichen Phlegma und höhnischer Betonung.

Abermals wurde eine lange bange Stunde weiter geritten. Die Dunkelheit brach ein, finstere Nebelgespenster lagerten sich um das ganze Thal, der Regen fiel bereits ziemlich empfindlich, und noch war weder Dorf noch Licht noch eine Spur von Menschen zu sehen. „Der Kerl will uns in einen Hinterhalt locken, in eine Mörderhöhle führen. Schau nur sein Satangesicht! Wie's lacht voll höllischer Bosheit. Gewiß er hat's auf unsere Kehle abgesehen. Er kann kein Osmanli sein. Hast Du je einen Türken gesehen mit so scheußlicher Fratze und solchen Lumpen und so kauderwälscher Sprache? Der Kerl ist ein Kurde oder Jeside oder irgend ein anderes Teufelskind!“ Solche Betrachtun-

gen murmelte ich bald für mich, bald rief ich sie dem Polen zu, von dem ich wieder Reden in gleichem Sinne hörte. Beide bestürmten wir den Führer mit Vorwürfen und als er in türkischer Verstocktheit schwieg, warfen wir ihm alle Schimpfwörter des türkischen Lexikons an den Kopf. All' das brachte ihn aber nicht einen Augenblick aus seiner Ruhe heraus. Immer in gleichem Schritt ging's vorwärts über Stock und Stein in die finstere Nacht hinein. Mein Argwohn erreichte den höchsten Grad. Ich zog eine Pistole und sie drohend vor das Gesicht haltend wurde erklärt: man werde ihn wie einen Hund niederschießen, sobald sich erweisen würde, daß er ein verrätherischer Spitzbube sei. Inzwischen war's rabenschwarze Nacht geworden, der riselnde Regen hatte unsere Kleider durchnäßt. Wir spürten den kalten Schauer bis auf die Haut, waren bei gänzlicher Unkenntniß der Gegend völlig in der Gewalt des verdächtigen Menschen und erwarteten jeden Augenblick unter eine Bande von kurdischen Räubern oder Lasen geliefert zu werden.

Als wir so bedächtigen Schrittes um eine Steinmasse bogen, sagte der Türke plötzlich ganz ruhig: hier ist das Dorf! So war es auch. Ein Lichtstrahl traf unser gespanntes Auge und bei dem Schein eines Feuerbrandes erblickten wir bärtige Männer in armenischer Kleidung. Wir waren im Dorfe Massat angekommen, in welchem einige Jahre früher Hamilton übernachtet hatte. Von den Bewohnern wurden wir ziemlich freundlich aufgenommen und wie gewöhnlich in den Kuhstall einlogirt. Als wir dort behaglich am Feuer hingestreckt saßen unsere nassen Kleider, unsere kalten Glieder wärmend und den ganz erträglichen Pilav verzehrten, fragte mich der häßliche Pferdeführer mit triumphirendem Lachen: hast Du jetzt noch Lust mich todtzuschießen? Meine Angst war einiger Scham und Reue gewichen. Am Ende war es nicht die Schuld des Kerls, daß in der Nähe der

Straße kein Dorf zum Nachtquartier lag, daß die Dunkelheit uns überfallen, daß der Regen uns eingeweicht. noch weniger konnte man ihn für seine Galgenphysiognomie verantwortlich machen. Ich fühlte das Unrecht das ich gethan. Eine doppelte Portion des klingenden Bakschisch mußte es sühnen und zwischen uns Frieden und Versöhnung stiften.

Tags darauf brachen wir in früher Morgenstunde auf und zogen nach der Paßhöhe des Hoschabunar-Dagh hinauf, welcher auf der Südseite gegen Erzerum den Namen Kop-Dagh führt. Es ist einer der höchsten Gebirgskämme Armeniens. Den Hauptgipfel bildet zur Rechten des Weges eine mächtige trachytische Pyramide, welche den besondern Namen Ak-Dagh führt und wohl die höchste Spitze sämmtlicher Gebirgsketten ist, welche die Hochebene von Erzerum umsäumen. Hamilton schätzt hier die Wasserscheide auf 10,000 Fuß, was sicherlich übertrieben ist. Kinneir, dessen Auge noch weit ungeübter ist Berghöhen zu schätzen, nennt den Kop-Dagh den höchsten Berg von ganz Armenien, selbst höher als den Ararat, eine Bemerkung welche für jeden Beobachter, der beide Berge gesehen, geradezu lächerlich klingt. Während der Ararat ungeheuere ewige Schneelasten trägt, ist auf dem Kop-Dagh zu Anfang des Augustmonats gewöhnlich aller Schnee geschmolzen und bleibt selbst auf dem Ak-Dagh nur in den Schluchten, Furchen und Schlünden dieses Trachytkegels zurück. Vergleiche ich den Gipfel des Kop-Dagh und Ak-Dagh mit dem des Sichtschik und Giaur-Dagh, welche ich später mittelst des Siedepunkts gemessen, so schätze ich sie höchstens auf 10,500 Fuß nach dem Augenmaß. Der Bingöl-Dagh, der jenseits der südlichen Kette des Gebirges von Erzerum gelegen und von welchem der Araxes entspringt, erscheint dem Auge noch um ein beträchtliches höher.

Auf der Kammhöhe des Hoschabunar waren bedeutende Schneemassen im Schmelzen begriffen. Der Weg war an vielen Stellen schwierig, unleidlich, gefährlich. Die Pferde sanken oft bis an den Bauch in Koth und Schnee. Dabei regnete es beständig und nur wenige Minuten lang gönnte uns auf der äußersten Kammhöhe ein flüchtiger Sonnenblick die Aussicht auf die weite Hochebene des Frat-su, an deren südöstlichem Hintergrund ein dunkler Streifen die Häusermasse der Stadt Erzerum andeutete. Bei reinem Horizont mag von hier die Aussicht wirklich großartig sein, obwohl sie von meinem englischen Vorgänger wohl übertrieben geschildert wird. Während des Zuges über diesen Gebirgskamm stürzte ich mit meinem Pferd einen Abhang von fast 100 Fuß Höhe hinab. Es war nicht die Schuld des armen Thieres, dessen fester Fuß mich bisher sicher getragen. Aber an einer ganz schmalen Stelle dicht am Rande eines tiefen Abhangs brach die erweichte Erde unter seinen Füßen ein. Wir stürzten auf die rechte Seite kopfüber und überschlugen uns im Rade fünf- oder sechsmal, bis ich endlich aus den Steigbügeln kam. Das Pferd rollte noch einige Klafter tiefer und blieb wie ich einige Minuten in Betäubung liegen. Endlich raffte sich das arme Thier auf und schaute seinen gefallenen Reiter furchtsam und verwundert an. Wir bluteten beide stark, doch waren unsere Glieder unversehrt geblieben, was bei der Höhe ein wahres Wunder schien und nur dem Umstand beizumessen war, daß auf diesem jähen Abhang kein nackter Fels hervortrat, daß der durch Schnee und Regen erweichte Boden die Gewalt des Sturzes milderte. Geladne Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr über den Rücken hatten die Gefahr vermehrt. Ich betastete noch halb betäubt meine verstauchten Knochen, um mich zu überzeugen ob wirklich nichts gebrochen sei. Meine Leute waren einige

hundert Schritte voran geritten, hörten aber das Gepolter des Sturzes und kamen mir zu Hülfe.

Ich hoffte noch an diesem Tag die Stadt Erzerum zu erreichen. Ein heftiges Gewitter zwang mich Nachmittags in Salasö einzukehren. Dieses Dorf ist von Türken bewohnt, welche sich im ersten Augenblick so ungastfreundlich zeigten, daß ich gerne meine Reise fortgesetzt hätte, wäre nicht gerade ein Platzregen in dicken Strömen gefallen. Das Vorzeigen meines Fermans hatte Anfangs gar keine Wirkung. Die Türken hießen mich weiter gehen. Endlich erlangten wir durch Bitten und Drohworte, daß uns ein Haus geöffnet wurde. Der Kuhstall war wie gewöhnlich unser Nachtquartier. Bei näherer Bekanntschaft wurden unsere Türken freundlicher, verplauderten den Abend mit dem Polen am Feuer, zogen mich als Hekhim zu Rath und weigerten sich sogar für Pilav, Jauert und Pferdefutter irgend eine Vergütung anzunehmen. In der Umgebung des Dorfes wuchsen noch einzelne Weidenbäume, auf deren Aesten viele Krähennester. Ich zählte bis zwanzig Nester auf einem einzigen Baum, was nur der Seltenheit der Bäume dieser Hochebene zuzuschreiben war.

Am 1. Juni kamen wir in Erzerum an. Ein empfindlich kühler und feuchter Tag; der Regen fiel fast ohne Unterbrechung. Stadt und Umgebung machten unter diesen Umständen einen sehr trüben Eindruck. Türkische Soldaten, die wir am Stadtthor fanden, bat ich nach dem englischen Consulathause uns zu führen. Sie führten uns aber zum Wohnhaus des Oberst Williams, des englischen Commissairs, welcher von Sir Stratford Canning in außerordentlicher Mission nach Erzerum geschickt worden war, um den persisch-türkischen Grenzstreit zu regeln. Oberst Williams war für einen Engländer ziemlich freundlich und zuvorkommend und zeigte nur wenig von jenem steifen abstoßenden Wesen, welches sonst die gebildeten Engländer unter

allen Himmelsstrichen charakterisirt. Als der Irrthum aufgeklärt und einige Worte gegenseitiger Begrüßung gewechselt waren, brachte uns ein Kawasse des Obersten zum Consul Brant, der aber keinen Platz im Hause hatte mich zu logiren, gleichwohl aber für ein anständiges Quartier bei einem Griechen sorgte. Hier beschloß ich für einige Zeit mich aufzuhalten und die Hochebene in allen Richtungen zu durchstreichen. Mehrere Karawanen, welche zur Abreise nach Persien bereit waren, und deren Führer uns zur Mitreise einluden, ließ ich vorüberziehen.

VI.

Die Hochebene und die Stadt Erzerum. Merkwürdigkeiten. Das Tschifteh-Minaret. Der Bazar. Der Winter. Die Engländer. Conversationsfrüchte über den Orient. Diplomatenleben. Türkinnen. Verfall der Städte und der Sitten im türkischen Asien.

Die Hochebene von Erzerum ist trotz ihrer häufigen Durchwanderung in ihren Einzelheiten und Naturverhältnissen noch wenig bekannt. Karl Ritter hebt mit Nachdruck diese geographische Lücke unserer Kenntniß Westasiens hervor. Bei der Wichtigkeit der Weltstellung des armenischen Hochlandes auf der großen Heerstraße von Ost- und Westasien „eine durch natürliche Bollwerke ringsum geschlossene Völkerburg und doch zugleich ein unumgänglich nothwendiges Land der Passage durch die engen Gebirgspforten und wenigen Hochpässe mit dem Ursprung des größten und reichsten Stromsystems von ganz Vorderasien" — bei diesem hohen Interesse der Natur- und Völkergeschichte beklagt unser große Geograph, daß nicht jüngere Kräfte zur Ausfüllung so wesentlicher Lücken der Wissenschaft sich thätigten und daß die vielen europäischen Reisenden, welche auf ihren Fahrten nach Persien, Kurdistan, Georgien und Kolchis durch Erzerum gekommen sind, dort weder lange genug verweilt, noch sich hinreichende Mühe gegeben haben, das wichtige Alpen-

plateau Armeniens in all' seinen Einzelheiten zu studiren und zu schildern. Angeregt durch Ritters Winke und Fingerzeige stellte ich den Plan meiner Streifzüge in diesem Berglande fest, obwohl die Kenntniß desselben durch die neueren Mittheilungen von Hamilton, Brant, Koch, Ainsworth so manche Bereicherung erhalten hat.

Die Stadt Erzerum oder richtiger gesagt Arzen-er-rum d. i. die Stadt Arzen der Römer. *)

Ihr ältester einheimische Name war Garin nach der Benennung einer armenischen Provinz, in welcher sie lag. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts erbaute dort Anatolius, einer der Generale Theodosius des Jüngern eine Festung, welche er seinem Kaiser zu Ehren „Theodosiopolis" nannte. Sie wurde die Hauptfestung Armeniens und ihr Name ging auf die Stadt über. Die christlich byzantinische Stadt behielt diesen Namen bis zum 11. Jahrhundert, wo derselbe durch die arabische Benennung verdrängt wurde. In der Mitte des 11. Jahrhunderts war sie nach dem Bericht des Cedrenus ein sehr reiches und großes Emporium, sowohl von eingebornen, als auch von vielen fremden Handelsleuten bewohnt. Sie soll über hundert Kirchen gehabt, und bei ihrer Belagerung und Zerstörung sollen nicht weniger als 140,000 Bewohner den Tod gefunden haben.

Die vollständigsten Nachrichten von dieser durch ihre Lage und Schicksale so merkwürdigen Stadt zu Anfange des gegen-

*) Im Gegensatz zu einer benachbarten Stadt Namens Arzen, welche weiter östlich ein reiches Emporium der Syro-Armenier war. Arzen-er-rum war die letzte den Byzantinern dort gehörige Stadt Armeniens. Das syro-armenische Emporium wurde im Jahre 1049 nach Chr. von den Seltschuken zerstört. Ihre Bewohner siedelten sich dann nach der römischen Stadt über, welche bis dahin nur ein Kriegsplatz gewesen war, nachher aber durch Bevölkerung und Reichthum sich hob.

wärtigen Jahrhunderts, vor ihrem Verfall durch die russische Invasion, bei dem noch zu wenig beachteten armenischen Geographen Indschidschean sind, nach Prof. Naumanns Angabe folgende: die von Anatolius erbaute und von Anastasius befestigte Theodosiopolis blieb auch späterhin, als die Perser und Griechen sich in Armenia theilten, in der letztern Besitz. Zwar eroberte der persische König Kawad I. durch die Verrätherei des Befehlshabers Konstantins, im Jahre 502, die Stadt, doch vor dem Ablaufe eines Jahres fiel sie an die Griechen zurück. Sie behielt, ungeachtet ihres jüngern griechischen Namens, bei den einheimischen armenischen Bewohnern stets den ältesten, mit der Provinz, in der sie lag, gleichen Namen, Garin oder Karin bei, wurde aber gewöhnlich von ihnen Karnu-Kalhakh d. h. die Stadt Karins genannt. Ende des 6. Jahrhunderts wurde sie noch einmal von Sassaniden eingenommen, die einen großen Theil ihrer Einwohner nach Hamadan verpflanzten. Im Jahre 647 ward Karin eine Beute der Araber; es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe die Griechen, unter Kaiser Konstantin Kopronymus (755), sich ihrer wieder bemächtigen konnten. Dieser Kaiser ließ die Wälle schleifen und alle muselmännischen Einwohner mit ihrer Habe in andere griechische Provinzen übersiedeln. Bald darauf ward jedoch die Stadt von den Arabern wieder aufgebaut und bewohnt. Die griechischen Heere erstürmten sie noch einigemale (im J. 950, 1019), konnten aber den Ort in die Länge nicht gegen die Uebermacht der Moslemen behaupten. Wahrscheinlich ward in dieser Zeit die arabische Benennung der Stadt Arta- oder Arza-rum allgemein. Die Araber nannten sie nämlich deshalb das Land Rums (d. i. der Romanen oder Griechen), weil sie lange Zeit hindurch der Grenzdistrict war zwischen den arabischen Besitzern und der griechischen Provinz Asia (Natolia). Die Armenier blieben aber bei der

alten einheimischen Benennung; so sagt z. B. noch der armenische Geschichtsschreiber Kyriakos aus dem 13. Jahrhundert, daß zwei Große der Armenier dem Sultan der Stadt Karin tributpflichtig seien. Unter diesem Namen ist wohl der Sultan von Iconium zu verstehen, in dessen Händen die Stadt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sich befunden hatte. Im Jahre 1247 rückten die Mongolen vor die Stadt und verlangten Unterwerfung; der Verweigerung folgte Erstürmung und Plünderung mit einem Brande, furchtbar zerstörend für Christen wie für Muselmänner, durch welchen auch viele Manuscripte zu Grunde gegangen sein sollen. Doch nach einiger Zeit ließen dieselben Mongolen die Stadt wieder aufbauen und setzten, ihrer Toleranz gegen Christen gemäß, einen Bischof in derselben ein (er hieß Sarkis), der die Erbauung des Ortes vollendete und die lange zerstreuten Bewohner derselben wieder um sich versammelte. Nach Auflösung der Mongolenherrschaft kamen Stadt und Feste in Besitz der Türken, denen sie auch seitdem, und selbst seit Nadir Schahs (1735) und der Russen heftigen Ueberfällen und Verheerungen, verblieben.

Die erste ausführlichere Beschreibung von Erzerum gibt der armenische Geograph Indschidschean. Treuer und genauer schildert sie die „russische Statistik vom Jahre 1830," welche ihre Skizze dieses in geographischer, militairischer und politischer Beziehung gleich wichtigen Punktes wahrscheinlich der Feder eines Offiziers von Paskewitschs Generalstabe verdankt. Von europäischen Reisenden haben Tournefort, Eli Smith, Southgate und Hamilton einige descriptive Bemerkungen über die Stadt mitgetheilt. Von deutschen Reisenden kenne ich nur die Schilderungen Karl Kochs, welcher aus Lasistan kommend nur sehr kurze Zeit in Erzerum verweilte. Die Stadt besteht aus drei Haupttheilen: 1. der befestigten Stadt, welche von

einer ziemlich gut erhaltenen Mauer umgeben ist, 2. aus den Vorstädten, 3. aus der Citadelle, Ikhala genannt, welche aus einem mit acht Thürmen besetzten länglichen Viereck besteht, das auf einer Anhöhe erbaut die ganze Stadt beherrscht. Die Ringmauern der Citadelle wie der Stadt sind aus einer schwarzgrauen schlackigen Lava erbaut. Diese Lava ist basaltisch mit Blasenräumen von der Größe einiger Linien bis zu der eines Zolles. Zu Bauten von Kirchensäulen und kleinen Tempeln dient ein röthlicher Porphyr, dessen Färbung von Eisenoxyd herrührt, zuweilen auch ein röthliches Porphyrconglomerat. Bei den Häusern der ärmeren Classe wird auch schlechteres Baumaterial angewendet z. B. trachytische Rollsteine aus den nächsten Bächen, künstliche Ziegel aus Koth und Stroh, sogar Viehschädel stecken statt der Bausteine in den Mauern. Die Ringmauern der Stadt sind durch 62 Thürme flankirt. Vier Thore führen aus denselben nach den Vorstädten. Von merkwürdigen Gebäuden ist nur das Tschifteh-Minaret (d. h. das Paar der Minarets) zu erwähnen. Es dient als Zeughaus und hat seinen Namen von zwei hohen Minarets zu beiden Seiten des Haupteinganges. Dieselben sind aus kleinen gefärbten und glacirten Backsteinen und gleichen persischen Bauwerken. Hamilton fand Aehnlichkeit zwischen diesem Bau und einer Kirche in Ani. Man ist geneigt, sie für eine alte armenische Kirche zu halten. Eli Smith wurde beim Anblick derselben an ähnliche Thürme in Schamkor und Salmas erinnert. Dieser Reisende sowohl als Southgate sind geneigt, dieses Gebäude wegen der Kreuzesform des Hauptbaues für ein christliches Kloster zu halten, welches später in eine Moschee verwandelt wurde und als Zugabe die beiden Minarets erhielt. Auch die vielen Zellen der Nebengebäude sprechen für diese Ansicht. Nach Hamiltons Urtheil ist die Architektur eine Modification des byzantinischen und sarazenischen Styles. Karl

Koch behauptet, daß das Tschifteh-Minaret keineswegs christlichen Ursprungs sei und führt eine persische Inschrift an, welche ihm vom Dolmetscher des englischen Consulats mitgetheilt worden und der zufolge der Bau auf Kosten eines eifrigen Moslem aus dem Jahr 351 der Hedschra aufgeführt worden unter dem Kalifat des Sultans Male-Chan. Von sonstigen Gebäuden ist noch das Pascha-Serail zu erwähnen, welches wenigstens im Innern ziemlich prächtig eingerichtet ist. Außerdem befinden sich fünfzehn Moscheen darin, deren keine von Bedeutung.

Der Bazar von Erzerum steht nicht im Verhältnisse zur Größe und politischen Wichtigkeit der Stadt. Er ist einer der armseligsten von allen, die ich in den größern Städten der Türkei gesehen habe. Die Händler sind größtentheils Armenier, die Käufer mehr Türken und selbst Kurden. Die commerzielle Wichtigkeit dieser Stadt besteht in ihrem Transporthandel europäischer Waaren nach Persien, in ihrer vermittelnden Lage zwischen Trebisond und Tabris. Nach der Angabe des Consuls Brant sollen jährlich gegen 6000 Ballen britischer Waare mit annäherndem Werth von 300,000 Pfund Sterling durch Erzerum passiren. Als Hauptindustriezweig hebt Karl Ritter nach Hamiltons Angabe die Eisen- und Kupferschmieden hervor. Seitdem aber die armenischen Auswanderungen nach Rußland die besten Arbeiter der Stadt allmählig entführt, hat auch diese Industrie sehr abgenommen. Das Roheisen beziehen die Schmiede, wie mir Brant versicherte, aus Rußland über Trapezunt, das Kupfer aus den Kupferminen des Landes. Noch ziemlich gut geht die Exportation von Hufeisen nach Persien. Die Waffen aus den Werkstätten von Erzerum stehen den persischen an Schönheit und Güte nach, sind aber wohlfeiler. Man kann nicht umhin, sagt Karl Ritter, in diesem Lande Japhets und Tubal-Kains, des ersten Meisters in allerlei Erz- und Eisenwerk, auch

des Silberreichthums der Alyber am Pontus, wie der kriegerischen Chalyber neben den Chaldäern bei Xenophon zu gedenken, die eben da wohnen, wo die Eisen und Stahl bearbeitenden Chalyber bei Strabo an der Nordgrenze der Armenier am Pontus sitzen, von denen die Griechen dem Stahle den Namen gaben und deren eisenreiche Thäler am Pontusgestade, wie deren dort bis heute noch fortbestehendes „Volk der Schmiede" durch W. Hamilton 1837 wieder aufgefunden ist, von denen ihre altausgeübte Kunst sich unstreitig zu ihrer Nachbarstadt schon in sehr früher Zeit auf das Hochland verbreiten mußte.

Die Bevölkerung Erzerums belief sich zur Zeit meines Aufenthalts nach der Schätzung des Consul Brant auf nahebei 40,000 Köpfe, von welchen mindestens fünf Sechstheile Türken sind. Nächst ihnen sind die gregorianischen Armenier am zahlreichsten vertreten. Es wurde eben an einer ziemlich hübschen Kirche für die Bekenner dieses Glaubens gebaut. Von katholischen Armeniern gabs nur achtzig Familien, die aber ziemlich wohlhabend sind und mittelst Unterstützung der Propaganda eine schöne neue Kirche aus röthlichem Porphyr gebaut haben. Griechische Familien zählt man nur sechs, welche früher in Gumysch-Haneh wohnten. Sie haben nur ein kleines Bethaus. Der griechische Kaufmann, bei welchem mich Consul Brant untergebracht hatte, war sehr wohlhabend und hatte ein überaus schönes, junges Weib. In den ersten Tagen benahm sich dieselbe furchtsam und wagte kaum ihr hübsches Gesicht zu zeigen. Allmählig verlor sie ihre Schüchternheit. An den Sonntagen trug sie ein weißes seidenes Kleid und Ketten aus türkischen Ducaten um Hals und Busen, sogar um die niedlichen schwarzen Zöpfe gewickelt. Auf meine Frage: ob es nicht gefährlich sei, so offen seinen Reichthum unter den erpressungssüchtigen Türken zu zeigen, antwortete mein Hauswirth: seit der russischen Occupation hätten sich

die Verhältnisse der Raja von Grund aus geändert und ein Christ fürchte sich gar nicht mehr, vor den Türken zu zeigen, daß er in guten Umständen sei. Vor der Anwesenheit der Russen habe ein Christ in Erzerum nicht einmal gewagt, sich und seine Familie in gute Stoffe zu kleiden. An Ducatenketten um den Nacken der Frauen habe auch der reichste und der angesehenste Christ nicht einmal gedacht. Seit ihrer Demüthigung seien die Türken ganz manierliche Leute geworden, mit denen jetzt recht gut zu verkehren. Daher sei es auch gar nicht nothwendig, daß die Russen das Land bleibend in Besitz nehmen. Denn selbst die Raja würden jetzt das leidliche türkische Joch dem strengen Regiment eines russischen Schutzherrn vorziehen. Dabei war freilich nicht zu vergessen, daß aus den Aeußerungen des Griechen zugleich sein persönliches Interesse sprach. Er trieb einträglichen Handel und führte auch für den Consul Brant Geschäfte. Eine Einführung der russischen Herrschaft hätte diese persönlichen Vortheile des griechischen Kaufmanns leicht gefährden können.

Unserm Vorsatz getreu, in diesen Reiseberichten breite Wiederholungen dessen, was Andere vor uns gründlich beobachtet und ausführlich beschrieben haben, möglichst zu vermeiden, beschränken wir uns auf diese wenigen Einzelheiten über die Stadt Erzerum und verweisen den Leser, der diesen wichtigen Ort genauer kennen lernen will, auf den 10ten Band der Erdkunde unsers trefflichen Geographen Ritter, der wie gewöhnlich treu, fleißig und gründlich die wesentlichsten Angaben der Reisenden über die Hauptstadt Armeniens zusammengestellt hat. Die Bereicherung, welche die Kunde dieser Länder seit dem Erscheinen von Ritters Beschreibung erhalten hat, ist nicht sehr bedeutend. Ich besuchte Erzerum zum zweitenmal nach meiner Rückreise aus Persien. Ein körperliches Leiden, das ich mir an den miasmenreichen Ufern des Urmiasee's geholt, zwang mich damals zur Herstellung

meiner Gesundheit zu einem längern Verweilen in der reinen Atmosphäre dieser Alpengegend. Vor dem Beginn des Winters verließ ich Erzerum. Die Schilderung, welche mir die Mehrzahl der hier lebenden Europäer von den Schrecken des Winters machte, nahm mir die Lust, meinen Aufenthalt bis zur rauhen Jahreszeit zu verlängern. Am meisten klagte der französische Consul Goep, der sich an dieses einsame Leben und an die orientalische Gesellschaft gar nicht gewöhnen wollte. In den englischen und russischen Consulaten war man resignirter und bessern Humors. Der reiche Gewinn, welchen der Speditionshandel den Herren Brant und Garibaldi neben dem Consulgehalte abwarf, tröstete einigermaßen für die Widerwärtigkeiten des Klima's und den freudlosen Aufenthalt. Diese Herren machten kein Geheimniß daraus, daß sie neben den Staatszwecken ihrer Regierung auch für ihr persönliches Interesse beste Sorge trugen. Die Kraft ihrer Resignation, hier abgeschieden von der civilisirten Welt in einer rauhen Gebirgsgegend zu leben, ward hauptsächlich durch das Bewußtsein gehoben, dereinst mit schönen Reichthümern nach Europa zurückkehren und für das Opfer sich schadlos halten zu können.

Der Winter auf diesem Plateau ist länger und trauriger, als man selbst bei dieser hohen Lage denken sollte. Der Schnee bleibt acht Monate des Jahres hindurch in den Gassen liegen. Vom November bis April erreicht hier die Schneehöhe in der Regel 3—4 Fuß. Mitten durch die weiße Masse, für deren Wegschaffung man keine Sorge trägt, treten sich die Fußgänger ihre Bahnen. An den Mauern der Häuser bleibt der Schnee manchmal klafterhoch aufgethürmt; nur der Zugang zu den Thüren wird durch Schaufeln frei gemacht. Im October kaufen die Bewohner gewöhnlich den Vorrath an Holz, Kohlen und andern Bedürfnissen für den ganzen Winter ein. Sogar an Fleisch

müssen ansehnliche Provisionen angeschafft werden, denn ganze Monate lang erhält die Stadt keine Zufuhr von Lebensmitteln. Die Hochebene ist in der Regel den ganzen Winter mit hohen Schneemassen bedeckt und die Communication selbst zwischen verschiedenen Ortschaften auf Wochen und Monate lang unterbrochen. Während dieser Zeit wird in Erzerum das Holz für die ärmere Classe, die sich keine Vorräthe anzuschaffen vermag, nach dem Gewicht verkauft. Die Bauart der Häuser ist ebenso wie in den hohen Thälern der Schweiz und Tirols auf das Klima berechnet. Die Mauern sind fast ebenso dick und die Fenster sind noch kleiner, als in Samaden, Sils und andern Dörfern des Oberengadin im Canton Graubündten, wo bei fast gleich hoher Lage doch kein so drückender Holzmangel herrscht. In den Häusern der ärmern Classe haben die Stuben in der Regel nur eine einzige kleine Oeffnung und sind selbst in den Mittagsstunden des Sommers so finster, daß man darin weder lesen, noch schreiben könnte. Das Fensterchen wird im Winter sorgfältig verschlossen und verkittet. Frierend kauern die Bewohner auf ihren Polstern und rücken unter der gemeinschaftlichen Decke eng zusammen, um sich warm zu machen. Die Kohlpfanne wird unter diese Decke gestellt. In den Consulathäusern aber hat man bequeme Kamine und Oefen. Die Zimmer sind hier halb nach morgenländischem, halb nach europäischem Geschmack eingerichtet, und namentlich bei dem englischen Consul konnte man sich nicht über Mangel an Comfort beschweren.

Einsamkeit und Langeweile nöthigen die wenigen Europäer, welche in Erzerum ihren fixen Aufenthalt genommen, ihre nationalen Antipathien so viel wie möglich abzustreifen, so gesellig und verträglich zu sein, als es ihre mitunter schroffe Natur nur irgend zuläßt. Consul Brant hatte bei all' seinem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen gewisse Theriakmanieren und eine

Art von Bulldoggenartigkeit, die ihm — wie tolerant man auch in solchem Exile und bei so dürftiger Gesellschaft über menschliche Charaktere urtheilt — das französische Prädicat „aimable“ unmöglich gewinnen konnte. Er gefiel sich so sehr in seinem ungehobelten Wesen, daß er es höchst selten der Mühe werth hielt, sich auch nur einigermaßen zusammenzunehmen, und selbst in seiner Sonntagslaune gelang es ihm kaum, seine derben Ausdrücke, seine verletzend sarkastische Redeweise etwas zu mildern. Sonst hatte er viele gute Seiten, war mittheilsam, gastfrei, gefällig und zuverlässig, und die Gespräche, welche ich mit ihm über die Zustände des Landes hatte, waren mir von nicht geringer Belehrung. Er hatte wenige Jahre zuvor eine Entdeckungsreise in das Innere von Kurdistan und an die Ufer des Wansee's unternommen, und ihm gebührt das Verdienst, die erste richtige Zeichnung von den Umrissen dieses großen Binnensee's geliefert und den Naturcharakter jener Gegenden treu geschildert zu haben. Er rühmte mir die sorgsame und treffliche Feldcultur der Armenier am Wansee, welche beim Säen die Körner nicht durch Handwürfe unregelmäßig zerstreuen, sondern die Saat wie die englischen Pächter durch eine Säemaschine regelmäßig verbreiten. Von den nestorianischen Alpenbewohnern in Kurdistan, welche kurz zuvor von den Horden Beder-Chans unter schrecklichen Gräueln hingeschlachtet worden, hatte er nicht die günstige Meinung der amerikanischen Missionaire und schien auch die warme Sympathie des edlen Stratford Canning für das Schicksal jener verfolgten Christen ungemein wenig zu theilen.

Im britischen Consulathause wohnte auch Oberst Farrant, ein ächter Engländer, weniger ungeschliffen als Master Brant, aber von ganz gleicher Ungenirtheit des Benehmens. Dasselbe hatte sich auch dem ganzen übrigen Personal des Consulats in gewissem Grade mitgetheilt und gewann neben dem strengen

Einhalten der Etiquette in andern Dingen — Master Brant sah z. B. strenge darauf, daß man bei Tafel stets im Frack erschien, obwohl keine Dame anwesend war — einen beinahe komischen Anstrich. Oberst Farrant, der viele Jahre in Indien, in Persien und Bagdad als Agent der britischen Regierung gelebt und große Reisen gemacht hatte, war ein Mann von seltener Welterfahrung und besaß die genaueste Kenntniß des Charakters der Menschen und Dinge im Morgenland. Er selbst freilich hatte sich die diplomatische Haltung und die feinen Umgangsformen des Asiaten nicht angeeignet. Selbst die Art, wie er nach Tische den Kef feierte, sich gähnend und halb schlafend an die Divanlehne zurückbog und seine langen Beine mit schweren Stiefeln der Länge nach auf das Polster streckte, hatte nichts eigentlich Orientalisches. Die Grazie steckt den Morgenländern in Fleisch und Blut, während Altenglands steifleinenes Wesen und mitunter selbst plumpe Ungenirtheit manchmal eben so ungelehrig als hartnäckig ist, selbst durch langjährige Versetzung in südliche Zonen nicht curirt, kaum gemildert werden kann. Nichts destoweniger war mir Oberst Farrant eine willkommene und belehrende Bekanntschaft. Namentlich wenn er von Elephantensitten und Elephantenkälbern erzählte, hab' ich seine gründlichen Studien, sein feines Beobachtungsauge und sein Schilderungstalent stets mit Andacht bewundert. Er war auch in Lahore längere Zeit gewesen, hatte Rundschit-Sing sehr gut persönlich gekannt, hatte dort indische Pracht und indisches Elend gesehen, dann auch diversen Tigerjagden, Bajaderentänzen und Wittwenverbrennungen beigewohnt.

Das Leben der reichen Europäer am Ganges schilderte er ziemlich verführerisch und, wenn er Parallelen zwischen der Naturpracht, dem Volkscharakter und den politischen Zuständen zwischen Indien, Persien und der asiatischen Türkei zog, schim-

merte seine hindostanische Vorliebe durch all' seine Bemühungen, objectiv zu sein, deutlich hindurch. Selbst an orientalischer Pracht, meinte er, könne sich weder der Padischa von Stambul, noch der Schach von Teheran mit dem britischen Generalgouverneur in Calcutta messen. Wie armselig sei der persische Hof ausgestattet, wie lumpig das Gefolge des Schach im Vergleich mit dem großartigen Anblick, welchen das öffentliche Erscheinen des Statthalters von Hindostan bei irgend einer außerordentlichen Feier z. B. bei der Zusammenkunft mit einem indischen Fürsten von politischer Bedeutung gewähre. Der Zug von geschmückten Elephanten sei viel grandioser, als selbst die große Hof- und Paschaprocession des Kurban-Beiram zu Konstantinopel. Interessant und neu waren mir manche Mittheilungen des Obersten über die Lebensweise des Elephanten. Nach seiner Versicherung begattet sich derselbe am Ganges auch in Gefangenschaft und es gibt mehrere Elephantenstutereien. Da aber der junge Elephant sich sehr langsam entwickelt und vor dem 30sten Jahr kaum fähig ist, größere Lasten zu tragen, so zieht man das Einfangen und Zähmen wilder Elephanten in der Regel vor. Da der Elephant von sehr robuster Constitution ist und in der Regel über 100 Jahre dienstfähig bleibt, so kommt man nicht oft in den Fall, ihn durch Fortpflanzung zu ersetzen.

Unter dem jüngern Personale des englischen Consulats befand sich ein eifriger Sammler zoologischer Gegenstände. Ihm verdanke ich die Mittheilung eines Verzeichnisses von Säugethieren und Vögeln, die auf der Hochebene von Erzerum vorkommen. Seit wenigen Wochen war auch der Bruder des Consuls von Batum anwesend, der uns von Lebensweise und Sitten der Lasen erzählte. Er hatte die Reise von Lasistan nach dem armenischen Hochlande dem Laufe des Tschorokh folgend gemacht, ohne von den Eingebornen belästigt zu werden. Nur ein einziges-

mal ward er in einem Dorf von bewaffneten Eingebornen angehalten, weil sie ihn für einen russischen Spion hielten. Als sie erfuhren, daß er ein Inglis sei — unter dieser Bezeichnung versteht man in diesem Theil des Morgenlandes alle europäischen Rivalen und Gegner Rußlands — ließ man ihn unbehelligt und mit besten Wünschen seine Reise fortsetzen.

Der englische Commissair Oberst Williams behandelte damals gemeinschaftlich mit dem russischen Obersten Dainese die Streitfrage zwischen Persien und der Türkei, die über unbestimmte Grenztheile und die Mißhandlung persischer Wallfahrer bei Kerbela entstanden war. Die Sache war, trotz all' der diplomatischen Wichtigkeit, welche ihr Lord Aberdeen, Graf Nesselrode und selbst Herr Guizot beilegten, so langweilig, daß sie eine genauere Besprechung kaum verdient. Beide streitende Theile zeigten weder Lust zur Nachgiebigkeit, noch hatten sie überflüssige Mittel und energischen Willen genug, ihre Differenzen durch das Schwert zu entscheiden. So zogen sich die Unterhandlungen in unleidliche Längen. Der persische Hof schickte seinem Gesandten nur wenig Geld, und der arme Mann, der genöthigt war, zur Behauptung seiner Würde ein zahlreiches Gefolge zu unterhalten, mußte sich in Schulden stürzen. Oberst Williams machte inzwischen Ausflüge nach jenseits der Berge, verweilte wochenlang am Tortum-su, um Forellen zu fischen, und versäumte die Conferenzsitzungen. So gering das Resultat seiner diplomatischen Sendung war, so glänzend bewährte sich seine Forellenmission. Tausende dieser zappelnden Leckerbissen wurden auf englische Manier mittelst künstlicher Insecten an den Angelhaken gelockt, aus der Krystalltiefe gezogen und den Collegen in den verschiedenen Consulathäusern Erzerums zum Geschenke geschickt. Gesalzen und eingemacht wurden sie in Gläsern verwahrt und dienten zur Verstärkung der Winterprovision.

Der russische Commissair Oberst Dainese war Grieche von Geburt, aber schon seit vielen Jahren in Diensten S. M. des Kaisers aller Reußen. Ein feingebildeter Mann von angenehmen, gefälligen, fast liebenswürdigen Umgangsformen, dazu ein gewandter und schlauer Diplomat und genauer Kenner des türkischen und persischen Charakters. Rußland hat in der Wahl seiner Agenten im Orient überhaupt gewöhnlich eine feine und glückliche Hand. Es sieht weniger auf Abstammung, als auf Brauchbarkeit des Individuums und thut in seinem politischen Interesse wohl daran, nicht immer Nationalrussen für solche Missionen zu verwenden, sondern auch der Griechen, Armenier, Georgier als feinsichtiger, glatter und tactvoller Unterhändler sich zu bedienen. Der Orientale hat ein angebornes Talent zum diplomatischen Metier, und kein Europäer thut es ihm in dieser Kunst zuvor. Seine Ruhe, seine Verschwiegenheit und Verstellungsgabe, die vollkommenste äußere Beherrschung seiner innern Gefühle, das schärfste Beobachterauge und eine unglaubliche Intriguenkunst sichern ihm eine Ueberlegenheit, welche selbst der gewandteste Europäer bei den besten Anlagen und mit aller Mühe und allen Studien nicht zu erreichen vermag.

Oberst Dainese schien nach einiger Einsicht des Terrains zur Ueberzeugung gelangt zu sein, daß aus diesem türkisch-persischen Handel bei gegenseitigen Antipathien und beiderseitiger staatlicher Impotenz nichts herauskommen werde. Wahrscheinlich hat er in diesem Sinne an seine Regierung berichtet und ist doch auf seinem Posten verharrt, da der russischen Regierung daran gelegen sein mußte, die Vermittlungsversuche nicht dem Engländer allein zu überlassen und vor diesem Rivalen nicht das Feld zu räumen. Man temporisirte daher, man conferirte zuweilen, man diplomatisirte und nach jeder neuen Depesche aus Stambul oder Teheran blieb die eigentliche Streitfrage auf dem alten Fleck.

Der russische Commissair war von seinem längern Aufenthalt so fest überzeugt, daß er, um denselben nicht ganz zwecklos und unfruchtbar zu lassen, sich auf die Blumencultur verlegte und sich Pflanzensaamen aus Paris verschrieb. Die Sämereien machten die Land- und Seereise, wurden in Töpfe mit guter Humuserde eingegraben, hatten unter sorgfältiger Pflege Zeit zu keimen, zu grünen, zu blühen und Saamenkapseln zu bilden — und die türkisch-persischen Differenzen waren noch immer ungelöst! Oberst Dainese aber freute sich, daß wenigstens sein Horticulturexperiment in dieser rauhen Alpenregion gelungen war. Ueber den resultatlosen Ausgang der Conferenzen, über die Unfruchtbarkeit aller diplomatischen Spitzfindigkeiten und Winkelzüge wußte er sich als Mann und russischer Agent zu fassen und zu trösten. An solider Freundschaft, Eintracht und Zusammenhalten zwischen den Höfen von Stambul und Teheran konnte dem russischen Cabinet im Ernste nicht übermäßig viel gelegen sein. Die vielen Freistunden, welche dem Obersten zwischen den diplomatischen Conferenzen und der Blumenzucht übrig blieben, benützte er zu Schachpartien, in welchem Spiel er sich als Meister bewährte.

Neben dem Obersten Dainese figurirte der russische Viceconsul Garibaldi, ein Italiener von Geburt, in ziemlich unbedeutender Rolle. Er war dem russischen Consul in Trapezunt, Herrn von Gherst, untergeordnet und verdankte lediglich seiner Protection diese Stelle. Beide waren zusammen für den einträglichen türkisch-persischen Speditionshandel associrt und machten überaus glänzende Geschäfte. Herr Garibaldi war ein gewöhnlicher Italiener, der durch angeborne Pfiffigkeit seinen gänzlichen Mangel an Bildung einigermaßen zu verstecken wußte. Da Oberst Dainese an seiner Stelle die politischen Geschäfte versah, so schien man russischer Seits die Ignoranz und Unfähigkeit jenes

Mannes, der sich gerne unter die Fittige seines Protectors in Trapezunt verkroch, zu übersehen. Nicht im Stande einen correcten Bericht in französischer Sprache abzufassen, bediente er sich dazu der Hand eines französischen Abenteurers, der wegen schlechter Streiche aus Smyrna geflohen war, seinen Namen gewechselt hatte und neben dem wenig einträglichen Amt eines Consulatschreibers auch noch das Metier eines Heilkünstlers trieb. Er trug gewöhnlich kurdische Kleider mit einer tscherkessischen Mütze und war in der türkischen Sprache ziemlich bewandert.

Der französische Consulatposten war in Erzerum neu. Herr Guizot, welcher damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte von den türkisch-persischen Conferenzen und von der Vermittlungsrolle Rußlands und Englands gehört. Ohne von den betreffenden Parteien zu irgend einer Betheiligung bei diesen diplomatischen Geschäften eingeladen zu sein, glaubte er es der Würde und den Interessen Frankreichs angemessen, daß wenigstens ein französischer Agent auf dem Schauplatz dieser Verhandlungen verweile. Er hatte es zu gleicher Zeit als einen Mißstand erkannt, daß Frankreich am persischen Hofe nicht einmal einen Vertreter hatte. Mit der Gründung eines Consulatpostens in Erzerum schickte er zu gleicher Zeit einen außerordentlichen Geschäftsführer nach Teheran in der Person des Grafen von Sartiges. Für das Consulat in Erzerum wurde der bisherige Viceconsul in Aleppo Monsieur Goep, ein französirter Elsasser, ernannt, der aber kaum ein Jahr auf seinem Posten blieb und noch vor meiner Rückkehr aus Persien durch Herrn von Soulanges ersetzt ward. Französische Leutseligkeit und gesellige Liebenswürdigkeit verläugnen sich in keinem Verhältnisse und unter keinem Himmelsstrich. Selbst auf einer Höhe von 6000 F. über dem Meer hatten die Herren Consuln und ihre Angestellten die Anmuth ihres Nationalcharakters nicht ab-

gestreift, und ich gestehe, daß ich mich unter den verschiedenen europäischen Cirkeln Erzerums bei den Franzosen am heimischsten fühlte. Ihren englischen und russischen Collegen gegenüber, deren diplomatische Posten schon lange etablirt sind, die eine genaue Landes- und Ortskenntniß, praktische Erfahrung haben, auch in orientalischen Kniffen und Pfiffen wohl bewandert sind, hatten die französischen Neulinge einen ziemlich schweren Stand. Zwar begrüßte sie der Muschir von Erzerum Kiamil Pascha mit dem gewöhnlichen pompösen Ceremoniell und schenkte sowohl dem Consul, als seinem Dragoman ein schönes Pferd, auch ließen die übrigen Consulate ihre Fahnen wehen, aber in politischen Gesprächen zeigte man sich sehr wenig mittheilsam, sehr spröde. Man ließ den Ankömmlingen wohl etwas merken, daß man sie für Kundschafter ihrer Regierung halte. Ein mercantilisches Interesse hat Frankreich als völlig unbetheiligt bei dem persischen Handel in Erzerum nicht zu vertreten. Auch war weder dort, noch in Tabris irgend ein französischer Händler etablirt. Die französische Einmischungslust in Händel, deren Vermittlung von Rußland und England ausschließlich in Anspruch genommen war, wurde von diesen beiden Mächten mit scheelem Auge betrachtet. Herr Guizot hatte wenigstens im ersten Jahr seinen Zweck nicht erreicht. Der französische Consul war vom Gang der Conferenzen sehr schlecht unterrichtet und klagte mir öfters über die Schwierigkeit, den Zweck seiner Mission auch nur halb genügend zu erfüllen.

Als sehr charakteristisch für die bedeutende Umwandlung der Verhältnisse, den stillen Verfall der Sitten und das wachsende Ansehen der Europäer bemerke ich, daß in einem der erwähnten Consulate armenische und türkische Frauen ziemlich oft auf und zu gingen. In der Regel geschah dies in der Dämmerung, zuweilen aber auch am hellen Tag, und obwohl man in der Stadt

wußte, daß sämmtliche Europäer Junggesellen waren, schien man doch keinen Anstoß an der Sache zu nehmen. Ich hatte in demselben Consulatgebäude Gelegenheit, junge türkische Frauen zwischen 13 und 16 Jahren oft von ungemeiner Frische und Schönheit zu sehen. Sie benützten gewöhnlich die Abwesenheit ihrer Männer und kamen sorgfältig verhüllt in Begleitung irgend einer alten Kupplerin. Im Innern des Hauses legten sie die weiße Verhüllung ab, nahmen in ihrem malerischen Haremsputz mit zierlich geflochtenem Haar auf dem Divan Platz, plauderten mit den anwesenden Europäern ganz unbefangen, aßen mit Appetit und Heiterkeit, was man ihnen vorsetzte, und verschmähten nicht einmal den verpönten Wein, der sie gewöhnlich höchst lustig und gesprächig machte und zuletzt leidenschaftlich aufregte. Vor dem russischen Armeebesuch im Jahr 1829 wäre ein solcher vertrauter Umgang zwischen Europäern und Türkinnen kaum möglich, jedenfalls höchst gefährlich gewesen. Jetzt hörte ich von keinem Beispiel, daß Europäer und selbst türkische Frauen, die sich ihre Besuche natürlich gut bezahlen ließen, besondere Unannehmlichkeiten gehabt hätten.

Aus den Erzählungen der jungen Türkinnen war manches über das innere Familienleben der Eingebornen zu entnehmen. Uebrigens ist die Zahl der Eingebornen, welche ich in Erzerum kennen gelernt, nicht groß. Wie von allen türkischen Städten Anatoliens ist auch von hier nur sichtbarer Verfall, zunehmende Verarmung, Entartung und Erschlaffung des alttürkischen Charakters zu berichten. Auch hier liegen viele Häuser unbewohnt in Ruinen, obwohl das Mißverhältniß zu den bewohnten Gebäuden nicht so arg ist, wie in den östlichen Städten, welche näher der persischen Grenze liegen. Als Hauptsitz des bedeutendsten Paschaliks, als Knotenpunkt der Karawanenzüge genießt Erzerum noch manche Vortheile, welche seinen gänzlichen Verfall zwar nicht

hindern werden, aber langsamer und minder augenfällig machen. Die alten Bauwerke, besonders die Ringmauer der Stadt beweisen, daß die Türken in glänzenderen Tagen für den Schutz und die Erhaltung dieser wichtigen Stadt keine Opfer scheuten. Die alten Mauern bestehen aus schönen Quadern von Trachyt und basaltischer Lava und sind sehr solid zusammengefügt. Jetzt geschieht von Seite der türkischen Regierung sehr wenig, den Verfall zu hindern. Die geflickten Stellen der Stadtmauern sind mit elendem Lavageröllle und schlechtem Mörtel ausgefüllt. Dumpfe Trägheit und stumpfe Resignation bei dem Bewußtsein ihres unvermeidlichen Verfalles hält die Türken ab, an irgend eine materielle Verbesserung kräftige Hand zu legen. Der orientalische Fatalismus im türkischen Asien hat etwas Trübes und Melancholisches und weissagt noch mehr, als der Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit, die Scheinreform und impotente Nachäfferei europäischer Einrichtungen der aufgeklärteren Stambul-Türken, den sichern, den unabwendbaren Sturz des Reiches Osmans.

VII.

Eine Ruine bei Erzerum. Die Hochebene. Ausflug nach den Quellen von Elidscha. Besuch bei den Kraterresten im Süden. Reise nach dem Sichtschik. Besteigung des Vulcans. Die alten Ansichten über die Quellen des Euphrat. Besteigung des Giaur-dagh und der Euphratwiege.

Vom 1. bis zum 11. Juni hatten wir in Erzerum fortwährend kühles Wetter. Gewitter und Hagelschauer wechselten mit trüben Regen, wobei der Himmel bald von der tief gehenden Schichtenwolke (stratus), bald vom Nimbus, der den ganzen Horizont in einer Höhe von 2—3000 Fuß über dem Plateau bedeckte, überzogen war. Mein erster Ausflug galt einem östlich von der Stadt gelegenen Hügel, auf dessen Höhe Trümmer und Schutt von altem Gemäuer liegen. Nach Hammer sollen es die Reste einer griechischen Kirche sein. Consul Brant aber bestritt die Behauptung unseres gelehrten Historikers und versicherte, daß diese Trümmer nichts seien, als Ueberreste von Schanzen, welche von den Türken beim Anmarsch des russischen Heeres unter Paskewitsch in der Eile aufgehäuft worden. Der Besitz dieser Anhöhe, von welcher man die ganze Stadt mit Kugeln bestreichen kann, entscheidet das Schicksal von Erzerum. Auch die Eingebornen, welche ich befragte, wollten von keiner Kirchenruine wissen, sondern bestätigten nur die Mittheilung

Brants. Für letztere Ansicht spricht auch die Beschaffenheit der Steine, welche keineswegs in Quaderform, wie bei den meisten Kirchenbauten in Armenien, sondern bald rund bald eckig und meist sehr klein sind. Es war gewöhnliches Lavageröll, welches man mit Mörtel schlecht verkittet hatte. Sollte hier je eine Kirche gestanden sein, so ist sie bis auf den Grund zerstört. Von dieser Anhöhe hat man eine vollkommene Uebersicht der Stadt, die selbst von Außen keinen heitern Anblick gewährt, wie so viele türkische Städte Asiens z. B. Brussa und Trapezunt. Unter meinen Füßen exercirten und musicirten türkische Truppen in der Ebene. Die damalige Besatzung von Erzerum bestand aus 5000 Mann Infanterie und Artillerie.

Die Hochebene von Erzerum ist zwölf Stunden lang und durchschnittlich drei bis vier Stunden breit. Ihre größte Breite von den Hügeln im Süden der Stadt Erzerum bis zum Fuß des Giaur-dagh im Norden beträgt fünf Stunden. Gegen Westen verengt sich das Plateau allmählig zu einem Thale, welches der Frat-su oder westliche Euphrat durchströmt. Der Rand der Hochebene ist nach Süden höher, als gegen Norden. Ihre tiefste Stelle bezeichnet das Bett des Kara-su, aus welchem später der Frat-su entsteht. Zusammenhängende nackte Felsmassen ragen nirgends aus derselben hervor, sondern erscheinen nur an den Rändern. Aber kleine Hügel mit Humus und Vegetation, manche auch mit Lavagerölle bedeckt, erheben sich in der Mitte an ziemlich vielen Stellen. Man stelle sich bei dem Bilde dieser Hochebene nicht etwa eine vollkommene Fläche vor, wie die Metidscha des Atlasgebirges oder eine südrussische Steppe. Die höchsten dieser Hügel sind in der Nähe der Stadt Erzerum, wo sie den Belagerern gut zu statten kommen würden. Die Stadt Erzerum selbst ist nahe dem äußersten Südrand des Plateau gelegen, kaum eine Viertelmeile vom Fuß der Höhenkette entfernt,

welche von Osten nach Westen streichend die südliche Grenze der Hochebene bildet. An Höhe steht der südliche Höhenzug der Kette des Nordrandes, welcher mit ihr parallel läuft, beträchtlich nach. Seine höheren Gipfel waren Mitte Junius noch beschneit, trugen aber nicht so mächtige Schneemassen, wie die nördlichen Bergspitzen. Von jener Kette läuft fünf Stunden westlich von Erzerum eine Nebenkette in nördlicher Richtung aus, welche die Hochebene auf dieser Seite beteutend schmälert. Nach dem Augenmaß schätzte ich die höchsten Gipfel des nördlichen Höhenzuges auf mindestens 5000 Fuß über dem Plateau von Erzerum. Den schönsten Monolith bildet die große Fels- und Schneepyramide des Ak-Dagh.

In Begleitung des französischen Consuls Goep und seines Dragomans machte ich einen Ausflug nach den Thermalquellen von Elidscha. Dieselben sind in nordöstlicher Richtung dritthalb Stunden von der Stadt entfernt gelegen. Die Hauptquellen entspringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefaßten Bassins. Die Badtemperatur in den Bassins ist 38° Celsius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39°. Die Tiefe der Bassins beträgt 4½ Fuß. Das Wasser hat einen leichten Salzgeschmack und setzt etwas Eisenocker an den Steinen ab, scheint aber sehr wenige mineralische Bestandtheile zu besitzen. Dr. Komenos, ein Militairarzt, führte mich nach andern Mineralquellen eine starke halbe Stunde weiter westlich. Sie sprudeln dort schwach aus sumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26°. Noch scheint keine chemische Analyse der Quellen von Elidscha gemacht worden zu sein. Der genannte Arzt beging den sträflichen Leichtsinn, eine Anzahl Kranker aus dem Militairhospital nach Elidscha zum Gebrauche der Quellen versuchsweise zu schicken, worunter sogar syphilitische Kranke, auf welche der Gebrauch des eisenhaltigen Wassers nur nachtheilig wirken konnte.

Das Experiment ist in der That mißlungen, wie ich nach meiner Rückkehr aus Persien erfuhr. Die Kranken kehrten in einem üblern Zustande nach dem Spital von Erzerum zurück, als sie von dort abgegangen waren.

In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zu Tage. Es ist ein deutlich geschichtetes hartes Conglomerat, welches theils eckige Trümmersteine, theils rundliche Rollsteine der verschiedenen vulcanischen Felsarten, welche in der südlichen Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch, welcher Elidscha vor mir besucht hat, macht keine Erwähnung dieser Formation, hat aber Handstücke von einem Infusorienlager mitgebracht, welches er einige hundert Fuß von den Quellen entfernt angeblich unter Trachyt gefunden und dessen Masse nach seiner Versicherung äußerlich große Aehnlichkeit mit dem Aluminit hat. Nach Ehrenbergs Untersuchung kommen in diesen Handstücken nur Süßwasserinfusorien vor. Von älteren Reisenden haben Tournefort und Jaubert eine ziemlich unrichtige Beschreibung dieser Thermalbäder von Elidscha geliefert.

Tags darauf machte ich einen Ausflug nach den Bergen auf der Südseite von Erzerum, wo die Herren Brant und Dainese den Rest eines alten Kraters beobachtet zu haben vermutheten, von welchem auch Hamilton in seinem Reisewerk flüchtige Erwähnung macht. Es ist ein kreisförmiger Trachytkessel fast von der Größe des Kraters, der von der Erhebung des bekannten Monte nuovo bei Neapel zurückgeblieben ist und wie dieser einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Product seiner kurzen eruptiven Thätigkeit hinterlassen hat. Dieser alte merkwürdige Krater, welcher kaum eine halbe Stunde von der Stadt Erzerum entfernt liegt, scheint lange Zeit von einem kleinen See ausgefüllt gewesen zu sein. Ein Durchbruch des Wassers in nördlicher Richtung grub einen Canal, durch welchen gegen-

wärtig ein ziemlich magerer Bach, von Quellen und Schneewasser gespeist, nach Norden fließt.

Der nördliche Höhenzug am Rande des Plateau von Erzerum hat ausgezeichnetere Bergformen, als die südliche Kette. Es ragen verschiedene Berge theils von reiner, zugespitzter Conusform, wie die Aschenkegel der Vulcane Italiens, theils von Pyramidengestalt, deren Spitzen flach abgeschnitten, wie der kleine Ararat, aus diesem Gebirge hervor. Schon der bloße Anblick derselben mußte die Vermuthung bestärken, daß dort deutlichere Spuren von eruptiver Thätigkeit und großartige Kraterreste zu finden sein würden. Am reinsten und auffallendsten ist die Kegelform eines Berges, welcher in geringer Entfernung westlich von den Euphratquellen sich über der Kette erhebt und den sowohl die türkischen, als armenischen Eingebornen unter dem Namen Sichtschik kennen. Es ist auffallend, daß keiner der frühern Reisebeschreiber von einem Berge, dessen vulcanische Form so stark in die Augen fällt, Erwähnung macht. Nach Consuls Brant mündlicher Versicherung war derselbe noch von keinem europäischen Reisenden besucht und bestiegen worden. Ich faßte daher den Entschluß, demselben eine nähere Untersuchung zu widmen und seine Höhe mittelst des Siedepunktes zu bestimmen.

Am 14. Junius ritt ich in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines armenischen Führers in nördlicher Richtung ab. Nach dritthalbstündigem Ritt erreichten wir die Brücke des Kara-su. Als ich zwei Wochen früher dieselbe Brücke in entgegengesetzter Richtung passirte, fand ich den Weg theilweise überschwemmt und den Kara-su über seine Ufer getreten. Die Pferde sanken bis über die Knie in Koth ein. Jetzt war die Ebene auf dieser Seite völlig trocken und der Huftritt der Pferde erregte Staubwolken. Trotz der häufigen Regengüsse trocknet dieser Bo-

den, welcher keine Thonschichtunterlage hat, ungemein schnell aus. Indessen kommt der Ebene den ganzen Sommer hindurch sowohl durch häufigen Niederschlag, als durch Gebirgsbäche, welche durch Quellen und schmelzenden Schnee gespeist werden, Wasser in hinreichender Menge zu. Der schwarze Lavaboden bindet die Sonnenwärme und sichert die Reife des Getreides trotz der sehr kurzen Sommerdauer. Ich fand die Gerste am 14. Junius noch kaum eine Spanne hoch über den Boden aufgegangen.

Der Euphrat führt hier seinen Namen Kara-su oder Schwarzwasser mit Recht. Sein Wasser sieht fast so dunkel aus, wie unsere Schreibtinte und es ist ganz unmöglich bis auf den Grund des Bettes zu sehen. Ich fand hier einen badenden Armenier. Drei Schritte vom Ufer entfernt war der Bach schon so tief, daß der Mann schwimmen mußte. Die Ufer waren von Wasservögeln belebt. Störche, Reiher, Enten, Möwen, Taucher und andere Wasservögel zeigten sich in großer Menge, und der Kibitz, der wahrscheinlich in der Nähe nistete, umschwebte uns beständig mit seinem ängstlich kreischenden Ruf.

Im Dorf Desni, wo mein armenischer Führer wohnte, hielten wir eine Stunde an. Der Ort ist von einigen hundert armenischen und siebenzehn türkischen Familien bewohnt. Mitten unter den Kindern meines Führers saß vor dessen Hause ein alter weißbärtiger Türke, welcher gemüthlich mit ihnen plauderte und den Kleinen ein Mährchen erzählte, das sie sehr zu spannen und zu ergötzen schien. Dieser Anblick war mir ziemlich neu. Wohl hatte ich auch in einigen Theilen der europäischen Türkei und in anderen Gegenden Kleinasiens eine bedeutende Umstimmung der Gemüther und Umwandlung der Verhältnisse zwischen der Vergangenheit und Gegenwart beobachtet. Die Moslims hatten sich allmählig gewöhnt, die Raja als gleichberechtigte

Unterthanen der hohen Pforte zu betrachten. Aber von der Gewohnheit friedlich neben einander zu leben bis zu einer freundschaftlichen Annäherung war noch ein weiter Abstand. Hier schien auch diese Kluft bereits ausgefüllt. Der Armenier erzählte mir, ganz im Einklang mit der Schilderung meines griechischen Hauswirths in Erzerum, daß seit der Anwesenheit der Russen der alte Religionshaß verschwunden, daß zwischen Armeniern und Türken besonders auf dem Lande eine vollständige Versöhnung stattgefunden, daß beide zusammen in den Dörfern eben so einträchtig und freundschaftlich lebten, als seien sie Kinder eines Stammes und Bekenner desselben Glaubens. Als die Kosaken im Jahr 1829 die Dörfer heimsuchten, und besonders das Eigenthum der Türken plünderten, suchten und fanden letztere bei den Armeniern, welche der russische Heerführer aus politischen Gründen schonen ließ, Schutz und Zuflucht. Die Türken, welchen bei all' ihren schlechten Eigenschaften ein gewisser Zug von Großmuth nicht abzusprechen ist, blieben des edelsinnigen Benehmens der Armenier gegen ihre ehemaligen Dränger noch nach dem Abzug der Russen eingedenk. Von ihrer frühern Anmaßung verschwand fast jede Spur und sie trugen ohne Murren die gleichen Lasten, wie die Raja. In Oesni wie in andern Ortschaften, wo ich nach der Bevölkerungszahl fragte, wurde geantwortet: dieselbe habe sich seit der großen armenischen Auswanderung auf russisches Gebiet um die Hälfte vermindert. Von ihren ausgewanderten Landsleuten haben sie zwar keine directen Nachrichten, aber sie glaubten oder bildeten sich ein, daß dieselben sich unter dem Schutze des christlichen Zaren des blühendsten Zustandes erfreuten. Von der Noth, dem Elende, welchem viele Tausende der Auswanderer bei ihrer Uebersiedelung nach Rußland erlagen, von dem traurigen Zustand der armenischen Colonien des Allaghes hatten sie keine Kunde.

Wir setzten unsere Reise fort und gelangten nach einstündigem Ritt zu einem Trümmerhaufen von Bausteinen, worunter ein schön gehauenes, zierlich gestaltetes Kreuz aus Lava sich befand, wahrscheinlich von einer alten Kirche herrührend, die hier einst gestanden. Armenier versammeln sich zuweilen an dieser Ruine, um zu beten. In der Nähe sprudelt eine schöne Quelle mit einer Temperatur von 6° Celsius. Mein Führer erzählte mir, daß vormals Milch aus derselben geflossen. Seitdem aber eine Frau ihr Hintertheil darin gebadet, fließe statt der Milch Wasser. Dicht am Fuße des Sichtschik liegt das Dorf Ardschink, welches ausschließlich von Türken bewohnt ist. Eingeführt von unserm Armenier fanden wir die freundlichste Aufnahme. Ein Häuschen ist hier für die Einkehr fremder Gäste eingerichtet. Stall und Schlafgemach befinden sich zwar in demselben Raume, doch ist letzteres einige Stufen über dem Stallboden erhöht und mit Rohrdecken, Teppichen und Kissen bequem ausgestattet. Nach einem frugalen Nachtmahl ruhten wir vortrefflich, und beim ersten Frühstrahl waren die Pferde gesattelt, um uns nach der Berghöhe hinaufzutragen.

Ungeachtet des kalten und späten Frühlings prangten die Wiesen am Fuße des Gebirges mit zahllosen Blumen. Zwei Farbetinten waren auf diesen Wiesen dominirend. Eine gelbe von vorherrschenden Ranunkeln und Potentillen, und eine rothe von einer kleinen artigen Primel. Dem Laufe eines Bächleins folgend, welcher dem Kara-su zufließt, ritten wir bis zur großen Terrasse hinauf, in deren Mitte sich der Trümmerkegel des Sichtschik erhebt. Ich beobachtete hier einen Theil derselben Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Umgebungen des Ararat und Allaghes gesammelt hatte, vor allen die scharlachrothe Bergtulpe, die prächtige Iris iberica und verschiedene Orchisarten. Bis zu einer Höhe von etwa 800 Fuß über der Hoch-

ebene konnten wir reitend gelangen. Von dort führten wir unsere Pferde am Zügel einen überaus steilen Abhang, welcher mit Vegetation bekleidet war, bis zur großen Terrasse hinauf. Die Pyramide des Sichtschik war durch den erhöhten Rand der Terrasse unsern Augen entzogen. Erst als wir die höchste Stelle erreicht hatten, kam sie wieder zum Vorschein. Von thierischem Leben war wenig zu beobachten. Ein Kukuk saß auf einem Lavablock und ließ seinen melancholischen Klageruf durch die Ebene tönen, ohne sich durch unser Vorüberreiten stören zu lassen. Eine kleine Mustela grauschwärzlich mit weißem Bauch schlüpfte durch die Ritzen des Gesteins und war in ihrem Loche verschwunden, bevor ich noch Zeit hatte zum Gewehr zu greifen.

Endlich hatten wir das kraterische Hochthal erreicht, in dessen kreisförmiger Runde sich die Pyramide des Sichtschik erhebt. Die Vermuthung, welche der Anblick dieses Berges aus der Ferne in mir erzeugt hatte, fand ihre volle Bestätigung. Wir standen inmitten eines großartigen Kraters, welcher an Umfang den gegenwärtigen Krater des Vesuvs wohl um das Dreifache übertrifft. Die Kraterwände sind noch gut erhalten und bestehen aus doleritischem Gestein, welches durch Metalloxyde verschiedenartig gefärbt ist. Der Gipfel des Berges, welcher aus der Mitte dieses alten Kraters emporragt, ist ein alter Schlacken- und Aschenkegel, welcher aus weißgrauen trachytischen Auswürflingen besteht. Lavaströme sind an den Rändern und Abhängen des Kraters zu erkennen, doch von auffallend geringer Masse und Ausdehnung. Offenbar hat die eruptive Thätigkeit hier wie an andern Vulcanen dieser Kette nur einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum gedauert. Der Canal, welcher die Verbindung zwischen der Atmosphäre und dem tiefen Gluthheerde vermittelte, hat sich hier weit früher geschlossen, als an den Rändern des armenischen Hochgebirgs, in den Hochebenen von Bajazid und Eriwan, am

Gockschai und Wansee, wo die Dämpfe und flüssigen Lavamassen einen verhältnißmäßig geringern Widerstand zu überwältigen hatten und mächtige Vulcane mit einer sehr lange dauernden kraterischen Thätigkeit sich bildeten. Die Lavaströme am Ararat und Allaghes sind gewaltiger, als die des Aetna, während an den Vulcanen des Hochgebirgs von Erzerum die Spuren kraterischer Thätigkeit selbst den kleineren Vulcanen Italiens z. B. dem Epomeo auf Ischia nachstehen. Die stark fortgeschrittene Verwitterung der vulcanischen Felsen und der meisten Laven beweist auch, daß seit der kurzen periodischen Thätigkeit des Sichtschikkraters mehr als ein Jahrtausend vorübergegangen sein muß. In der That erwähnen die ältesten historischen Urkunden keine vulcanischen Phänomene in dieser Gegend, während die Kraterthätigkeit jener großen Vulcane der Araratgegenden, wie sie selbst Abich vermuthet, noch in das Frühroth der Geschichte herüber dämmern. Das dunkle Gestein an den Rändern des Sichtschikkraters hat den Einwirkungen des Wassers und der Atmosphäre weniger widerstanden, als das Kratergestein der Somma am Vesuv, von welchem wir den historischen Beweis haben, daß es jedenfalls über zwei Jahrtausende alt ist.

Das Innere dieses längst erloschenen alten Kraters ist eben so lieblich, als der Anblick des thätigen vesuvianischen Kraters wild und düster ist. Statt nackter, scharfkantiger Lavablöcke ist der schwarze Humus hier mit einer Decke von grünen Kräutern und bunten Alpenblumen bedeckt. Der Boden war im Junius sehr feucht. Von allen Seiten flossen ihm die Wasser der schmelzenden Schneemassen zu. Die alten Kraterwände hindern den Zutritt kalter Winde. Die Sonnenwärme war trotz der bedeutenden Höhe weit empfindlicher, als in der Hochebene von Erzerum. Feuchtigkeit, Wärme und günstiger Humusboden hatten daher eine Pflanzenpracht erzeugt, wie ich sie auf anderen Bergen

des armenischen Hochlandes selten gefunden. Ich sammelte hier viele jener Alpenpflanzen, welche ich am Ararat, Allaghes und auf den Alpen am Goktschaisee ein Jahr zuvor gefunden hatte.

Nachdem wir einige Stunden hier verweilt, die Gegend recognoscirt und einige schöne Pflanzen und Insecten gesammelt hatten, beschloß ich, den armenischen Führer mit den Pferden hier zurückzulassen und mit meinem Polen die Ersteigung des hohen Schlackenkegels zu wagen, obwohl dieselbe sichtbare Schwierigkeiten hatte. Die Weingeistflasche war unterwegs zerbrochen. Ich sammelte daher einen Bündel trockener Pflanzenstengel, mit welchen ich oben Wasser zu kochen hoffte. Außerdem noch mit dem Koch- und Meßapparat, geognostischen Hammer, Kinschal, Pistolen und Bergstock beladen, stieg ich munter den südlichen Abhang hinan. Der Pole, der etwas leichter beladen war, recognoscirte vor mir den Weg. Das Steigen war hier fast eben so schwierig, wie auf dem vesuvianischen Aschenkegel, obwohl man nicht so tief in Rapilli und vulcanischer Asche einsank, da die trachytischen Auswürflinge hier im Ganzen doch etwas größer und compacter sind. Ueber die größeren Trachyttrümmer voll scharfer Kanten und Ecken konnte man leichter festen Fuß fassen, als an Stellen, wo Asche und kleinere Auswürflinge angehäuft waren. Diese trachytischen Trümmer haben der Verwitterung stärker widerstanden, als das schwarze Gestein des Kraterrandes. In jenen war der Feldspath mit vielen kleinen Krystallen, in diesem der Augit vorwaltend. Die größeren Steinblöcke waren zum Theil mit Kryptogamen überwachsen. Nur wenige phanerogame Pflanzen waren zwischen den Trümmern sichtbar. Aber auf halber Höhe des Kegels fand ich zu meiner Verwunderung einen baumartigen Strauch von fast vier Fuß Höhe, dessen Blätterknospen noch nicht aufgeschlossen waren.

Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir den Gipfel. Eine prächtige, freie Aussicht über das weite Gebirgspanorama im Norden, Süden und Westen lohnte vollkommen die erschöpfende Anstrengung unserer Bergwanderung. Gegen Osten war der Blick durch die Nähe überragender Berggipfel beschränkt. Außer der großen Kette, von welcher der Sichtschik selbst ein Glied bildet, übersahen wir zwei Bergketten im Süden. Die erste niedrigere Kette bildet den südlichen Rand der Hochebene. Die zweite, aus welcher die weißen Spitzen des Bingöl-Dagh, welcher die Wiege des Araxes ist, emporragen, ist höher, aber von geringerer Ausdehnung. Weit schöner und übersichtlicher ist das Gebirge im Norden. In der Richtung von Ispir streicht eine majestätische Alpenkette, deren weiße Gipfelpanzer prächtig in der Sonne leuchteten. Die einzelnen Bergformen erschienen dort freier, selbstständiger, kühner und malerischer, als in den Ketten nach andern Himmelsgegenden. Auch schienen sie mächtigere Schneemassen zu tragen, als selbst der Bingöl-Dagh und Kop-Dagh. All' die verschiedenen Hauptketten sind durch Nebenketten, welche von Süd nach Nord auslaufen und verschiedene Plateaus und Thäler verengen oder schließen, deutlich verbunden. Im Westen erblickten wir die gewaltige Steinpyramide des Ak-Dagh in ihrem Profil. Dieser Berg ist fast steiler, als das Finsteraarhorn des berner Oberlandes. Deshalb können sich auch nur in seinen Schluchten, Furchen und Rissen ewige Schneemassen sammeln, während die senkrechten Steinwände das ganze Jahr hindurch nackt hervorstarren.

Der Gipfel des Sichtschik, auf welchem wir über drei Stunden zubrachten, ist kaum zwanzig Schritte breit und nahe an 300 Schritte lang. Der südliche Abhang des Kegels war bereits frei von Schnee, auf dem nördlichen lag derselbe noch drei bis vier Fuß hoch aufgethürmt. Nach meiner Messung mittels des

Siedepunkts erhebt sich dieser Gipfel 2846 Fuß über der Stadt Erzerum und 8581 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Von Pflanzen fand ich oben einige Gentianen, Campanulaceen, eine weiße Daphne und die auf allen armenischen Alpengipfeln im Frühling sehr häufig blühende Scilla sibirica. Von Thieren bemerkte ich nur eine Eidexe, welche flüchtig durch das Gestein schlüpfte. Macroglossa stellatarum umschwirrte die wenigen Alpblümchen. Von Menschenhänden waren zwei Steinhaufen errichtet, der eine als Altar, der andere als Feuerheerd. Als ich später meinen Führer befragte, erzählte derselbe, daß in früheren Zeiten zuweilen armenische Hirten den Berggipfel bestiegen, um oben zu beten und wohl auch ein Lamm zu Ehren Gottes zu schlachten. Jetzt sei diese Wallfahrt nicht mehr in Gebrauch. Wenn jetzt die Hirten, welche gegen Ende Junius die Weide auf diesen Höhen zu beziehen pflegen, die Lust zu Bergwanderungen anwandle, so sei der quellenreiche Gipfel des benachbarten Giaur-Dagh gewöhnlich ihr Ziel. Ohne eine seltsame Fabel geht es bei armenischen Hirtenerzählungen nie ab. So versicherte zuletzt mein Führer im Ton des tiefsten Ernstes, daß vor Zeiten auch auf dem trockenen Kegel des Sichtschik eine schöne Quelle entsprungen sei. Seitdem aber einmal eine Frau die Quelle durch ihre Nothdurft verunreinigt habe, sprudle sie nicht mehr und der durstige Bergsteiger, welcher im Hochsommer keinen Schnee mehr auf dem Sichtschik findet, mag wohl ein Recht haben, das Weib zu verwünschen.

Die genaue Kenntniß der Lage der Euphratquellen, von welchen Karl Ritter mit Recht bemerkt, daß sie schon wegen des mosaischen Berichts von der Lage des Paradieses eben so großes Interesse verdienen, wie die Nilquellen, die Jordanquellen und die Wiegen anderer Hauptströme der Erde, die einen so großen Einfluß auf die Schicksale der Völker ausgeübt, ist bis auf die

neueste Zeit dunkel und ungenau geblieben. Von all' den Berichten älterer Geographen, welche Ritter im zehnten Band seiner Erdkunde citirt, ist nicht Einer aus unmittelbarer Forschung an Ort und Stelle hervorgegangen und deshalb mehr oder minder unrichtig. Auch der französische Botaniker Tournefort hat sich in diesem Punkte keineswegs „dankenswerthe Verdienste" erworben, wie sie ihm Ritter in der gewöhnlichen milden und wohlwollenden Weise, welche diesen großen deutschen Gelehrten charakterisirt, zuschreibt. Tournefort hat botanische Ausflüge in den Bergen, welche die Hochebene von Erzerum umgeben, gemacht. Er kam hier den Euphratquellen sehr nahe und hätte ihre Lage genau bestimmen können, wenn er nur etwas bessere Einsicht gehabt und sich die Mühe einer Verfolgung der Richtung des Kara-su gegeben hätte. Statt die Hauptquelle im Norden aufzusuchen, wandte sich der französische Botaniker nach Osten und scheint von dort wieder eine süd-westliche Richtung eingeschlagen zu haben, indem er die unbedeutenden Quellen des Elidscha-armes, welche in den Kara-su fließen, mit den wahren Euphratquellen verwechselte. Seine Beschreibung ist übrigens so verworren, daß es ziemlich schwer ist, ihm auf dieser Irrfahrt Schritt für Schritt zu folgen. Er gibt unrichtige Entfernungen an und nennt Localitäten, welche wenigstens unter seiner Benennung nicht existiren.

Den Griechen und Römern war die Lage der westlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben von Strabo und Plinius ersehen. Eine genaue Bestimmung der Localität finden wir bei diesen Schriftstellern nicht. Nach Plinius entspringt der Euphrat in der Provinz Karanitis Großarmeniens am Berg Aba, welchen Strabo Abos nennt. Diese Angabe entnimmt Plinius den Aussagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiser Nero

im Jahr 63 n. Chr. mit einem Heer gegen die Parther bis zum armenischen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher sechs Jahre später als Statthalter Vespasians nach Syrien gesandt worden, den Berg, an dessen Fuß der Euphrat entstehe, Capotes und die nächste Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos scheint heute im armenischen Hochlande verschollen, aber in der alten armenischen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte, bevor sie den Namen Theodosiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landschaftsnamen Karanitis wieder erkennen, so wie in der Benennung Capotes das armenische Wort Gaboid d. i. blau, mit welchem mehr als Ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitegrade der beiden Quellarme, ohne die Localität ihres Ursprungs zu beschreiben. Ganz falsche Nachrichten gibt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demselben Berg entspringen läßt. Auch in den Schriften der arabischen, türkischen und armenischen Geographen, bei Masudi, Edrisi, Kjatib Tschelebi, Jedschidschean finden sich nur oberflächliche Mittheilungen über das Euphratische Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jesaias klar und schön gezeichnet, indem er mit dessen Gewalt das um sich greifende assyrische Reich verglich: „Siehe, darum wird der Herr über sie die wilden und großen Wasser des Euphrats stürzen lassen, den König von Assyrien und seine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über seine Dämme steigen und allenthalben über seine Ufer treten. Er richtet dann auch seinen Lauf gegen Juda, er überschwemmt und durchströmt es. Bis an die Kehle wird sein Wasser reichen und wird mit ausgespannten Armen dein ganzes weites Vaterland umschließen, o Immanuel!“

Die erste genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet

sich in der Statistik, welche der russische Generalstab nach Beendigung des türkischen Feldzugs veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entspringen, bei dem wahren Namen, den sie im Lande, bei Türken und Armeniern, führen, Giaur-Dagh und Domlu-Dagh. Doch gibt sie keine topographische Skizze der Gegend. Unter den neuesten Reisenden ist Dr. Koch von Lasistan kommend am Giaur-Dagh vorübergezogen, ohne den Gipfel dieser Euphratwiege zu besteigen. Nach seiner Angabe ist der Engländer Abbott der einzige Reisende, welcher die Hauptquelle selbst besucht hat, ohne, wie es scheint, etwas darüber veröffentlicht zu haben. Ritter bezweifelt sogar die Existenz einer Hauptquelle, welche bei den meisten großen Strömen in der That nicht zu finden ist, dagegen gerade am Euphrat einen so ungewöhnlichen Wasserreichthum und so seltne Schönheit zeigt, wie ich noch keine Quelle in irgend einem Alpengebirge Europa's und Asiens beobachtet habe. Von sämmtlichen Europäern, welche ich in Erzerum kennen gelernt, hatte sich keiner die Mühe genommen, diese prachtvolle Quelle aufzusuchen, während Türken und Armenier an Feiertagen häufig jene grüne Alphöhe heimsuchen und Scherbet schlürfend und Tschibuk schmauchend den Krystallsprudel betrachten, ohne dabei eine Ahndung zu haben, daß derselbe dem berühmten Strome Westasiens das Dasein gibt.

Während meines zweiten Aufenthalts in der Hochebene von Erzerum, nach Beendigung meiner persischen Reise, unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und sonniger Spätherbst hatte die Heerden noch auf den Alpweiden zurückgehalten. Die Herbstvegetation war noch ziemlich schön, und dieselben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycänen, welche zum Theil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigenthümlich sind

und seit Kindermanns entomologischer Reise in diesen Gegenden die meisten lepidopterologischen Sammlungen Europa's schmükken, umflatterten im Sonnenschein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechsel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieser Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Octobertag von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Haschkawan, welches größtentheils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt ist. Die armenische Kirche dieses Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den andächtigen Christen weit und breit besucht. Zur Einquartierung der frommen Gäste befindet sich eine Reihe von Zimmern im untern Hofe der Kirche. Der Zudrang von Wallfahrern am Tage meiner Ankunft war sehr groß. Bei reinem Himmel und ziemlich milder Temperatur bivouakirte ich hier unter den schönen Sternen in meine Burka eingehüllt, welche gegen Nachtfrost und Morgenthau mich schützte. Meine Leute übernachteten mit mir im Freien. Der folgende Tag war ein Festtag. Der Gottesdienst nach dem Gregorianischen Ritual, dem ich beiwohnte, bestand aus leeren äußeren Ceremonien, Rauchfaßschwingen, Kerzenanzünden, eintönig leierndem Priestergesang und Vorlesen aus einem altarmenischen Meßbuch. Bei einem Volk von Cultur und Geschmack hätte dieser Gottesdienst nicht einmal auf die Sinne gewirkt. Für Geist und Gemüth lag darin kein anregendes Atom. Die Mehrzahl der Anwesenden bestand aus armenischen Weibern. Von besonders eifrig religiös gesinnten armenischen Landleuten der Gegend wurden im Hofe drei Lämmer geschlachtet, wovon einige Fleischschnitten den Armen, die besten Bissen aber dem Priester zu gut kamen.

Nach beendigtem Gottesdienst ließ ich satteln. Gleich hinter Haschkawan geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher östlich vom Sichtschik sich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide der Gewässer bildet, welche einerseits durch Lasistan nach dem schwarzen Meer, anderseits durch Armenien und Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen fließen und zunächst den Tortum-su nach Norden und den Kara-su gegen Süden senden, führt den Namen Giaur-Dagh und besteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater, noch Lavaströme, wie sein Nachbar, der Sichtschik. Nach vierthalbstündigem Steigen über den Trachyt erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die wahren Euphratquellen entspringen. Dasselbe hat eine sanfte Senkung, mag eine gute halbe Meile im Umfang haben und war in dieser Jahreszeit beinahe schneefrei. Von den höchsten Abhängen dieses Gipfelthales aus einem mit Alpblumen und Gras bedeckten Humusboden, der sich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entspringen einundzwanzig Quellen, welche hier das erste und fernste Euphratwasser liefern. Diese Gipfelsenkung führt den Namen Domlu-Dagh und erhebt sich nach meiner Bestimmung mittelst des Siedepunktes 3117 Fuß über der Hochebene und 8952 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Beiläufig 200 Fuß unterhalb der höchsten Quelle sprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Wasser liefert, als alle übrigen Quellen zusammengenommen. Sie ist die schönste, reinste und frischeste Bergquelle, die ich je gesehen, und hat eine Temperatur von nur 2,8° C. Krystallklar in prächtigem Sprudel strömt der Springquell aus einem von Trachytsteinen künstlich übereinander gehäuften Becken. Diese Einfassung verdankt sie den Besuchern, welche an schönen Tagen von nah und fern herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur sich zu freuen und das köstlich frische

Wasser zu genießen. Ganz nahe dieser Quelle tritt nackter Fels zu Tage, ein Trachytporphyr mit glasigen Feldspathkrystallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Wassermasse, fließt sogleich als Bächlein weiter, vereinigt sich bald darauf mit andern zuströmenden Wassern, strömt anfangs in östlicher Richtung unter dem Namen Domlu-su durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dagh lustig und flüchtig, kosend, schäumend und tosend bald zwischen nacktem Felsgestein, bald über grüne Matten, und wendet sich dann im südlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andere Quellströme von allen Seiten zufließen. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Wasser, sieht fast mehr wie ein Canal als wie ein Fluß aus und heißt Kara-su. Auf den Höhen des Giaur-Dagh leben in dem reinem Euphratwasser Forellen, im Kara-su kommen andere Fischarten vor, die einen eigenthümlichen, widerlichen Sumpfgeschmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen Fieber erzeugen soll. Fünf Stunden nordwestlich von der Stadt Erzerum vereinigt sich der Sertschamah-su mit dem Kara-su. Ersterer entspringt von den schneeweißen Gipfeln des Berges Sertschamah, welcher in der Form einer abgestutzten Pyramide sich zwischen dem Sichtschik und dem Kop-Dagh erhebt und nach seiner Form zu schließen wahrscheinlich gleich jenen ein erloschener Vulcan ist. Aus einer Schlucht nahe dem Fuße des Hoscha-Bunar tritt der Sertschamah-su in die Hochebene ein. Er liefert mindestens eben so viel Wassermasse, als der Kara-su, und unterscheidet sich von demselben durch einen viel raschern Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Kara-su nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Domlu-Dagh bis zu dem Fuße des Hoscha-Bunar

oder Kop-Dagh rechnen. Bemerkenswerth ist, daß all' die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene umsäumen und die ersten Euphratwasser bilden, aus trachytischem Gestein, gewöhnlich aus Trachytporphyr gehen, der sonst den Geognosten nicht eben seines Quellenreichthums wegen bekannt ist. Dieser Quellenreichthum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größern Feuchtigkeit der Atmosphäre und der reichhaltigen Niederschläge müssen auch hier Felder und Wiesen, wie in der Ebene von Eriwan, durch künstliche Abzugscanäle bewässert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

VIII.

Das Reisen im türkisch-persischen Hochlande — Die Kurden. Kara-gös. Karawanenskizzen. Sitten und Lebensweise der Pferde. Wölfe, Panther und Tiger. Aasgeier. Kurdische Roßdiebe. Stadt und Hochebene von Hassan-kaleh. Kurdische Wohnungen. Bemerkungen über die Kurden. Naturcharakter. Topra-kaleh. Kloster Utsch-kilissa. Bemerkungen über den armenischen Klerus. Diadin. Die Quellen des Murad. Der Ararat. Kurdische Räuber. Geologisches. Besuch in Bajasid.

Die Reise nach Persien durch das Alpenland Armenien wird gewöhnlich mit der Karawane oder mit Postpferden, seltener in Begleitung eines Tartaren der türkischen Regierung gemacht. Letzterer reist als Courier, wechselt alle vier bis fünf Stunden das Pferd, reitet im großen morgenländischen Schritt oder Galopp, rastet nie über eine Stunde, hetzt manches Pferd zu Tode und legt die Reise von Erzerum nach Tabris, eine Wegstrecke von nahebei 100 Stunden, in der ungeheuern Schnelligkeit von dritthalb Tagen zurück. Engländer haben öfters die Reise auf diese Art versucht und mit britischer Beharrlichkeit ausgeführt. Aber hinterher gestanden sie, daß sie lieber einen vollen Monat lang alltäglich auf die Fuchsjagd reiten, Wettrennen über Barrieren und wiederholte Boxergänge machen wollten, als die Repetition einer solchen Lustreise **à la tartare**.

Die türkische Post hat mit einer derartigen Anstalt im civilisirten Europa nichts gemein als den Namen. Es existiren in der Türkei weder Postmeister, noch Posthäuser, noch Postställe, noch selbst eigentliche Postillone. Auf Vorzeigen eines Fermans der hohen Pforte oder des betreffenden Pascha's ist aber jeder Ortsvorstand angewiesen, die nöthige Pferdezahl für den Bedarf des Reisenden herbei zu schaffen und ihm einen Pferdeführer bis zur nächsten Station mitzugeben. Die Bezahlung ist mäßig. Aber ohne Begleitung eines türkischen Kawassen, welcher von Erzerum bis zur persischen Grenze 500 türkische Piaster kostet, ist die Reise nicht rathsam. Selbst dann ist das Unternehmen nicht ganz ohne Gefahr.

In der Nähe fast aller armenischen Alpenpässe spähen die Luchsaugen der Kurden auf Wege und Wanderer herab. Mit ihren Heerden auf den höchsten Kämmen, Plateaus und Thalwänden lagernd oder schweifend halb nomadisirende Hirten halb Räuber sind die Kurden immer bereit, ihr Wolfsgeheule zu erheben, die zehn Fuß lange Bambuslanze einzulegen und über Reisende und Karawanen herzufallen, so oft bei Schätzung des Widerstandes und der Beute das Verhältniß sich stark zu Gunsten der letztern neigt. Zwar sind die Kurden unendlich friedlicher, zahmer und honetter geworden, seitdem die Paschas mittelst des regulären Nizam Ordnung und Polizei im Lande kräftiger handhaben, als früher mit den Janitscharen. Aber Anwandlungen des alten Räubersinnes befallen die Kurden noch so manchmal, und ihre nomadisirenden Gewohnheiten während der mildern Jahreszeit erleichtern ihnen dieses Handwerk. Rücken die Paschas von Erzerum, Wan, Kars oder Bajasid mit ihren Nizamsoldaten aus, um den Kurden ihren Raub abzujagen oder sie zu züchtigen, so fliehen letztere auf persisches Gebiet, schicken dem Sardar von Tabris einige Geschenke und verweilen dann gewöhn-

lich auf den Grenzgebirgen Aserbeidschans mit ihren weidenden Heerden, bis auch in Tabris, Choi oder Urmia wiederholte Klagen über kurdische Räubereien einlaufen. Abermals bedroht oder gejagt flieht die Nomadenhorde über die wilden Abhänge des Agri-Dagh auf russischen Boden und erlangt vom Grenzcommandanten des Kosakenpostens gegen das gewöhnliche Geschenk einiger schönen Pferde die Erlaubniß auf den Weideplätzen des Ararat ihre Zelte aufzuschlagen. Wird sie auch dort bei dem russischen Natschalnik von Eriwan wegen zufälliger Ausübung ihres Handwerks verklagt, so kann die Horde noch immer eine letzte Zufluchtstätte im Hochgebirge des freien Kurdistan suchen unter dem erkauften Schutz irgend eines dortigen Häuptlings, welchen Entfernung und Unzugänglichkeit der Gebirgswege vor türkischen Nizambesuchen bewahren.

Nicht lange Zeit vor meiner Abreise nach Erzerum war Master Abbott, der englische Consul in Teheran, kurdischen Räubern in die Hände gefallen und sammt seinen Reisegefährten bis auf inclusive das Hemd ausgeplündert worden. Die Sache hatte eine eben so ernste, als komische Seite Man denke sich in Master Abbott einen Mann von großem persönlichen Muth, dessen unzeitige Anwendung ihm hier gleich dem spanischen Señor Don Quixote nichts einbrachte, als eine derbe Tracht Schläge! Man denke sich das mächtige Großbritannien, das seinen Dreizack über alle Meere schwingt und dem Maharadscha von Lahore wie dem Beherrscher des himmlischen Reiches das Gesetz vorschreibt und dennoch hier eben so unmächtig war, die seinem Repräsentanten zugefügte Schmach abzuwenden oder zu rächen, wie einige Jahre früher die grausame Hinrichtung seiner beiden Abgesandten bei dem Usbekenhäuptling von Bochara!

Master Abbott wurde mit seinem kleinen Gefolge unweit Diadin überfallen. Auf den ersten Kurden, welcher mit gefällter

Lanze gegen ihn ansprengte, drückte er eine Pistole ab und fehlte — zu seinem guten Glück. Den Tod oder die Verwundung des Kurden hätte er sicherlich selbst mit dem Leben gebüßt. Zwei kräftige Bambuslanzenstöße, die ihm glücklicherweise nur die Burka, nicht die Haut durchlöcherten, warfen den muthigen Briten vom Pferde. Seine orientalischen Gefährten und Diener hatten keine Anwandlung seines ritterlichen Sinnes und streckten entsetzt über das Schakalgeschrei und die fürchterlichen Gestalten der Kurden ihre Waffen. Die Kurden waren nach ihrer Weise ziemlich großmüthig. Sie nahmen ihnen zwar Pferde, Gepäck und rissen ihnen selbst die Kleider vom Leibe, aber sie ließen ihnen doch das nackte Leben. Und wenn Master Abbott mit Roßpeitschen und Bambuslanzenstäben gräulich salutirt worden, so war das nur Revanche — für den Pistolenschuß. Seinen armenischen Dienern, welche gutwillig das Gewehr gestreckt, geschah kein Leid. Nackt wie unser Ahnherr Adam vor dem Sündenfall wanderten die Reisenden unter dem höllischen Gelächter der von dannen ziehenden Kurden nach dem nächsten Dorf, wo sie von mitleidigen Armeniern dürftig mit Kleidern versehen wurden. Consul Brant in Teheran erhob über diese Geschichte einen gewaltigen Lärm und der Pascha mußte Schadenersatz zahlen. Die Kurden aber zogen sich in die höheren Gebirge nach Süden zurück und spotteten dort in unerreichbaren Schlupfwinkeln sowohl des britischen Consulgrimmes, als der türkischen Paschadrohungen.

Am sichersten, wohlfeilsten und bequemsten macht man die Reise nach Persien mit einer jener großen Handelskarawanen, welche von Erzerum fast jede Woche nach Tabris abgehen und dorthin meist englische Baumwollzeuge und Manufacturwaaren bringen, auch böhmisches Glas, Tücher und Pelze der Leipziger Messe, selbst Nürnberger Spielwaaren u. s. w. Die schwächsten dieser Karawanen zählen gewöhnlich 2—300, die stärksten bis 900

Pferde. Maulthiere werden hiezu selten verwendet, und Kameele sah ich nur bei einer einzigen Karawane zwischen Salmas und Choi, die aber die türkische Grenze nicht überschritt. Im Durchschnitt kommt auf 3 oder 4 Pferde ein Führer, welcher entweder zu Fuße geht oder hinten auf dem Packsattel kauert und gewöhnlich mit einem Feuergewehr, oft auch mit Dolch und Säbel bewaffnet ist. Führt eine solche Karawane Waaren von besonderm Werth, so gibt ihr der Pascha in der Regel noch einen Kawassen zur Begleitung, der mit einer langen Lanze, auf welcher oben gewöhnlich ein Roßschweif befestigt ist, an der Spitze der Colonne reitet und den Kurden ein Warnungszeichen sein soll, daß sie sich nicht etwa nach einem Gut gelüsten lassen, welches der Muschir von Erzerum unter seinen besondern Schutz gestellt hat und dessen Antastung er auf türkische Art rächen würde. Mehr noch, als die Anwesenheit des Kawassen, schützt aber die Karawanenzüge ihre eigene Stärke. Denn so zahm und feige auch der Armenier im Allgemeinen sein mag, so vertheidigt er doch sein Eigenthum und das ihm anvertraute fremde Gut, für welches er haften muß, fast so tapfer, wie die Löwin ihre Säuglinge, und weicht nur einer großen Uebermacht, welche die Kurden in diesen Gegenden nicht leicht zusammenbringen können, da ihre einzelnen Lager oder Horden nicht sehr zahlreich sind und die mächtigeren Häuptlinge nicht in der Nähe der großen Karawanenstraße zu streifen wagen. Gegen nächtliche Diebereien der Kurden ist freilich selbst die stärkste Karawane trotz ihrer Wachsamkeit nie gesichert. In dieser Kunst stehen die Kurden den Steppenindianern Amerika's und den Hadschuten der afrikanischen Meditscha um kein Haar breit an Pfiffigkeit und gewandter Schnelligkeit nach. Wir selbst erlebten hart an der türkisch-persischen Grenze ein Beispiel kurdischer Diebesgeschicklichkeit von der ergötzlichsten Art.

Die Karawane, mit welcher ich über Hassan-Kaleh und Diadin die Reise nach Persien machte, stand unter der Führung eines reichen Armeniers Namens Kara-Göß d. h. „Schwarzauge." Er führte diesen Namen mit Recht, denn ein großes unheimliches, leicht schielendes kohlschwarzes Augenpaar war das erste, was mir an seiner kurzen, stämmigen Figur auffiel. Hernach erst bemerkte ich, daß er auch verwachsen war und hinkte. Sein höchst ungünstiges Aeußere vernichtete aber nicht das Ansehen, welches er in Erzerum genoß. Wie sehr auch körperliche Schönheit und eine männlich imposante Gestalt im Morgenland geschätzt sind, der Reichthum hat noch immer mehr Gewicht, und in unverminderter Ehre steht dort Hadschi-Baba's des Persers Spruch:

„Ihr dürft das liebe Geld nur zeigen,
Und jedes Haupt wird sich ihm neigen,
Die Schale mit dem größeren Gewicht,
Ihr widersteht der Eisenbalken nicht."

Kara-Göß brachte dem Muschir von Erzerum alljährlich ein schönes Roß von turkomanischer oder karabagscher Race zum Geschenk, wurde dann bei dem Großwürdeträger von drei Roßschweifen zum Handkuß vorgelassen und drückte bei dieser Gelegenheit jedem Schreiber, Thürsteher und Diener des Paschaserails ein klingendes Bakschisch in die offenen Hände. Das empfahl ihn so gut in türkischer Gunst, daß das Giaurthum des schwarzaugigen und buckeligen Raja darüber ganz vergessen wurde, und seine Wünsche in Betreff des Schutzes der Karawane leicht Gewähr fanden. Er führte den stolzen Titel Kariwan-Baschi d. i. Befehlshaber einer Karawane und wollte dieser Würde gemäß behandelt sein.

Der russische Viceconsul von Erzerum, welcher selbst großartigen Speditionshandel treibt und sich dieses reichen und an-

gesehenen Armeniers für seinen Waarentransport nach Tabris vorzugsweise bedient, hatte ihn in meine Wohnung geschickt, um wegen des Preises für meine Mitreise zu unterhandeln. Ich verlangte sechs Pferde, Platz unter dem Hauptzelt und die tägliche Ration von Kara-Göö' Küche. Der Preis, welchen der Armenier forderte, überstieg aber das Doppelte dessen, was einige Wochen zuvor ein persischer Karivan-Baschi, der in gleicher Richtung zog, verlangt hatte. Als ich Kara-Göö die Unbilligkeit seiner übertriebenen Forderung vorhielt, blinzelte er mit seinen finstern schwarzen Augen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Karawane, welche Kara-Göö befehligte, bestand aus 360 Pferden, wovon die Hälfte sein Eigenthum war. Die übrigen Pferde hatten andere Eigenthümer, größtentheils Armenier, welchen Kara-Göö einen Theil der Waaren, die ihm der russische Consul als Frachtgut übergeben hatte, anvertraute. Einige dieser Armenier speculirten auf eigene Rechnung. Mit einem derselben, Namens Karapet Bedochil, trat ich in Verkehr und schloß noch am Abend vor dem Aufbruch der Karawane den Handel ab. Wir verließen Erzerum in der Mittagsstunde, ritten über ein Querjoch der Höhenkette, welche die Hochebene von Erzerum gegen Osten vom Plateau von Hassan-Kaleh scheidet, und erreichten gegen Sonnenuntergang die Karawane, welche in der Nähe des Städtchens Hassan-Kaleh lagerte. Das Wetter war heiter, die Temperatur auf diesem sehr hoch gelegenen armenischen Alpenplateau ungemein lieblich. Von hier ging es in sehr kleinen Tagmärschen weiter. Die Karawanen reiten im Sommer stets bei Nacht, machen in der Regel drei bis vier Wegstunden, lagern kurz nach Sonnenaufgang und lassen dann ihre Pferde bis zwei Stunden nach Mitternacht auf der Weide grasen und ruhen. Im Winter, wo mit Gerste gefüttert wird, machen

sie täglich die doppelte Wegstrecke und übernachten in Dörfern oder Städten. Abgesehen von der Langsamkeit — wir brauchten von Erzerum nach Tabris volle 27 Tage — hat diese Reiseart für einen, welcher das Land und die Natur nicht blos im flüchtigen Vorübereilen beobachten will, viel Angenehmes. Während der Ruhe des Tages hatte ich Zeit und Muße, die Berge in der Nähe des Bivouaks zu durchstreichen, die Formationen des Gesteins zu studiren, zu jagen und auf den Abhängen schöne Alpenpflanzen und seltene Insecten zu sammeln.

Eine der interessantesten Seiten des Karawanenreisens ist auch das Studium der Thiersitten, wozu sich hier ausgezeichnete Gelegenheit bietet. Die Karawanenthiere haben das Eigenthümliche, daß sie überaus stark an ihren Gewohnheiten hängen, die geregelte Ordnung respectiren, die Geselligkeit lieben, für alle Bekannte und Freunde, gleichviel ob zwei- oder vierbeinig, besondere Anhänglichkeit zeigen, dabei sehr ungastlich sind und fremde Vierfüßler nicht leicht in ihrem großen Familienkreis dulden. Diese Bemerkung gilt zunächst von den Pferden. Die Maulthiere, Esel und die kleinen Dromedare, welchen man erst in Persien begegnet, haben ihre besondern Charakterzüge und bedürfen einer ziemlich verschiedenen Behandlungsweise.

Ohne die Gelehrigkeit der Karawanenpferde, ohne ihren Respect vor herkömmlichen Gewohnheiten würde es ungemein schwer sein, bei Aufbruch und Ankunft der Karawane, wo in der Regel großer Lärm herrscht und hunderte von Menschen- und Thierstimmen durcheinander schreien, unter einer solchen Masse die nothwendige Ordnung zu erhalten. Doch der milde und fügsame Charakter des orientalischen Pferdes bei all' seinem Feuer kommt diesem Zweck sehr zu statten. Die boshafte, heimtückische Gemüthsart der Mustangs in den amerikanischen Pampas ist ihnen fremd, ebenso der stierköpfige Eigensinn der Walachen-

und Kosakenpferde in den Donau- und Donsteppen, wo Stimme und Schlingen des Tabnutschik sich mit Mühe Gehorsam verschaffen in der wilden ausgelassenen Heerde. Die an die ungebundene Freiheit ihrer Steppenrepublik gewöhnten Rosse würden sich dort der Karawanenzucht und dem Packsattel nicht so leicht fügen.

Jedes Karawanenpferd hat eine Schelle am Halse, deren Läuten es verrathen würde, wenn es sich etwa gelüsten ließe, während des Marsches auf die Seite zu gehen oder von der Weide sich in die Berge zu entfernen. Ein solches Vergehen kommt aber stets nur bei Neulingen vor. Das eingewohnte und geschulte Packpferd gibt nur höchst selten Anlaß zur Klage. Kaum hat der Karivan-Baschi zwei Stunden nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch gegeben, so verkünden helles Wiehern, Schnauben und Klingeln der von der Weide zum Lager getriebenen Pferde, daß sie alle bereit, frisch und marschirlustig sind. Mitten in der Dunkelheit der Nacht entsteht nun im Bivouak ein Leben und ein Lärmen, welches dem Reisenden keinen Schlummer gönnt, selbst wenn er gerne fortschlafen möchte, bis das letzte Pferd bepackt und das Zelt aufgeladen ist. Die so klugen und gelehrigen Thiere wissen trotz der Finsterniß stets ihren rechten Stand in der Nähe des Herrn, dem sie gehören, und der Knechte, die sie striegeln, tränken und beladen, zu finden. Mitten in dem Lärm und dem Gewühle der schreienden Menschen steht das Thier unbeweglich still, bis der Packsattel und die Waarenbürde, welche nach beiden Seiten hin die rechte Balance haben muß, aufgeladen sind. Das ist immer das Werk weniger Secunden, denn die Packleute haben den Griff los. Mit einem einzigen Schwung und Tactschrei heben je zwei Männer die Ladung in die Luft und werfen sie auf den Packsattel. Kaum spürt das Pferd die Last auf dem Rücken, so geht es allsogleich von selber

weiter, eines dem andern folgend, nie zwei neben einander. Das best' dressirte russische Soldatenregiment kann nicht regelrechter, in gleichmäßigerm Tempo, genauer gemessenem Schritt und geraderer Linie marschiren, d. h. in Gegenden, wo die Beschaffenheit des Terrains und die Richtung des Gebirgspfades es gestatten. Kommt durch irgend einen Zufall einige Verwirrung in die Colonne z. B. durch den Sturz eines Pferdes auf schlüpfrigem Weg oder durch eine in entgegengesetzte Richtung ziehende Karawane, so hält das Thier, welches dem Verwirrungspunkt am nächsten steht, still, und sein Nachfolger ebenfalls. Die ganze Pferdecolonne macht halt, das Geläute verstummt und die bepackten Vierfüßler stehen so festgebannt, wie die steinernen Rosse vor dem römischen Quirinal, ohne der starken Faust eines Bändigers zu bedürfen. Ist der Grund der Verwirrung gehoben, so setzen sich die Pferde eines nach dem andern von selber wieder in Bewegung. Im gleichförmigen Marschtritt geht es wieder vorwärts und der gleichförmige Klingklang der Schellen hallt wieder durch die weite menschenleere Wildniß der armenischen Alpen.

An die Spitze der Linie stellt man gewöhnlich die ältesten, erfahrensten und klügsten Pferde. Der Führer ist in der Regel ein langmähniger Patriarch, welcher das wandernde Metier schon einige Jahrzehnte treibt, genaue Landes- und Ortskenntniß hat und auf seine Erfahrung, seine Pferdeweisheit mit Recht stolz ist. Nie verirrt sich derselbe, nie scheut er, wenn etwa ein Felsblock von bizarrer Form oder ein Todtengerippe am Wege liegt oder selbst Kameele, gegen welche die Pferde eine besondere Antipathie haben, vorüberziehen. Auch wenn ein Gewitter am Himmel grollt und zuckende Blitze, Hagel und Regen die jüngeren Thiere erschrecken und unruhig machen, kommt der Führer-Gaul nicht aus der Fassung. Das Beispiel des Vorgängers aber wirkt

beruhigend und beschwichtigend auf den Nachfolger, während die Unruhe des Führers sich eben so schnell auf die Hinterpferde fortpflanzen und Unruhe und Verwirrung in die ganze Marschcolonne bringen würde. Ortskenntniß und Instinct leiten den Patriarchen selbst in der schwärzesten Nacht, wenn finstere Wolken jede Himmelskerze umhüllen, vollkommen sicher. Hemmt ein Fluß oder reißender Wildbach den Weg, so hält der Führer-Gaul so lange still, bis der nächste Reiter die seichteste Uebergangsstelle erkundet hat. Letzterem folgen dann der Patriarch und die Veteranen, die Eingewöhnten und zuletzt die Neulinge des Packtrosses watend oder schwimmend. Freilich läuft das nicht immer ohne Gefahr und Unfall ab. Bei starker Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen haben die Wildbäche oft eine furchtbare Gewalt und reißen die schwimmenden Thiere in die Strömung fort. Doch retten Instinct und Klugheit sie in den meisten Fällen.

Einen lustigen Eindruck gewährt das Begegnen einer fremden Karawane, welche von entgegengesetzter Richtung kommt. An der Spitze des Zuges reitend hört man bei stiller Nacht den Schall ihrer wandelnden Glocken gewöhnlich aus bedeutender Entfernung. Einige der Reiter, welchen die Obhut der Karawanenspitze anvertraut ist und die im Falle einer drohenden Gefahr z. B. eines Angriffs kurdischer Räuber oder eines Ueberfalls von Wölfen alsogleich durch Schüsse Lärmsignale geben und Hülfe oder Widerstand leisten, reiten in der Dunkelheit oder Dämmerung voran, um wo möglich zu recognosciren. Sind die entgegenkommenden Karawanenleute Freunde, Bekannte oder mindestens Glaubensgenossen, so grüßt man sich und plaudert beim Vorübergehen. Die Karivan-Baschis aber machen sich gegenseitig eine ceremonielle Reverenz und tauschen sich ihre Neuigkeiten aus von Trebisond und Tabris über den Stand des Handels und über politische Vorgänge, insofern letztere auf den Ver-

kehr und die Sicherheit der Straßen Bezug haben Manchmal schließt man wohl auch in der Schnelle einen Handel ab, theilt sich Provisionen mit und kauft oder verkauft Pferde, je nach dem Bedürfniß des Einen oder Ueberfluß des Andern. Gehören die sich begegnenden Karawanen Männern verschiedener Nationalität und Religion, so wird höchst selten verkehrt. Kaum bietet man sich den orientalischen Gruß; gewöhnlich reitet man schweigend vorüber. Die Schiiten tartarischen Stammes besitzen ein gut Theil von dem türkischen Hochmuth und Fanatismus, und die Armenier sind zwar verträgliche und friedfertige Leute, haben aber seit dem Besuch der russischen Heere die übertriebene Demuth von ehemals abgestreift. Der armenische Karivan-Baschi ist sich des Einflusses vollkommen bewußt, den ihm sein Reichthum und der kräftige Schutz der europäischen Consulate verleiht. Die Moslims bei den Karawanen aber haben den frühern unerträglichen Hoch- und Uebermuth gegen die Raja, welcher gerade in Anatolien den äußersten Grad erreicht hatte, beträchtlich herabgestimmt. Das Verhältniß zwischen Christen und Mahomedanern in Persien ist, wenn noch lange kein freundschaftliches, doch ein leidliches geworden, und das verdankt man — will man gerecht sein — den Russen und Paskewitschs siegreichem Degen, welcher auch dort den Hochmuth der Schiiten hoffentlich für immer gebrochen hat.

Die Karawanenpferde sind in Bezug auf Toleranz gegen Fremde ihres Standes und Geschlechts nicht besser, als ihre Herren. Sie können Pferde, welche nicht zu ihrer speciellen Sippschaft gehören, nicht ausstehen. Lagern zwei Karawanen zufällig in der Nähe beisammen, so beobachten sich die weidenden Thiere mit gespitzten Ohren, galoppiren wiehernd auf und ab mit offenen Nüstern und gesträubten Mähnen und verrathen damit ihre Rauflust. Dies geschieht namentlich, wenn in dem

einen Lager oder vielleicht in beiden sich Hengste befinden, auf welche selbst die Castraten neidisch und erbost sind. Doch wenn auch keine geschlechtliche Eifersucht sich einmischt, zeigen doch die meisten jüngeren und feurigeren Pferde einen nicht geringen Grad von Händelsucht, sobald sie Fremde sehen. In diesem Falle vergessen sie am häufigsten Zucht und Gehorsam und bleiben taub gegen die Stimmen der Hüter. Plötzlich sprengt das hitzigste Roß, das seine Kampflust nicht länger bändigen kann, in wilden Sätzen herausfordernd gegen die Weide des andern Lagers vor. Seine feurigsten Kameraden folgen ihm als Schildknappen und Secundanten. Kampfmuthiges Wiehern fordert wie eine trompetenschmetternde Heroldsstimme die Tapfersten der Gegner zum Streite. Die Ausforderung wird gewöhnlich angenommen und der Heroldgruß von der andern Seite mit eben so jauchzendem Wiehern erwiedert. Schnaubend und bäumend stürmt in gewaltigen Sätzen ein hochbeiniger Turkomanier dem feuerfarbigen Hengst von Erzerum oder dem Silberschimmel von Karabagh entgegen. Hauend und beißend treffen sich die Gegner und jeder sucht den andern an der Seite zu fassen. Wiehernd und schäumend brausen die Gefährten um die Kämpfenden herum. Die Pferde von jeder Karawane halten gegen Fremde brüderlich zusammen und das Turnier würde bald zu einer allgemeinen Schlacht werden, wenn nicht das Geschrei und die Flüche der herbeieilenden Hüter von drohend geschwungenen Roßpeitschen unterstützt die feindlichen Pferdeparteien rechtzeitig aus einander brächten.

Wenn zwei Karawanen sich auf dem Marsche begegnen, zeigt sich dieser feindselige Haß gegen die Fremden nicht. Die Pferde sind dann des Ordnungszwangs, der Disciplin sich bewußt und verrathen keine Rauflust. Mit gespitzten Ohren, aber friedlich, gehen die bepackten Colonnen im ruhigen Klingklang an einander

vorüber. Mitten durch das Schellengeläute dringt zuweilen das verliebte Wiehern eines Hengstes, aber Zaum und Gebiß und nöthigenfalls Peitsche und spitze Eisensporen dämpfen seine heißen Triebe. Unser türkischer Kawaß ritt einen jungen prächtigen Rappenhengst, der in den besten Jahren und inmitten einer Fülle von Alpenkräutern natürlich auch bei besten Kräften war. Dieser Fremdling unter der übrigen Heerde mußte immer besonders angebunden werden, weil die Eifersucht der übrigen ihn nicht auf der Weide duldete. Auch Neulinge haben gewöhnlich anfangs einen schweren Stand. Kara-Göös kaufte im Laufe der Reise in den Kurdendörfern Pferde ein, welche von den eingewöhnten Rossen auf der Weide anfangs sehr arg maltraitirt wurden und bei all' ihrer Jugend und Stärke sich der Bisse und Hufschläge, die sie von allen Seiten bedrohten, kaum erwehren konnten. Auch hier mußte die Roßpeitsche manchmal einschreiten, um den Uebermuth der rauflustigen Veteranen zu bändigen, die Rekruten zu schützen und die Ordnung herzustellen.

Zuweilen kommt der Fall vor, daß in den sich begegnenden Colonnen auch unter den Vierfüßlern alte Freunde und Bekannte sich erkennen, welche früher zu einer und derselben Karawane gehörten, vielleicht sogar in demselben Stalle geboren, auf derselben Weide herangewachsen waren und die sodann durch Kauf und Tausch verschiedener Karivan-Baschis ihre Herren und Lager wechselten. Ein treues und dankbares Gedächtniß scheint auch zu den Charakterzügen des orientalischen Pferdes besonders in den Karawanen zu gehören. Ein eigenthümlich helles Wiehern verräth selbst unter dem Packsattel manchmal die freudige Ueberraschung, wenn so unverhofft auf der Reise sich Jugendgespielen, dieselben Kameraden, welche Jahre lang Last und Lust, Packleiden und Weidefreuden mit einander getheilt hatten, sich wieder begegnen und wieder erkennen.

Karapet-Bedochil überließ mir für diese Reise, wie ausbedungen war, eines seiner jüngsten und besten Pferde. Es war eine braune Stute von mittlerer Größe, feinen Formen und leichter Bewegung. Die Gemüthsart dieses Thieres war überaus sanft, solange man seine Gewohnheiten respectirte. Im entgegengesetzten Falle zeigte es sich sehr störrig und es bedurfte einiger Zeit, bis ich es gewöhnen konnte, in einem andern Schritt als dem der Karawane zu gehen und vom Zuge sich zu entfernen.

Das Reiten mit einer Karawane in Reih' und Glied ist ziemlich langweilig. Wenn der Morgen heraufdämmerte und der erste Sonnenstrahl das grüne Alpenplateau illuminirte, ritt ich gerne auf eine der Anhöhen zur Seite des Weges, um die Landschaft zu betrachten und mein Auge zu weiden an dem malerischen Anblick der Kurdenlager und des Karawanenzuges. Mein Pferd theilte nie mein Vergnügen. Es kostete manchen Sporenstreich, um es zu gewöhnen, selbst nur für wenige Minuten aus der Gesellschaft der seinigen zu scheiden. Die Liebe zur Geselligkeit, die Scheu gegen die Einsamkeit ist einer der auffallendsten und rührendsten Charakterzüge dieser Thiere. Zuweilen blieb ich hinter der Karawane zurück, wenn ich eine interessante Stelle fand, wo die Felsbildung oder die Gebirgsvegetation zur Betrachtung und zum Sammeln einlud. Das Pferd wurde am nächsten Felsen festgebunden, schaute aber immer unverrückten Auges der verschwindenden Karawane nach. Waren die letzten Nachzügler aus dem Gesichte, so spitzte es die Ohren noch so lange, als es das Schellengeläute hörte. War auch dieses verstummt, so senkte es traurig den Kopf und blickte fragend und klagend auf seinen botanisirenden Reiter. So große Mühe es kostete, das Thier seitwärts oder rückwärts zu lenken, so wenig bedurfte es irgend einer Anregung, wenn es galt die Karawane wieder

einzuholen. Die braune Stute zeigte dann plötzlich das Feuer des orientalischen Renners und galoppirte, als hätte sie Flügel, bis der Schellenklang wieder hörbar wurde. Beim Wiedersehen der seinigen brach das gute Thier in frohes Wiehern aus.

Den kurdischen Roßdieben, welche bei einbrechender Nacht das Karawanenlager umschleichen, ist diese Liebe der armenischen Pferde zum geselligen Beisammensein ziemlich hinderlich. Sie erscheinen daher immer gleichfalls beritten und die Pferde, deren sie sich bei solchen Besuchen bedienen, sollen immer gestohlene Karawanenpferde sein, welche sie zu ihren Zwecken abgerichtet. Dem weidenden Pferd wird eine Schlinge um den Hals geworfen und während einer der Diebe das Ende des Strickes festhält, das gefangene Pferd mit sich fortzieht, treibt es ein anderer Kurde mit der Roßpeitsche vorwärts. Die armenischen Hüter geben durch Schießen ein Lärmzeichen und jagen mit ihren besten Pferden den Dieben nach. Haben sie dieselben eingeholt, so suchen die Armenier anfangs mit guten Worten oder Drohungen die Kurden zur gutwilligen Rückgabe ihres Raubes zu bewegen. Von ihren Feuerwaffen machen sie nur in den äußersten Nothfällen Gebrauch, da sie nicht ohne Grund die Blutrache der Kurden fürchten.

Viel weniger gefürchtet, als die Diebereien oder gewaltsamen Ueberfälle der Kurden, sind die Angriffe von Wölfen im Winter. Nur sehr großer Hunger treibt dieses Raubthier, dessen Charakter im Ganzen feiger und furchtsamer ist als man es sich gewöhnlich denkt, bisweilen zur Desperation und zur Ueberwindung der Scheu vor dem Menschen. Alsdann ereignen sich wohl einzelne Fälle, daß ein Rudel heißhungeriger Wölfe sich zusammenschaart, in die marschirende Colonne einbricht und in größter Eile einige Pferde zerfleischt und in Stücken reißt, bevor die Schüsse der herbeieilenden Reiter sie verjagen. Sehr

klug wissen die Wölfe ihren Angriff nach der zugänglichsten und unbewachtesten Seite der Colonne zu richten, wo keine Feuergewehre in der Nähe sind. Der Fall kommt übrigens durchschnittlich in einem Jahrzehnt kaum einmal vor und dann immer nur bei einem sehr langen und hartnäckigen Winter, welcher die Heerden von der Weide fern hält. Weit öfters kömmt es vor, daß im Sommer sich einzelne Wölfe unter die weidenden Karawanenpferde schleichen. Der wunderbare Instinct der letztern läßt sie aber schnell den Feind erkennen. Sie rennen eiligst zusammen, bilden einen Kreis, die Köpfe nach Innen und die Hinterfüße nach Außen gekehrt. Gelingt es dem Wolfe nicht, gleich beim ersten Anspringen einem der weidenden Pferde die Kehle abzureißen, so ist sein Versuch gewöhnlich umsonst. Denn der geschlossene Kreis begrüßt ihn mit wüthenden Hufschlägen, und macht sich der Wolf nicht eiligst aus dem Staube, so verfällt er der Kugel des herbeieilenden Hüters. Immer wagt der Wolf den Angriff nur bei Nacht. Am Tage ist er fast eben so feige wie der Schakal.

Von andern Raubthieren haben die Karawanen zwischen Erzerum und Tabris nichts zu fürchten. Die Schakale sind schwach und furchtsam, und wenn sie im Winter gleich den Hyänen den Karawanenzügen folgen, so geschieht es nur um das Aas gefallener Pferde zu verspeisen. Bären sind in den armenischen Hochalpen seltener als in der Waldregion gegen Lasistan und Kolchis, wo sie wohl Schafe und Ziegen zerreißen, aber niemals Pferde angreifen. Zwischen Tabris und Teheran und noch mehr südlich auf dem Wege nach Ispahan wächst die Gefahr. Es treten statt der Kurden die Turkomanen, statt der Wölfe Panther und Tiger als nächtlich lauernde Feinde auf. Im Ganzen ist die Zahl dieser Raubthiere freilich viel geringer und ihre Scheu vor dem Menschen größer, als sie sich der eu-

ropäische Leser gewöhnlich denkt. Ich habe später in Persien mit Karawanenführern gesprochen, welche seit dreißig Jahren zwischen Tabris und Teheran ab und zu reisen und nie von Raubthieren belästigt wurden. Andere wußten nur von sehr seltenen Fällen zu erzählen, wo Panther oder Tiger bei Nacht in die Kameelheerde eingefallen und einzelne Thiere zerfleischt hatten. Der häufigste Standort des Panthers ist das prächtige Waldland Masenderan, durch welches nur kleine Karawanen ziehen. In der Turkomanenwüste, in Khorasan und auf dem Wege zwischen Ispahan und Schiras tritt der Tiger einzeln ziemlich häufig auf und soll dort den Karawanen bei Nachtzeit noch heute gefährlich sein. Von andern Thieren, welche den Karawanenzügen regelmäßig folgen, wüßte ich nur der Raben und Aasgeier zu erwähnen, welche im Winter die Excremente, im Sommer das Fleisch der gefallenen Pferde verzehren. Wie bei dem Heereszuge nach Konstantine die leichenwitternden Raubvögel über der Expeditionscolonne schwebten, so sah ich auch in Armenien und Persien denselben weißköpfigen Geier (Vultur fulvus) in ungeheurer Höhe über der Karawane segeln, und so oft ein Pferd sterbend fiel, senkten sogleich Dutzende dieser Raubvögel die mächtigen Schwingen und ließen sich auf die Leiche nieder.

Die Karawanenthiere, selbst die Hunde, sind mit diesen Aasvögeln ziemlich befreundet oder dulden wenigstens aus Gewohnheit ihre Nähe. Vielleicht ist noch irgend eine unerklärbare Sympathie im Spiel, vielleicht erkennt das Pferd im Aasgeier Sarg und Todtengräber zugleich, wenn sein bester Theil einmal in den Bauch des Vogels übergeht. Oefters sah ich den kleinen Aasgeier (Cathartes percnopterus), wenn er sich vom Fleische irgend eines todten Thieres recht satt gefressen hatte und träge sein Gefieder blähte, auf dem Rücken eines Pferdes Platz nehmen. Die Pferde, welche bei großer Hitze, wenn sie

sich auf der Weide gesättigt hatten, in dichten Haufen regungslos beisammen standen und mit gesenkten Köpfen unter dem Bauche des Nachbars Schatten und Kühle suchten, schienen den sitzenden Aasvogel sehr gerne zu dulden und ihm zu lieb bewegten sie sich nicht einmal, um ihn in seiner Verdauung nicht zu stören. Auch Raben sah ich zuweilen vertraulich auf dem Rücken der Pferde und Dromedare. Aehnliche Vertraulichkeit beobachtete ich in Nordafrika zwischen Aasgeiern und Kühen, Raben und Schweinen. Dr. Knoblecher berichtet von den Nillanden Centralafrika's, daß er dort oft Wat- und Schwimmvögel, besonders Silberreiher, Ibisse u. s. w. auf dem Rücken der Elephanten beobachtet habe. Das armenische Karawanenpferd hat einen natürlichen Haß und starken Widerwillen nur gegen eine einzige Thierart: das Kameel. Letzteres kann seinerseits das Pferd nicht ausstehen. Selbst in Karawanen, wo beide Thierarten vertreten und an gegenseitigen Anblick längst gewöhnt sind, erhält sich diese Antipathie. Pferde und Kameele gehen, wenn man ihnen nur einigermaßen freien Willen läßt, stets getrennt zur Weide. Lange Gewohnheit des Beisammenseins hält sie wohl von feindseligen Ausbrüchen ab, aber ein Beispiel selbst von mäßiger Freundschaft zwischen beiden Thieren ist mir im Laufe meiner orientalischen Reisen nie bekannt geworden.

Am 18. Junius nach 3 Uhr Morgens weckte mich auf dem Paßinplateau des armenischen Hochlandes das Geklingel der von der Weide kehrenden Pferde. Es war die erste Nacht, welche ich in einem Karawanenlager zugebracht. Des Lärmens und des neuen Schauspiels noch ungewohnt betrachtete ich mit Interesse durch den ersten dämmernden Frühstrahl das seltsame Bild. Kara-Göß, der Karivan-Baschi, hatte sein großes Zelt im Centrum des Lagers aufgeschlagen. Die im Viereck aufgeschichteten Waarenballen bildeten um uns eine Verschanzung, welche uns

im Falle eines kurdischen Angriffs als Festung dienen konnte. Gegen feindliche Kugeln gedeckt hätten die mit Feuergewehren bewaffneten Armenier hinter dieser Mauer die Vertheidigung geleitet. Kara-Göß benahm sich ganz wie ein Pascha. Er warf seine kleine mißgestaltete Figur stolz in die Brust und hatte stets ein kleines Gefolge von bewaffneten und berittenen Knechten um sich, denen er mit kreischender Stimme seine Befehle zuschrie. Ihm zunächst an Ansehen und Würde standen die Kadirtschis*) oder Pferdeeigenthümer der Karawane, welche ihre Thiere theils an Kara-Göß vermiethet, theils auf eigene Rechnung befrachtet hatten. Diese Männer respectirten zwar die Autorität des Karivan-Baschi, ließen sich aber von ihm doch nicht so viel gefallen, wie die gemeinen Packknechte, gegen welche bei einreißender Unordnung im Zuge oder bei Unfällen z. B. wenn ein Pferd stürzte, ein Packsattel brach oder durch Pferdekämpfe auf der Weide Verletzungen vorkamen, Kara-Göß den ganzen Vorrath seiner schwarzen Galle ausspritzte, und die gewöhnlich seine heftigen Droh- und Schimpfworte im Gefühl ihrer Abhängigkeit und Armuth geduldig hinnahmen. Unter unsern Kadirtschis war kein Türke, unter den Knechten ziemlich viele Lasen und sogar einige Kurden. Der Grad von Ansehen und Respect, dessen die verschiedenen Kadirtschis genossen, hing ganz von der Zahl der Pferde ab, welche ihnen gehörten. Karapet-Bedochil, von dem ich Pferde gemiethet hatte, war vielleicht das dümmste Individuum unter den anwesenden Zweifüßlern. Da er aber nächst Kara-Göß über die meisten Vierfüßler verfügte, so nahm er auch nach dem Karivan-Baschi den ersten Rang ein. Wir hatten freilich noch eine Person mit uns, deren bloße Erscheinung im Lande mehr imponirte, als die unseres buckligen

*) Kadirtschis heißen im Türkischen gewöhnlich die Maulthiertreiber.

Karivan-Baschi's und sämmtlicher Kadirtschis zusammengenommen. Es war der türkische Kawaß, welchen der Seraskier Kiamil Pascha als Beschützer durch das Kurdenland uns mitgegeben hatte. Derselbe sollte gleichsam die Würde der hohen Pforte repräsentiren und in allen gefährlichen Gegenden mit seiner langen Lanze und dem wehenden Roßschweife an der Spitze des Zuges reitend ein Warnungszeichen für die Kurden sein, sich eines Gutes nicht gelüsten zu lassen, welches der mächtige Seraskier von Erzerum unter seinen besondern Schutz gestellt hatte. Dieser Kawaß war trotz seiner athletischen Figur ein sehr gutmüthiger und phlegmatischer Türke, welcher keinerlei Art von Arroganz zeigte und durch seine Gegenwart die Autorität des Karivan-Baschi mehr zu stärken und zu erheben als zu beschränken suchte.

Das Städtchen Hassan-Kaleh ist am Nordrand am Fuße eines sehr hohen Felsens gelegen. Es hat ein ärmliches, elendes Ansehen. Seine Ringmauern sind ganz zerfallen, über ein Dritttheil seiner Häuser liegt in Trümmern. Auch die alte Festung, welche den Gipfel des Felsens krönt, zeigt nur trostlose Ruinen. Dieser stark ausgesprochene Charakter von Verödung und Verfall nimmt in Städten und Ortschaften mehr und mehr zu, je näher man der türkisch-persischen Grenze kommt. Auch bei Hassan-Kaleh entspringen Thermalquellen und Säuerlinge. Schwerlich ist irgend ein bekanntes Gebirgsland der Welt mit einem ähnlichen Reichthum von mineralischen Wassern gesegnet wie Armenien. Die heißesten Quellen haben 32° R. Es befinden sich daselbst zwei Bäder, welche von Gästen der Nachbarschaft zahlreich besucht werden. Man hielt sie wie alle natürlich warmen Bäder im Orient heilsam für alle Uebel.

Hassan-Kaleh soll eine der alten genuesischen Stationen und das Castell von diesen unternehmenden Handelsleuten des

Mittelalters erbaut sein. Ob der Architekturstyl hiefür einen genügenden Beweis liefert, hat noch kein zuverlässiger Kenner ausgesprochen. Der Engländer Hamilton, der sich auf Bauwerke versteht und Hassan-Kaleh besucht hat, hat hierüber nichts Bestimmtes ausgesprochen. Ritter ist geneigt, Hassan-Kaleh wirklich für einen der festen Plätze der Genuesen zu halten, deren grandiose Baudenkmale vom Genueser-Thurm in Pera an bis nach Trapezunt und der taurischen Halbinsel bekannt genug sind und die ihre befestigten Stationen wahrscheinlich weit bis in das Innere von Asien versetzt hatten. Bekanntlich werden die großartigen Burgruinen im Norden von Gumysch-Haneh, welche noch heute den Namen Genis-Kaleh d. h. Genueser Schloß führen, so wie Baiburt, Ispir, Erzerum, Bajazid mit ihren alten Castellen für solche genuesische Stationen gehalten. Selbst tief in die persische Provinz Aserbeidschan hinein bis an die Ufer des Urmiasee's versetzt die orientalische Sage die Linie von genuesischen Bauten und beweist wenigstens die Erinnerung an dieses einst so einflußreiche und unternehmende Handelsvolk. Auch viele Chane und Karawanserais auf dieser Linie werden ihnen zugeschrieben.

Einige Forscher neigen sich zur Ansicht, daß an der Stelle von Hassan-Kaleh die wahre alte Theodosiopolis gestanden, welche sonst identisch mit der Stadt Garin, dem modernen Erzerum gilt. Aber das Zeugniß von Moses von Chorene, die Bauart der Bäder und der Mangel an alten Ruinen sprechen gegen diese Hypothese.

In dem gegenwärtigen elenden Zustande ist die Festung von Hassan-Kaleh einer Vertheidigung gegen europäische Artillerie nicht mehr fähig, auch wird sie von den Höhen der Nachbarschaft gänzlich dominirt. Die Russen besetzten sie am 24. Juni 1829 ohne Widerstand. Schon damals war das Städtchen in

einem sehr heruntergekommenen Zustande und zählte nur 80 Familien. Seitdem ist es noch mehr verödet und entvölkert. Der kleine Hassan-Kalehfluß, welcher dicht am Städtchen vorüber fließt, liegt 5140 P. F. über der Fläche des schwarzen Meeres.

Das Passinplateau ist weniger breit als die Hochebene von Erzerum, aber von fast gleicher Länge. Die Gebirgsketten, welche die Ränder im Süden und Norden bilden, sind Fortsetzungen der Ketten, welche die Ebene von Erzerum einschließen. Der das Plateau durchschneidende Araxes ist in dieser Jahreszeit bereits ein ansehnlicher Fluß, der nicht durchwatet werden kann. Von einer soliden steinernen Brücke — Tschöban-Köbri wird dieselbe auf der Karte des russischen Generalstabs genannt — welche über den Araxes führt, berichtet die von verschiedenen Reisenden besonders von Kimmis mitgetheilte Tradition, daß sie von Darius Hystaspis gegründet worden sei. Tschöban-Köbri heißt Hirtenbrücke. Der Beschreibung des Berichterstatters vom russischen Generalstabe entspricht dieselbe nicht mehr ganz. Zur Zeit, als die verschiedenen Hauptcorps der russischen Armee hier zusammenstießen, war sie noch völlig unversehrt. Schon im Jahre 1843 war ein Joch in der Mitte weggerissen und durch ein hölzernes ersetzt.

Unsere Karawane lagerte an einem schönen Weideplatz, anderthalb Stunden vom Ufer des Araxes entfernt. Die nächstliegende türkisch-armenische Ortschaft hieß Juswara. An Holz war gänzlicher Mangel. Nirgends eine Spur von Wald, nicht einmal einzelne Gruppen von Bäumen und Buschwerk waren in weiter Runde sichtbar. Die Armenier bedienten sich getrockneter Viehexcremente, um Kaffe und Gerstensuppe zu kochen. Nachdem ich mit einigen Täßchen mich erquickt hatte, nahm ich Gewehr und Hammer und machte einen Streifzug in die nächsten Berge. Auch hier besteht der Körper der Berge aus demselben

Gestein, wie in der Hochebene von Erzerum — einem hellgrauen Trachytporphyr mit Feldspathkrystallen. Einzelne steile Gipfel steigen auch hier in wilden und malerischen Formen aus den Ketten empor, doch erscheinen dieselben dem Auge minder hoch als die Berge Kop-Dagh, Sertschamah-Dagh und Bingöl-Dagh im Norden und Süden von Erzerum. Auch tragen sie lange nicht so bedeutende Schneelasten. Unter den Rollsteinen der Gebirgsbäche fand ich hier häufig den Gabbro, welchen ich bisher in den armenischen Gebirgen noch nirgends in selbstständigen Felsmassen anstehend gefunden hatte. Der Vegetationscharakter auf dem Pasinplateau hat die größte Aehnlichkeit mit dem der Ebene von Eriwan. Die Temperatur war bereits merklich höher als bei Erzerum, der Boden trockener und der Graswuchs überall karg und sparsam, wo ihm nicht natürliche oder künstliche Bewässerung zu Hülfe kam. Ueppig grün war nur der nächste Rand der Quellen und Bäche. Auf trockenen Bergrücken fand ich die prächtige Iris iberica, welche ich um dieselbe Zeit ein Jahr zuvor am Ararat gefunden. Die entomologische Ausbeute war unbedeutend. Auf trockenem Grunde fand ich zwei noch unbeschriebene Arten der Gattungen Dorcadion und Tentyrea.

Am 19. Junius erreichten wir den Fuß der Bergkette, welche auf der russischen Karte unter dem Namen Kussah-Dagh bezeichnet ist. Dieser Name kommt eigentlich einem fast isolirten Felskegel zu, welcher mit der Kette nur schwach verbunden über dem von armenischen Katholiken bewohnten Dorf Mullah-Soliman sich erhebt. Die Kette bildet einen Ausläufer des südlichen Höhenzuges und scheidet die Hochebene von Hassan-Kaleh (Pasin) von dem niedrigern aber eben so ausgedehnten Plateau von Topra-Kaleh.

Eine halbe Stunde von unserm Lagerplatz entfernt erblickte man die schwarzen Zelte einiger kurdischen Nomadenfamilien.

Ich besuchte dieselben mit meinem Jagdgewehr bewaffnet und fand nur Weiber und kleine Kinder, die Männer waren mit den Heerden auf die höhern Bergweiden gegangen und wurden erst gegen Abend zurückerwartet. Die Kurdenzelte sind über geflochtenes Rohr gespannt, welches bis zwei Fuß über dem Boden sich erhebend die Zeltwände bildet und der Luft freien Durchzug gestattet. Sie sind ziemlich geräumig und hübscher als die der Beduinen in den Duars der Berberei. Die Weiber waren ungemein häßlich und eben so armselig gekleidet wie die südrussischen Zigeunerinnen. An den Ohren, um Hals und Arme trugen sie Ketten, Ringe und Spangen von schlechtem Blech und Blei. Meine bewaffnete Erscheinung schien sie wohl in Verwunderung, doch nicht in Schrecken zu setzen. Ich verlangte Jauert (saure Milch) zu trinken und versprach Geld, erhielt aber die Antwort, daß gar nichts Genießbares vorräthig sei. Auf den nächstgelegenen Bergen traf ich auf einen Schakal, der sich auf Schußweite beschleichen ließ und bei der ersten Schrotladung fiel. Die Berge bestehen aus Trachyt. An den Rändern hatte sich Trachytconglomerat und Tuff aus zerriebenem Trachyt unter Einfluß des Wassers abgesetzt. Die Ausbeute an Pflanzen und Thieren war mager. Sehr auffallend ist die Seltenheit der Vögel in dieser Jahreszeit. Die schöne armenische Alpenlerche (Alauda bimaculata) schien bereits verschwunden. Häufig waren nur zwei Vogelarten: der Aasgeier und der gemeine Kukuk. Insecten selten. Die schöne Euprepia Hebe fand ich auf hohem Grase sitzen, und Plusia Gamma schwirrte um die Alpenblumen.

Am 20. Junius rückte die Karawane an dem Kurdendorf Jendek vorüber in das Gebirge ein. Der große von Kurden bewohnte Ort Deli-baba liegt zur Linken. Der Morgen war so kalt, daß ich trotz Makintosh und Mantel heftig fror. Wir

ritten durch einen sehr engen Felspaß, dessen aufsteigende Wände aus Trachytporphyr bestehen. Es ist hier ein wunderbares dreifaches Echo, und die mit Flinten und Pistolen bewaffneten Reiter der Karawane belustigten sich mit Schießen. Das Lager wurde in einem engen Thal aufgeschlagen, welches ein Bach durchströmt. Ich erstieg den Gipfel der nächsten Höhen in der Hoffnung den Ararat zu sehen. Doch verhinderten höhere Berge gegen Südosten die Fernsicht. Auf dem nächsten feuchten Bergrücken fand ich die schönste Alpenblume Armeniens Anoplantus Bibersteinii von prächtiger Purpurfarbe. Der türkische Kawaß erzählte mir bei meiner Rückkehr ins Lager, daß dieses Gebirge früher eine der gefährlichsten Gegenden des Kurdenlandes gewesen. Ein Ausflug wie der heutige würde mich zehn Jahre früher in die größte Gefahr gebracht haben. Selten sei eine Karawane in diesem Engpaß gelagert, ohne von Kurden umschwärmt und angegriffen zu werden. Seit der Errichtung des Nizam sei es allmählig anders geworden, und jetzt gehörten Raubanfälle zu den seltenen Ereignissen.

Gegen Abend besuchte uns ein stattlich gekleideter Kurdenhäuptling. Er trug keinen Bart, dagegen einen lang gezogenen starken Schnurrbart, wie vormals die Janitscharen, um den Kopf einen mächtigen Turban, kurze Burka, sehr weite Hosen. Von einem unserer Armenier ließ er sich das Pferd beschlagen und ersuchte den Karapet-Bedochil um sein Taschenmesser, das ihm gefiel, als Andenken. Für das Hufeisen zahlte er nichts und ritt mit kurzem Dank davon, von allen Armeniern, selbst von unserm hochmüthigen Karivan-Baschi, noch höflich begrüßt. Als ich nachher den Kadertschi lachend fragte, warum er von dem Kurden kein Geld für Hufeisen und Mühe verlangt habe, erwiederte dieser: „Ja lacht nur! wenn Ihr je diesem Kerl allein begegnet, wird Euch schlimm zu Muth sein.“ Der Kurde,

der mit Gewehr, Pistolen und Säbel bewaffnet war, sah in der That wie ein ächter Räuberhäuptling aus.

Tags darauf gab Kara-Göz das Aufbruchszeichen später als gewöhnlich. Wir machten nur einen sehr kleinen Marsch, um einige erkrankte Pferde zu schonen. Nahe der höchsten Stelle des Passes wurde gelagert. Hier kamen an dem Ufer eines kleinen Baches niedere Weidenbüsche zum Vorschein, und zum erstenmal seit unserm Aufbruch von Erzerum konnten wir die Bivouakfeuer mit etwas Holz und trockenen Distelnstengeln statt der getrockneten Viehexcremente nähren. Ich machte einen weiten Ausflug in die Berge und fand auf den Abhängen eine Fülle schöner Alpenkräuter. Am häufigsten wuchs überall, wo die Sonne den Schnee stellenweise weggelockt hatte, die blaue Scilla sibirica. Dieses überaus hübsche Blümchen bildete um die einzelnen Schneefelder blaue Guirlanden. Mit ihr in Gesellschaft blühten auf feuchten Matten Primula elatior, Primula auriculata und die köstlich riechende Matthiola odoratissima; unter den Wiesengräsern Orchis maculata. An den Rändern der Schneefelder bis zu einer Höhe von 8000 Fuß lief auf feuchtem Grunde zwischen den Gräsern Callisthenes araraticus, ein von mir entdecktes, durch seinen eigenthümlichen Bau höchst ausgezeichnetes Laufkäfergeschlecht, welches der armenischen Alpenregion durchaus eigenthümlich ist. In geringer Höhe über mir segelten zwei Bartgeier (Gypaetos barbatus), welche auf kleine Nager Jagd zu machen schienen.

Vom Gipfel dieser Berge hatte ich eine weite Fernsicht. Der Blick umfaßt einerseits die schneereiche Gebirgskette, welche die Wiege der Euphratquellen überragt, das Centrum des armenischen Hochlandes, anderseits dessen fernste östliche Grenzmarke: die Araratgruppe. Der große Ararat erscheint hier als eine ungeheure Schneepyramide, welche silberfunkelnd in die reine,

weder von Wolken noch Höhenrauch getrübte Himmelsbläue hineinstieß. In dieser bedeutenden Entfernung von mehr als 30 Wegstunden erschien der Sündfluthberg, der ohne andere Höhenrivalen aus schwarzem Grunde wie ein kolossales Gespenst sich erhebt, weit großartiger, als bei Etschmiazin und in der nächsten Nähe am Fuße der St. Jacobsschlucht. Neben ihm war noch eine weiße Spitze sichtbar, vermuthlich der kleine Ararat. Die Gebirgskette, von welcher die Araratgruppe gleichsam die östliche Grenzmarke bildet, wird niederiger, geradliniger, die einzelnen Gipfel verlieren ihre kühnen selbstständigen Formen, je näher sie dem Fuße des großen Vulcans liegen. Die übrigen großen Vulcangruppen jenseits der großen Araxesebene waren nicht sichtbar. Dicht vor uns ragte im Norden die isolirte Felskuppe des Kussah-Dagh, welche theilweise mit Schneemassen bedeckt war, empor. Auch die höchste Bergkette von Lasistan in der Richtung von Ispir war noch sichtbar. Gegen Süden war die Aussicht durch höhere Berge geschlossen.

Am 22. Junius sah ich gegen Tagesanbruch, als die Karawane auf dem Marsche nach dem östlichen Abhang begriffen war, mehrere kurdische Reiter mit Bambuslanzen bewaffnet gegen die Spitze unseres Zuges ansprengen. Ich ritt in der Nähe des Führer-Gauls und dachte bereits an einen ernstlichen Angriff. Kaum hatte ich aber mein Doppelgewehr von der Schulter genommen und gespannt, als der Armenier Pilosch, der gewöhnlich meine Pferde besorgte, mir warnend zurief, die Kurden nichts Argwöhnisches merken zu lassen. Die bewaffneten Kadertschis ließen die Reiter ruhig näher kommen, ohne ein feindseliges Zeichen zu geben. Auch der türkische Kawaß ritt mit seiner gewöhnlichen türkisch-phlegmatischen Würde im Karawanenschritt und ließ die Lanze mit dem Roßschweif ruhig auf der Schulter lehnen. Man glaubte daher offenbar an keine feindseligen Ab-

sichten von Seite der Kurden. Sie ritten gerade auf den Kari-van-Baschi zu und es kam zu einem heftigen Gezänke. Bald hörte ich, daß sie dem Anführer in den stärksten Ausdrücken Vorwürfe machten, die Karawane diesen Weg geführt zu haben, wo die schönste Alpweide durch die Pferde niedergetreten werde. Kara-Göz war furchtsam und demüthig und auf seinen Befehl schwenkte die Spitze der Karawane sogleich nach einer andern Richtung. Wir überschritten die Bergkette auf einem Umweg und schlugen unser Lager auf dem östlichen Abhang in geringer Erhebung in der Hochebene von Topra-Kaleh auf.

Allenthalben gab es herrliche Weiden. Der Boden war mit feinen Alpgräsern und Blumen bedeckt. Gegen Süden waren die Gipfel des Saiban-Dagh, der über dem großen Wansee sich erhebt, sichtbar. Dieser Berg ist nach dem Ararat wahrscheinlich der höchste in Armenien. Er trug mächtige Schneelasten und scheint seiner Form nach gleichfalls ein erloschener Vulcan zu sein. Wir fanden hier die ersten Bäume, seitdem wir Erzerum verlassen hatten. Es war der silberbaum- und der weidenblätterige Birnbaum (Pyrus elaeagnifolia und salicifolia.) Auch einige Birken und Weidenbüsche wuchsen in der Nähe unseres Bivouaks, und wir konnten unsere Kochfeuer zum erstenmal mit Holz heizen. Die Jagd war ziemlich ergiebig. Ich schoß mehrere Steppenhühner, Wachteln, Rosenstaare (Pastor roseus). Auf den hohen Umbelliferenblüthen der Wiesen fand ich eine schöne noch unbekannte Saperda. Ziemlich viele Kurden und Kurdinnen kamen ins Lager auf Besuch, einige aus Neugierde, andere verkauften saure Milch.

Tags darauf hielt Kara-Göz einen Rasttag. Er hatte zwei schwer kranke Pferde, von welchen das eine im Laufe des Tages krepirte. Dem andern Pferd ließ er am folgenden Morgen kurz nach dem Aufbruch der Karawane lebendig den Kopf abschneiden

und solchen bei Seite in die Wiese legen mit dem Bemerken, daß er den Kopf dem allmächtigen Gott opfere, damit er die Karawane vor weiterm Unheil bewahre. In derselben Absicht ließ Kara-Gös auch zwei Lämmer schlachten, welche er Tags zuvor von kurdischen Hirten gekauft hatte. Das gebratene Fleisch wurde an die Knechte der Karawane ohne Rücksicht auf deren Religion vertheilt.

Die Armenier gehören zu den abergläubigsten Völkern des Erdballs. Im Laufe meiner Reisen durch das russische und türkische Armenien wurden mir viele, mitunter überaus komische Züge erzählt, welche einen merkwürdigen Hang zum Mysteriösen und Wunderbaren und einen Grad von Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung verriethen, die unter einem mit so viel natürlichem Verstand, Schlauheit und morgenländischer Feinheit ausgestatteten Volke billig Erstaunen erregten und nur aus dem gänzlichen Mangel aller Bildung und Aufklärung durch Schulunterricht und Lectüre erklärt werden können. Pfaffentrug hat bei solchen zum Aberglauben geneigten und vom Aberglauben beherrschten Völkern freilich ein kinderleichtes Spiel, und es liegt im Interesse der Mönche, die Verbreitung der Schulbildung und der Bücher, welche durch den Eifer der Mechitaristen im armenischen Orient allmählig Eingang und Empfänglichkeit finden, durch alle möglichen Ränke zu hintertreiben.

Die Zahl der besuchenden Kurden nahm am zweiten Tag noch zu. Physiognomien und Tracht dieses Bergvolkes sind auffallend abweichend. Ein bestimmter Typus läßt sich bei ihnen noch weit weniger angeben, als bei den Kabylen und Schauiahstämmen des Atlasgebirges. Alles deutet bei den Kurden auf eine starke Blutmischung verschiedener Völker, wie auch ihre Sprache aus dem türkischen, persischen und arabischen zusammengesetzt zu sein scheint. Mitunter bemerkten wir feine Gestalten

und edlen orientalischen Gesichtsschnitt. Dann wieder sehr ungeschlachte Körper und häßliche Gesichtszüge mit großen Nasen, welche mich an die nomadischen Jesiden des Gocktschaisee's erinnerten. Eben so abweichend war auch die Tracht. Einige trugen einfache Turbane. Andere hatten eine Menge bunter Tücher von allen möglichen Farben dickwulstig um die hohe graue Filzmütze gewunden. Wieder andere trugen blos einfache Filzmützen. Bunte, schreiende Farben scheinen sie für ihre Kleider zu lieben. Einige waren ganz feuerroth gekleidet mit sehr weiten Hosen.

Unter diesen Kurden befanden sich zwei angesehene Häuptlinge, deren Autorität alle kurdischen Horden dieses Gebirges anerkannten. Sie verlangten vom Kawaßen ein schriftliches Zeugniß, daß die Karawane das Gebirge passirt habe, ohne von Räubern belästigt worden zu sein. Der Kawaß und unser Karivan-Baschi schienen nicht ganz ohne Argwohn und weigerten sich das Zeugniß vor dem folgenden Morgen auszustellen. Die Häuptlinge brachten deshalb die Nacht in unserm Lager zu. Gegen Abend hatten wir ein furchtbares Gewitter mit einem Orkan, der unsere Zelte umwarf. Ein arger Platzregen durchnäßte uns bis auf die Haut. Das Gewitter zog gen Osten. Ueber unsern Häuptern zertheilte sich das Gewölke bereits und ein lichter Strahl beleuchtete unsere weidenden Pferde, die sich während des Sturmes ängstlich in eine große Gruppe zusammen gedrängt hatten und nun wieder lustig und muthwillig tummelten auf der erfrischten Alpenwiese. Um den Ararat aber schien sich das Gewitter jetzt erst recht furchtbar zu entleeren. Die weiße Riesenpyramide war von dunklem Gewölke umhüllt und hellleuchtende Blitze umzuckten das Silberhaupt des Sündfluthberges. Ich habe während zehnjährigen Wanderungen in Hochgebirgen selten Gewitterscenen von solcher Majestät erlebt.

Am 24. Junius rückte die Karawane in die Hochebene von Topra-Kaleh, die auch den Namen Alischgehrt führt, ein. Die Gefahr eines kurdischen Ueberfalls war vorüber. Unser Kawaß nahm nicht länger Anstand, den Kurdenhäuptlingen das gewünschte Zeugniß auszufertigen. Die Pasinebene und das Plateau Alischgehrt werden durch ein von Nord nach Süd auslaufendes Querjoch geschieden, das in einer der Hauptrichtung der armenischen Gebirge entgegengesetzten Richtung streicht. Die Ketten, welche diese Plateaus im Norden und Süden umsäumen, sind Fortsetzungen derselben Ketten, welche die erhabenen Ränder der Hochebene von Erzerum bilden. Wie die letzt genannte Hochebene, so ist auch das Plateau von Topra-Kaleh durch viele künstliche Canäle bewässert und allenthalben gedeiht der prächtigste Graswuchs. Wir lagerten unweit des Dorfes Koschian, dessen Bevölkerung halb kurdisch, halb armenisch ist. Die gewöhnliche Umgangssprache ist noch das Türkische. Doch tritt hier bereits in manchen Ortschaften das Kurdische überwiegend auf. Gegen den Gebrauch dieser beiden Idiome tritt das Armenische entschieden zurück und wird nur in jenen Gegenden mit Vorliebe gesprochen, wo Klöster und Wallfahrtsorte liegen.

Kara-Göß kaufte hier von den Kurden einen starken, jungen Gaul für den Preis von 560 türkischen Piastern. Die kurdische Pferderace steht der persischen an Schönheit, Ebenmaß der Formen und Leichtigkeit der Bewegung nach und ist auch nicht so groß und kräftig wie die turkomanische Race. Im russischen Armenien liefern die grünen Hochebenen von Karabagh und die Gegend bei Gumri bessere Pferde. Noch weniger läßt sich das kurdische Pferd dem Roß der arabischen Wüste, dessen edler Stamm bei allen Großen von ganz Asien ein Gegenstand des Begehrens und fast der Verehrung ist, an die Seite stellen.

Dennoch hat die kurdische Race viele vortreffliche Eigenschaften. Sie ist feurig, flink, genügsam und zugleich wie fast alle Pferde des Morgenlandes von sanftem Temperament ohne eine Spur der bösartigen Heimtücke, welche den Pferden der südamerikanischen Pampas und der südrussischen Steppe eigen. Die kurdischen Pferde haben auch jenen eigenthümlichen orientalischen leichten Schritt, den man schmerzlich vermißt, wenn man später europäische Pferde, besonders Kosakenhengste besteigt. Aus dem persischen Feldzuge erzählten mir Augenzeugen, daß bei kurzem Wettlaufe die kurdische Cavallerie stets die Kosaken weit überholte. Bei einer Verfolgung aber, welche einen vollen Tag dauerte, kamen die orientalischen Pferde zu kurz und wurden durch den beharrlichen Trab der Kosakenpferde eingeholt.

In Begleitung des türkischen Kawassen und meines polnischen Dieners machte ich einen Ausflug nach der Stadt Topra-Kaleh, welche anderthalb Stunden von der Karawanenstraße entfernt liegt. Ich fand ein trauriges, über alle Beschreibung elendes und verödetes Nest. Sieben Achttheile der Häuser lagen in Ruinen und waren von ihren Bewohnern verlassen. Die Citadelle steht dicht über der Stadt auf einem hellfarbigen Kalkfelsen; ihre Mauern sind im baufälligsten Zustande. Topra-Kaleh enthält außer einer christlichen Kirche mit dem Grabe eines armenischen Heiligen und einer Moschee nichts Erwähnenswerthes. Die stark zusammengeschmolzene Bevölkerung besteht der Mehrzahl nach aus Armeniern. Hier residirt ein Sohn des Pascha von Bajasid, ein Kurde von Geburt als Beg. Auf meine Frage nach der Ursache der schauerlichen Verödung dieses Ortes erhielt ich die gewöhnliche Antwort: erst seit der Anwesenheit der Russen sei das Städtchen so entvölkert und arm geworden. Sämmtliche wohlhabende armenische Bewohner von

Topra-Kaleh seien der russischen Armee über den Araxes gefolgt und ausgewandert. Brod und Reis waren selbst in Topra-Kaleh für baares Geld nicht zu haben. Man setzte uns warmen Jauert vor, in welchem rohe Gerste eingekocht war. Der Kawaß suchte mich für die schlechte Mahlzeit durch die Nachricht zu trösten, daß in einer benachbarten Bude Branntwein zu haben sei. Ich gab ihm die Erlaubniß, davon auf meine Rechnung so viel zu trinken als er Lust habe. Schmunzelnd bedankte sich der Türke und leerte nicht weniger als acht Becher von ziemlicher Größe. Er wurde davon nicht im mindesten berauscht, nur etwas behaglich angetrunken, heiter und redselig. Ein solches Schnapsbravourstück ist mir selbst im tschernomorzkischen Kosakenlande nie vorgekommen und ich mußte den Kawassen für den ersten Heros im Branntweinsaufen erklären, den ich in drei Welttheilen gefunden.

Am 25. Junius zogen wir vier Stunden weiter durch die Hochebene und lagerten an den Ufern eines ziemlich bedeutenden Gebirgsbaches, welchen unsere Armenier Boschögen-su nannten und der in den Murad-tschai sich ergießt. Die Gegend war reich an schönen Pflanzen. Der Graswuchs, wenn auch nicht dichter als auf unsern deutschen Wiesen, war doch üppiger als in den Hochebenen von Erzerum und Hassan-Kaleh, weil die Landschaft durch Canäle noch reichlicher bewässert ist. Ein bemerkenswerther Umstand bleibt es aber immerhin, daß auf einem Boden, welcher sieben Monate des Jahres hindurch unter einer Schneedecke begraben liegt, in einer Alpengegend, wo es den ganzen Sommer hindurch häufig regnet, dennoch künstliche Bewässerung durchaus erforderlich ist, um einen kräftigen Wiesenwuchs zu erzeugen, der bei aller Ueppigkeit doch nicht schöner und kräftiger ist als in den noch höher gelegenen Schweizer-Thälern des Oberengadin bei Samaden und am Silser See.

Auf der Bergkette im Süden der Hochebene lag noch viel Schnee. Die Gipfel der nördlichen Kette schienen niedriger mit Ausnahme des Kussa-Dagh, der sich als ein riesiger Monolith über die Kette erhob. Der Anblick des Ararat wurde uns durch die Nähe der nordöstlichen Berge entzogen. Ich machte an diesem Tage einen ziemlich ergiebigen Forellenfang und erquickte mich durch ein Bad im Boschögen-su. Wir hatten warme Witterung, heitern Himmel und freundlichen Mondschein am Abend. Auffallend war die ungemein große Zahl der Kukuks, welche von nah und fern ihren sehnsüchtigen, monotonen Ruf ertönen ließen.

Tags darauf näherten wir uns dem östlichen Ende des Plateau's, welches sich allmählig zu einem Thal verengte. Wir bivouakirten in der Nähe des Dorfes Kara-Kilissa, wo eine elende Kirche steht. Mit Mühe konnte ich mir in diesem Dorf etwas Reis verschaffen. Zum erstenmal seit unserer Karawanenfahrt sah ich an diesem Morgen die Wiesen mit starkem Thau bedeckt. Meine entomologische und botanische Ausbeute war ziemlich glücklich. Ich sammelte an den hohen Gräsern schöne neue Käferarten von den Geschlechtern Julodis und Saperda.

Am 27. Junius erreichten wir das Ende des Plateau's und schlugen unser Lager nahe dem östlichen Euphrat auf, von welchem uns ein großer Morast trennte, der eine Annäherung an die Ufer verhinderte. Kegelförmige Hügel sahen wir jenseits des Murad-tschai sich aus der Ebene erheben. Leider war es mir nicht möglich, diese durch ihre Form so auffallenden Bildungen näher zu besichtigen. Erst am folgenden Tag gelangten wir in das eigentliche Thal des Murad-tschai und folgten in dreistündigem Marsch seinem Bett stromaufwärts. Der Fluß war hier durchschnittlich etwa dreißig Schritte breit, sehr reißend und ziemlich tief, das schmutzige Wasser ungemein kalt. Der

östliche Euphrat wird in dieser Jahreszeit offenbar mehr durch schmelzende Schneemassen als durch Quellen gespeist. Die Rollsteine des Flußbettes gehören den verschiedenartigsten Felsarten an. Außer dem Trachytporphyr, dem Basalt, Dolerit und Melaphyr waren auch die eigentlich plutonischen Gesteinarten durch Granit, Syenit und Gabbro stark vertreten, ebenso die neptunischen Formationen durch Kalk und sandsteinartiges Conglomerat. Der Kalk tritt bereits in der Hochebene von Topra-Kaleh in großartiger Ausdehnung auf.

Eine halbe Stunde von unserm Bivouak entfernt lag das Dorf Utsch-Kilissa d. h. Dreikirchen mit der berühmten armenischen Klosterkirche, welche nach dem Glauben der Armenier die Gebeine Johannes des Täufers einschließt, also mit der Kathedrale St. Lorenzo von Genua, welche ihrerseits darauf Anspruch macht, die Gebeine des Täufers zu besitzen, in Concurrenz tritt. Es ist einer der berühmtesten und gefeiertsten armenischen Wallfahrtsorte von ganz Asien, und diejenigen Pilger, welche hier ihre Gebete verrichtet, Messe gehört und Opfer gebracht haben, genießen bei ihrer Rückkehr in die Heimat eines noch größern Ansehens unter ihren Landsleuten als die Wallfahrer, welche sich mit dem Besuch in dem historisch ungleich berühmtern, aber leichter zugänglichen Sitze des armenischen Kirchenoberhauptes zu Etschmiazin und mit einer Berührung der Reliquien Gregors des Erleuchters begnügt haben. Vielleicht tragen die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Pilgerfahrt durch die übelberüchtigten Kurdengegenden bei, dem Besuch von Utsch-Kilissa in den Augen der frommen Armenier einen erhöhten Werth zu verleihen.

Die Karawane war kaum gelagert, als der Bischof von Utsch-Kilissa mit seinen Klostergeistlichen, die man hier wegen ihrer schwarzen Kapuzen Kara-basch d. h. Schwarzköpfe nennt,

zu Pferde und mit Feuergewehren bewaffnet erschien und uns mit einer Freudensalve begrüßte. Diese feierliche Bewillkommung galt vor allen dem reichen Kara-Göös, welcher nie mit seiner Karawane vorüberzog ohne andächtig die Messe zu hören, die Reliquien zu küssen und dem Kloster ein hübsches Geschenk in Geld oder Waaren zu hinterlassen. Nachdem man sich gegenseitig bewillkommt hatte, gönnte auch mir der ehrwürdige Bischof Sahach einige Aufmerksamkeit und lud mich ein, sein Heiligthum zu besuchen, obwohl er gleich auf der Stelle merkte, daß er es mit einem „Ketzer der englischen Kirche" zu thun habe. Ich nahm die Einladung dankbar an und folgte sogleich dem berittenen Klerus über eine solide aus Trachytsteinen gebaute Brücke, welche auf zwei Bogen gestützt über den reißenden Murad-tschai führte. Die Quadern, mit welchen die Brücke gepflastert war, lagen in Trümmern umher, so daß die Pferde Mühe hatten darüber zu schreiten. Der Berg Nepat, an dessen Fuß das Kloster gelegen, besteht aus geschichtetem Kalk, dessen Gefüge verändert ist durch Einwirkung der vulcanischen Gesteinmassen, welche ihn durchbrochen oder gehoben. An einigen Stellen ist der Kalk noch dicht, an andern ist er in körnigen umgewandelt.

Nach der Legende soll dieses Kloster eines von den vielen Heiligthümern sein, welche von Sanctus Narses Magnus, einem Enkel von St. Gregor dem Erleuchter, in Armenien gegründet worden. Früher gab es noch zwei andere Kirchen in der Nachbarschaft, welche der Sage nach von Kurden oder Türken zerstört wurden. Ueber Alter und Geschichte dieses Heiligthums war von den unwissenden Mönchen wenig zu erfahren. Der Bischof selbst war ein geistesstumpfer Mann, nicht würdevoller, noch civilisirter als die Mönche der Sewaninsel im Gocktschaisee, deren Einrichtung und Lebensweise in meinem Werk über

Russisch-Armenien treu geschildert ist. Schon die unbestimmten Aussagen über das Alter des Klosters zeugen von der Ignoranz und der Gleichgültigkeit dieses verwahrlosten Klerus, der nicht begreift, welches Interesse der europäische Reisende haben könne, die Zeit der Gründung ihrer Kirchen zu erfahren. Jeder Reisende scheint wirklich von ihnen eine andere Mittheilung erhalten zu haben. Dem Verfasser der russischen Statistik bezeichneten die Mönche das Jahr 301, dem Consul Brant das Jahr 306, und mir das Jahr 288 als die Zeit der Erbauung des Klosters ohne sich jedoch auf geschriebene Urkunden berufen zu können. Sogar den Ursprung des Namens verläugnete der Prior in Gegenwart des Consul Brant, indem er nichts von den zerstörten Gotteshäusern wissen wollte, sondern den Ursprung des Namens daher ableitete, daß Utsch-Kilissa unter drei Kirchen die größte besitze. Mir erzählte der Bischof, daß allerdings früher noch zwei Gotteshäuser in der Nähe gestanden, welche in den Kriegen zwischen Türken und Persern zerstört worden seien. In welchem Jahre und unter welchem Sultan dieses Ereigniß sich zugetragen, wußte mir der Prälat nicht zu sagen. Er bemerkte nur, daß seitdem viele, sehr viele Jahre vergangen. Das noch stehende Kloster ist sehr elend und zahlt dem Pascha einen jährlichen Tribut von 200 Silberrubel Unter den Geistlichen wird gewöhnlich die Benennung Surg-Ohannes (St. Johannes) für das Kloster gebraucht, während das armenische Volk im Allgemeinen sich der türkischen Benennung Utsch-Kilissa bedient. In der Umgebung elender Dörfer und erbärmlicher Steinhütten macht die Kirche eine stattliche Figur. In Tiflis oder Konstantinopel würde sie durch Größe und Schönheit nicht glänzen. Brant und Karl Koch haben den berühmten Wallfahrtsort bereits ausführlich beschrieben. Letzterer hat auch einen ziemlich anschaulichen Grundriß der Kirche mit-

getheilt. Getreu unserm Vorsatz, jene Localitäten, welchen unsere Vorgänger in diesen von Kurden und Armeniern bewohnten Gebirgsgegenden ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, nur ergänzend zu schildern, beschränken wir uns auf wenige Worte. Das Gotteshaus besteht aus einem Hauptschiff, welches auf sechzehn Säulen ruht. Zur Rechten desselben ist ein mit Bausteinen gefülltes Seitenschiff, zur Linken das Grabzimmer des heiligen Stephanos. Im Hintergrunde zur Linken die Capelle dieses Heiligen, zur Rechten die Capelle mit dem Grabe Johannes des Täufers. Beim Eintritt in das Innere dieser Kirche fällt die Höhe, die Geräumigkeit und die Dunkelheit derselben auf. Auf dem Hauptaltar in der Mitte zündete ein Priester Wachskerzen an, deren schwacher Schimmer die Gegenstände kaum unterscheiden ließ. Der fromme Gottesmann beeilte sich sogleich von mir das Wachskerzengeschenk einzucassiren, ohne die übliche freiwillige Gabe beim Weggehen abzuwarten. Ueber dem Hauptaltar sieht man ein Madonnabild, auf deren Schoos der Heiland.

Auffallend ist, daß kein Reisebeschreiber von den gemalten großen Wandbildern Erwähnung gethan. Dieselben stellen in fratzenhaften Gestalten und häßlichen Mißgeburten die Bildnisse von Heiligen dar mit unverhältnißmäßig großen Köpfen und unförmlichen Gliedmaßen. Unter ihnen prangt St. Georg der Drachentödter, eine riesenhafte Figur mit ganz mißgestalteten Gliedern. Neben ihm in Lebensgröße ein anderer gepanzerter Heiliger zu Pferd. Der Harnisch, welchen er trägt, gleicht dem unserer mittelalterlichen Ritter. Diese Bilder sind entweder sehr alt oder mit sehr schlechten Farben und auf schlechte Grundlage gemalt, denn Vieles ist davon bereits verwischt und von den Wänden gefallen.

Kloster Utsch-Kilissa steht zwar noch heute in gewisser Ab-

hängigkeit von dem Patriarchensitz Etschmiazin, doch nicht in dem Grade wie zur Zeit, wo der Katholikos und der hohe Klerus Armeniens noch auf moslemischem Gebiet residirten. Die sieben ältesten Patres reisen noch jetzt einmal des Jahres nach Etschmiazin, bringen dorthin Brod, Butter und Käse zum Geschenk und holen sich das Myrrhon oder heilige Oel. Von der baaren Einnahme des Ertrages der Landwirthschaft und der Wallfahrergeschenke wird jetzt nur ein kleiner Theil an den Schatzmeister des Patriarchensitzes abgegeben. Die Finanzen des Klosters haben sich auch in den letzten Jahren, wo die Sicherheit der Dörfer und Landstraßen zugenommen hat, Raubanfälle und Diebstähle der durch Kiamil Pascha und seinen Nizam eingeschüchterten Kurden selten geworden und die Pilger wieder in größerer Zahl als je gekommen sind — selbst aus Bessarabien und vom Don sah man damals armenische Wallfahrer am Euphrat — bedeutend gebessert. Zu verschiedenen Zeiten war das Kloster und die Kirche durch gewaltsame Ueberfälle der Kurden, Türken und Perser seiner Kostbarkeiten beraubt worden. Die letzten Schläge gegen dasselbe haben die Kurden im Jahr 1828 geführt.

Die Gebeine des Heiligen selbst haben früher zu verschiedenen Zeiten den Ort gewechselt. Nach Petermanns Forschungen wird als der erste Spender dieser Reliquien der Evangelist Johannes genannt. Er gab die Ueberreste des Täufers seinem Schüler Polykarpos von Smyrna, der sie in Ephesus aufbewahrte. Von dort brachte sie Firmilianus zur Zeit der unter Decius ausgebrochenen Christenverfolgung im Jahre 251 nach Cäsarea in Kappadocien, wo sein Lehrer Origenes als Bischof fungirte. Hier blieben sie bis zu dem Besuch Gregors des Erleuchters, welcher den Patriarchen Leontes von Cäsarea um die Gebeine des Täufers bat. Nach einigem Widerstreben

gab Letzterer einen Theil derselben und behielt nur den kleinen Rest davon zurück. In Folge dieser Freigebigkeit aber empörten sich die Bewohner von Cäsarea und konnten nur durch den kräftigen Widerstand des Statthalters niedergehalten werden.

Der heilige Gregor wanderte mit den Gebeinen nach Innaknean, dem damaligen Hauptsitze des Götzendienstes in Armenien, wo zwei berühmte Altäre mit Idolen standen. Zwischen den neugetauften christlichen Häuptlingen des Landes und den alten Götzendienern kam es zum Kampfe. St. Gregor verbarg die Gebeine in einem Weinberge bei Musch. Während einer Nacht war diese Stelle durch einen überirdischen Glanz erleuchtet. Die Götzendiener wurden in zwei Schlachten besiegt, ihre Altäre zerstört und auf derselben Stelle eine Capelle erbaut, in welcher ein Theil der Gebeine niedergelegt wurde. Dies geschah nach Petermanns Forschungen, welche Karl Koch jedoch ohne nähere Angabe der armenischen Quellen mittheilt, am 12. September des Jahres 302. Einen kleinen Theil der Gebeine empfing ein Kloster bei Musch, welches hievon den Namen Howhanna-Wankh führt. Der Rest blieb in Utsch-Kilissa. Durch die Verheerungen und Zerstörungen des Krieges und durch kurdische Raubanfälle haben auch diese Reliquien gelitten und von den Gebeinen des Täufers, die wahrscheinlich nicht einmal ächt sind, scheint außer den beiden in Messing gefaßten Händen, welche auf seinem Grabmal ausgestellt sind, wenig übrig zu sein.

Das kleine Dorf in der Nähe des Klosters ist theils von Armeniern, theils von einer Bevölkerung von ganz unbestimmter Nationalität bewohnt. Man heißt sie Tere-kameh und sie hat große Aehnlichkeit mit den Zigeunerstämmen. Die Tere-kameh, welche man in verschiedenen Thälern Armeniens findet, stammen aus der turkomanischen Wüste, sprechen einen andern türkischen Dialekt, der von der modernen türkischen Volkssprache, wie man

sie in Konstantinopel spricht, bedeutend abweicht. Andere Reisende verwechselten sie mit den Jesiden. Die Mönche von Utsch-Kilissa bedienen sich ihrer als Taglöhner und Knechte, zur Hut der Heerden, wie zur Bebauung der Felder.

Die Mönche von Utsch-Kilissa sind, wie der Beobachter auf den ersten Blick erkennt, eben so geistig verkommen und verdumpft wie die Mönche der Sawaninsel im Goktschaisee, wie fast der gesammte armenisch-gregorianische Klerus überhaupt. Krasse Ignoranz, Stumpfheit, Mißtrauen gegen Europäer, Habsucht, Unsittlichkeit sind auch bei diesen Geistlichen hervorstechende Züge. Pflege der Wissenschaften, Musik und jede Art von Kunst, die im Occident selbst das klösterliche Leben erfreut und verschönert, ist ihnen unbekannt. Sie scheuen jede Lectüre, ihre Gebetbücher kennen sie auswendig. Die Klosterbibliothek besteht aus kaum hundert Büchern, welche unbenützt vom Staub zernagt in einer Rumpelkammer liegen. Consul Brant, welcher dieselbe zu sehen verlangte, fand darunter einen Moses von Chorene mit lateinischer Uebersetzung. Der Prior zeigte ihm dieses Werk als ein fremdes Buch, das er nicht verstehe. Er hatte nicht nur keine Kenntniß vom Lateinischen, sondern schien nicht einmal das Altarmenische lesen zu können. Kriechend, demüthig, zudringlich und bettelhaft gegen europäische Reisende von höherem Stande, welche mit Gefolge bei ihnen einkehren, sind sie hochmüthig, herrschsüchtig, hartherzig und geizig gegen ihre Heerde, besonders gegen ihre ärmeren Glaubensgenossen. Aeußerlich nehmen sie gerne den Schein der Tugend und Enthaltsamkeit an, während sie heimlich dem Laster fröhnen, wie uns Männer versicherten, welche lange Zeit mit dem armenischen Klerus gelebt. Unter ihnen selbst herrschen Neid und Eifersucht vor. Von Freundschaft, von Nächstenliebe im christlichen Sinn, von Gemüthlichkeit und Urbanität keine ferne Ahndung. Wer mit ihnen zu leben und

freundschaftlich zu verkehren versuchte, wie der gebildete Lehrer Abovian oder wie die Missionaire Frankreichs, der Schweiz und Nordamerika's, wandte sich zuletzt mit dem Gefühle des tiefsten Ekels von diesen armenischen Mönchen weg.

Am 29. Junius brach die Karawane früh auf. Kara-Göz und die meisten Kadirtschis blieben im Kloster zurück, um die Frühmesse zu hören und nochmals ihre Andacht zu verrichten. Erst gegen Abend holten sie uns wieder ein. Eine Stunde vor Diadin im Muradthal am rechten Flußufer bezogen wir unser Lager. Hier hatten wir den großen Ararat, welcher riesig über die niedrigeren Berge gegen das Ende der Agri-Daghkette emporragte, in seiner ganzen Pracht und Majestät vor uns. In der Morgenbeleuchtung war er anfangs von einem leichten Nebel oder Höhenrauch umhüllt und zeigte nur seine kolossalen Umrisse. Gegen Mittag trat der Riese mit seinen ungeheuern Eis- und Schneemassen in deutlichster Klarheit hervor. Der weiße Panzer scheint auf der Südseite noch tiefer herunterzureichen als auf den nördlichen Abhängen gegen Eriwan. Derselbe beginnt auf einer Höhe von kaum 7000 Fuß in dieser Jahreszeit. Bis zur Region von 9—10,000 Fuß ist der weiße Ueberzug durch mächtige schwarze Felsrippen, an deren steilen, oft überhängenden Seiten der Schnee leichter schmilzt, vielfach unterbrochen. Erst auf der Höhe von etwa 10,000 Fuß beginnt das reinste Weiß dieses Schneemantels und dazwischen sieht man kleine Gletscherbildungen mit ihren Runsen. Der Anblick schien mir weit großartiger als von der Nordseite aus der Ebene des Araxes gesehen. Wie ein Magnet zog der berühmte Berg, den ich ein Jahr zuvor von der russischen Seite aus besucht hatte, mein Auge an und ich wurde nicht müde ihn mit dem Fernrohr zu betrachten. Je nach dem Standpunkt des Beschauers zeigt der Berg verschiedenartige Formen. Von hier gesehen erscheint er als ein

ziemlich regelmäßiger Conus, während sich derselbe im Norden von Etschmiazin aus als ein unregelmäßiger, massiger Berg mit überaus breitem Gipfel darstellt. Der kleine Ararat, der trotz seiner Höhe von mehr als 12,000 Paris. Fuß neben seinem großen, massenhaftern Nachbar eine ziemlich armselige Figur macht, war fast schneefrei.

Am folgenden Morgen ließ ich eine Stunde vor dem Aufbrechen der Karawane die Pferde satteln und ritt in Begleitung des türkischen Kawassen und meines Dolmetschers nach Diadin. Der Mond beleuchtete uns den Weg. Wir erreichten den kleinen höchst armseligen Ort, der gleichwohl durch seine Lage an der Karawanenstraße nahe der türkisch-persischen Grenze nicht ohne Wichtigkeit ist, noch vor Sonnenaufgang. Schon von weitem begrüßte uns das Bellen der Hunde, dem bald das Halloh kurdischer Wächter folgte. Die Gegend ist sehr unsicher. Kleine und große kurdische Räuberbanden spuken auf diesen Grenzgebirgen und ziehen sich nach vollbrachten Raubthaten bald nach dem russischen Araratgebiet, bald nach Persien zurück. Die Bewohner von Diadin sind daher wachsam und mißtrauisch. Nachdem der Kawaß mit den Kurden einige Worte gewechselt hatte, führten sie uns nach dem „Serai" der alten Festung, wo mitten unter den Ruinen der kurdische Beg Abdul-Rizak, ein Bruder des Pascha von Bajasid, in armseliger Wohnung residirte. Auch dieses verfallene Castell schreibt die türkisch-persische Sage den Genuesen zu und die Kurden, die ich befragte, bestätigten es mir. Diadin ist eines der traurigsten Kurdennester, welche ich im Laufe dieser Fahrten gesehen. Der größere Theil der Häuser liegt in Trümmern. Das Castell mag früher ein stattlicher Bau gewesen sein. Die noch stehenden Mauern sind von solider Construction und zur Vertheidigung gegen kurdische Ueberfälle noch vollkommen haltbar. An der Stelle dieses Städtchens, das seit

einigen Jahrzehnten zum Dorf herabgesunken, soll einst die alte armenische Stadt Zahrawan gestanden sein, die in der Mitte des 4. Jahrhunderts von den Persern zerstört worden. Sie war damals von 5000 armenischen und 8000 jüdischen Familien bewohnt und dauerte als kleiner Flecken fort bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts. Gegenwärtig ist sie nur von einigen hundert Kurden und sehr wenigen Armeniern bewohnt. Die kurdische Sprache ist die herrschende. Doch verständigen sich die Bewohner mit den durchziehenden Handelsleuten auch auf türkisch. Für die Karawanen ist Diadin im Winter eine besonders wichtige Station, da sie von hier aus sich gewöhnlich mit Lebensmitteln, Pferdefutter, in den gefährlichen Zeiten auch mit Escorten versehen. Nur starke Karawanen von mindestens 100 Feuergewehren wagen sich ohne den Schutz kurdischer Reiter über das Grenzgebirge. Bei kleineren Karawanen ist wenigstens das Geleite eines türkischen Kawassen unerläßlich.

Nach Vorzeigung meines Fermans wurde ich in einem armenischen Hause neben dem verfallenen Serai einquartiert und bezog hier, um das Ungeziefer zu vermeiden, die Terrasse. Man brachte uns Kaimak (Creme), Eier und Brod. Der armenische Besitzer des Häuschens trug kurdische Kleidung und war auch sowohl der Gestalt und den Manieren, als der Sprache nach mehr Kurde als Armenier. Er sagte mir, daß nur noch vier armenische Familien in Diadin lebten. Alle übrigen seien nach Russisch-Armenien ausgewandert, „wo es ihnen gut gehe.“ So lautete hier die gewöhnliche Auskunft auf meine Frage nach dem Schicksal der Ausgewanderten. Die Wirklichkeit stand mit den hier herrschenden Ansichten im schneidendsten Contrast. Freilich konnte ich hier beim Anblick dieser verwilderten Christen, welche fast isolirt unter rohen Kurden lebend deren Charakter angenommen haben, das armselige Loos der Ansiedler auf den Allaghes-

terrassen nicht mehr so beklagenswerth finden. Werden sie auch dort von russischen Beamten mitunter arg gehudelt und geplagt, so bilden sie doch wenigstens eine unvermischt-selbstständige Gemeinde, ein zusammengehöriges Volk und die Plünderung durch den Fiscus und den Kreisbeamten hat wenigstens eine regelmäßigere Form, als unter Kurden und Türken. Die Russen sorgen auch für vollkommene Sicherheit der Straßen, während auf dem türkischen Grenzgebiet die Macht der Paschas gering ist und die Landstraßen von Räubern nie ganz gesäubert werden konnten.

In der Umgegend von Diadin auf den grünen Halden des Ala-Dagh hausen die Haidemanli-Kurden. Consul Brant besuchte ihre Zelte, als er vom Wansee am Ala-Dagh vorüber nach Bajasid reiste. Diese Berghalden sind durch viele Bäche bewässert, welche dem Murad zuströmen. Auch entspringen vom Ala-Dagh die wahren Quellen des Murad oder östlichen Euphrat. Brant sah diese Muradbäche, ohne sie jedoch bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Nach seiner Schrift wie nach seiner mündlichen Erzählung hat er den Ala-Dagh nicht bestiegen und die Quellen nicht bei ihrem Hervorsprudeln aus dem vulcanischen Gestein beobachtet. Wir erfahren durch ihn weder ihre Höhe, noch ihre Temperatur, noch wissen wir überhaupt ob es davon eine Hauptquelle gibt wie vom westlichen Euphrat auf dem Domlu-Dagh.

Nach der russischen Statistik, die aber gleichfalls keine genaue Beschreibung der Localität enthält, entspringt der Murad aus zwei Quellen in dem Tschir-Geduk oder Bergrücken Tschir. Näheres über die physische Beschaffenheit der Localität wird darin eben so wenig angegeben, als in Brants Broschüre. Eine Besteigung des Ala-Dagh und genaue Beschreibung der Lage dieser Muradquellen wäre noch immer eine dankenswerthe Aufgabe. Die Verfolgung des Muradlaufes bis zu seiner Vereinigung mit

dem Frat-su oder westlichen Euphrat bei dem Dorfe Kepo im Innern der kurdischen Gebirge würde aber eine noch wichtigere Lücke unserer geographischen Kenntniß Westasiens ausfüllen. Diese Reise wäre zwar nicht ohne Gefahr, doch mit einigem Aufwand von Geld und Vorsicht in Begleitung eines türkischen Kawassen und einer kurdischen Reiterescorte mit ziemlicher Hoffnung des Erfolges auszuführen. Unsers Wissens hat noch kein Reisender diesen Weg genommen und den Naturcharakter der südwestlichen Muradthäler beschrieben. Zwischen den Städten Musch und Balu finden wir auf der Karte bedeutende Lücken, welche zum Theil nur durch hypothetische Ortsnamen ausgefüllt sind. Die Kurdenstämme, welche in diesen Muradthälern theils seßhaft wohnen, theils nomadisch umherziehen, gelten für sehr arm, wild und ungastlich. Doch sollen sie seit dem Feldzuge Omer Pascha's, welcher ihren mächtigsten Oberhäuptling Beder-Chan, dessen Macht sich rings um den Wansee bis Mossul erstreckte, gefangen nahm, viel zahmer geworden sein.

Die Karawane legte an diesem Tage nur eine sehr kleine Strecke von kaum zwei Wegstunden zurück, weil sie der bedeutenden Gefahr dieser Gegenden wegen nicht in größeren Entfernungen von Diadin zu lagern wagte. Der Beg von Diadin übte über die räuberischen Nomadenstämme der Umgebung eine gewisse Autorität, die freilich ziemlich lockerer Natur war und von den Kurdenchefs nur so lange respectirt wurde, als sie es nicht in ihrem Interesse fanden, das grünere, saftigere, weidenreichere und besser bewässerte Hochgebirge der Türkei mit den sterilen Bergen Persiens und den trockenen russischen Agri-Daghgegenden zu vertauschen. Der Beg von Diadin war aber vom Seraskier in Erzerum für alle räuberischen Angriffe gegen Karawanen und Reisende verantwortlich gemacht und mußte zu deren Schutz Escorten von entsprechender Stärke stellen. Ich

wünschte einen Ausflug nach dem Ala-Dagh zu unternehmen, um die Muradquellen aufzusuchen. Abdur-Rizak und der türkische Kawaß riethen mir dringend ab, weil die Haideranli- und Zelaali-Kurden dieser Gegenden zu den wildesten und ungastlichsten Stämmen gehörten. Wir beschlossen dafür einen Ausflug nach Bajasid zu machen und die Karawane, welche diese Stadt nicht berührte, Tags darauf auf der Höhe des persisch-türkischen Grenzgebirges wieder einzuholen. Der Kawaß, welcher Briefe an Behlül Pascha zu überbringen hatte, forderte selbst von Abdur-Rizak eine Escorte. So ritten wir, im Ganzen zehn bewaffnete Reiter, von Diadin ab. Ich erwähne noch, daß sich in diesem Ort eine auffallend große Zahl wunderschöner Windhunde von persischer Race, gelber Farbe und langhaarigen Ohren befindet. Die Eingebornen halten sie theils zum Vergnügen, theils auch zur Jagd. Mit Windhunden werden in diesen Ländern vorzüglich Hasen, Schakale und Füchse gejagt. Ein Reiter begibt sich mit einem Kuppel von Windhunden gewöhnlich in die Ebene hinaus und späht nach dem Wild. Da die Windhunde nicht das Geruchsorgan der Jagdhunde besitzen, muß der Jäger in der Regel für sie das Wild suchen. Erblickt er nun einen Schakal oder Hasen, der sich in der nackten Hochebene nicht gut verbergen kann, so spornt er sein Pferd und sprengt in der Richtung des fliehenden Wildes. Die Hunde werden es dann auch gewahr und holen es gewöhnlich bei ihrem überaus schnellen Lauf bald ein. Man rechnet, daß ein persischer Windhund im schnellsten Laufe 7 Meilen in der Stunde zurücklegt.

Die Muradufer sind in der Nähe von Diadin sehr steil, hoch und felsig. Der Fluß rauscht durch das zerklüftete Bett mit starkem Gefälle. Wir ritten anfangs durch ein enges Thal. Die zu beiden Seiten des Weges kahl und schroff emporstarrenden Felsen bestehen aus einem hellfarbigen Kalkstein, welcher neben

Trachytfelsen in großer Ausdehnung und Mächtigkeit auftritt und sich bis Bajasid fortzieht. Er enthält Pectenmuscheln. Die Vegetation auf diesen trockenen Kalkbergen ist ärmer als auf der aus verwittertem vulcanischen Gestein hervorgegangenen Erde. Doch scheinen auf demselben einige eigenthümliche Pflanzenarten vorzukommen, welche auf dem Trachyt, wenn nicht ganz fehlen, doch viel seltener sind.

Gegen Südosten erweitert sich das Thal allmählig zu einer Ebene, welche breiter und flacher wird, je näher man dem Fuße des Ararat rückt. An Ausdehnung ist sie freilich mit der großen Araxesebene jenseits der Agri-Daghkette nicht zu vergleichen. Zwei Marschstunden von Diadin entfernt bemerkte ich die ersten schwarzen, schlackigen Lavaklumpen in der Ebene. Ihre Zahl, Größe und Mächtigkeit wuchs, je weiter wir gegen Bajasid vorwärts rückten. Allmählig thürmten sie sich zu conischen Hügeln empor und zeigten uns zusammenhängende Ströme. Hier erst traten wir in das eigentliche Vulcanland ein. Auf der ganzen weiten Strecke vom kolchischen Küstenstrand bis zur Hochebene von Erzerum sieht man wohl viele unverkennbare Zeichen mächtiger plutonischer Hebungen an Kalken und Schiefern, welche der Trachyt und der Porphyr zerrissen und durchbrochen hat, aber durchaus keine Spuren von eigentlich vulcanischen Phänomenen. Erst im Hochlande von Erzerum beobachtet man unverkennbare Reste von alten Kratern, Schlackenkegeln und Lavaströmen. Letztere sind jedoch von überaus geringer Ausdehnung. Wie am Monte nuovo bei Neapel, wie bei den kleinen Vulcanen im Albanogebirge bei Rom, so war auch dort die vulcanische Thätigkeit offenbar nur von sehr geringer Dauer. Alle Beobachtungen sprechen dort gegen eine lange Periode der vulcanischen Thätigkeit. Eine permanente oder Jahrhunderte lang fortdauernde Verbindung zwischen der Atmosphäre und dem tiefen

Gluthherd hat dort nie existirt. Die unterirdischen Schlöte verstopften sich wieder nach fruchtlosen Versuchen wahre Eruptionskratern hervorzubringen.

Was man im eigentlichen armenischen Hochlande bei Erzerum von wahren Kraterproducten nur fragmentarisch und in ganz unbedeutender Menge findet z. B. glasigen Obsidian, Pechsteine, weißgrauen Bimsstein u. s. w., beobachtet man in den Umgebungen der Ebene von Bajasid in beträchtlichen Massen. Noch überraschender ist die ungeheure Ausdehnung der Lavaströme. Die zunächst vor uns liegenden erstarrten schwarzen Massen, an welchen wir vorüberritten, hatten sich als Lavaströme von einem erloschenen Vulcan ergossen, welchen unser kurdischer Führer Tanturek nannte. Andere Kurden von Bajasid, welche ich Tags darauf fragte, nannten ihn Tanturlu. Es ist ein hoher schneebedeckter Kegel, wovon der höhere Theil zugespitzt, der niedrigere abgeplattet ist und eine kraterförmige Einsenkung zu haben scheint. Seine Höhe schätzte ich nach dem Augenmaß auf 9—10,000 F. Die Lava dieses Berges ist dunkelschwarz mit länglichen Blasenräumen, sehr hart, basaltisch ohne Olivin, Leucit oder Ryakolith, wie man ihn in den Laven des Ararat findet. Diese Lavaströme haben sich vom Tanturek durch Lücken der Kalkberge, welche um den westlichen Fuß des Vulcans sich hinziehen, oder über deren niedrigste Rücken in die Ebene gewälzt und hier zu conischen Hügeln aufgethürmt, deren man von verschiedenster Höhe bemerkt, von 1 Fuß bis ca. 200 Fuß. In der nähern Umgebung von Bajasid verschwinden diese Lavaströme, bis weiter gegen Norden die weit großartigern vulcanischen Producte des Ararat auftreten.

Wir hatten Diadin gegen 9 Uhr Morgens verlassen. In der Ebene empfanden wir brennend heißen Sonnenstich. Der Boden war trocken und wenig fruchtbar. Auf der ganzen Strecke

zwischen Diadin und Bajasid begegnet man keinem Dorf, keinem Haus, selten einer menschlichen Seele. Diese öde Wildniß ist verrufen und gewährt einen überaus unheimlichen Anblick. Niemand wagt, selbst wenn er mit guten Waffen versehen, durch diese Gegend allein zu ziehen. Nur unter dem Geleite von Kurden genießt man einer gewissen Sicherheit, da auch die Räuber Scheu vor der Blutrache haben. Kurden kämpfen nicht leicht gegen Kurden, wenn sie auch verschiedenen Stämmen angehören. Die Escorten, welche Behlül Pascha und der Beg von Diadin den Karawanen oder Reisenden zum Geleite mitgibt, gehören freilich meist selbst zu den verrufensten Stämmen. Es sind auch dem Aeußern nach wahre Räuberfiguren. Der Gesichtsschnitt durchaus nicht übereinstimmenden, doch in der Regel sehr wilden Ausdrucks, von Sonne, Wind und Wetter gebräunt. Die Bewaffnung ist sehr verschieden. Gewöhnlich besteht sie in einer 8—9 F. langen Bambuslanze, einem breiten, zweischneidigen Dolch, starkgekrümmtem Säbel und einem schlechten Gewehr mit grob gearbeitetem Steinschloß. Manche tragen noch Luntenflinten. Nur die Häuptlinge haben Pistolen.

Der kurdischen Escorte darf man immer Vertrauen schenken, wenn sie nicht vom Pascha, Beg oder Chan selbst den geheimen Befehl erhält, die Reisenden auszuplündern oder zu ermorden. Dies war bekanntlich bei dem unglücklichen Archäologen Schulz der Fall, dessen Gefolge von dem berüchtigten Häuptling Mustapha Chan (nach andern von Murallah Beg) heimlich instruirt war, den reisenden Gelehrten, bei welchem er reiche Beute vermuthete, umzubringen. In ähnlicher Lage war auch Jaubert, der Abgesandte Frankreichs, welcher sich in einer geheimen Mission des Kaisers Napoleon nach Teheran begeben sollte, um dem Schah Geschenke und die Einladung zur Theilnahme an einem Krieg gegen Rußland zu überbringen. Damals herrschte in Ba-

jasid der tyrannische Mahmud Pascha von kurdischem Blut, welcher zwar dem Namen nach ein Vasall der Pforte war und einen geringen Tribut nach Konstantinopel schickte, in der That aber als ziemlich unabhängiger Räuberfürst in diesen Grenzgegenden schaltete und waltete und Karawanen wie Reisende nach Gutdünken plünderte und brandschatzte. Jaubert wollte, um den Räubersitz Bajasid zu vermeiden, zwei Stunden südlich von der Stadt über die Gebirge, wurde aber von Abdallah, dem Häuptling der Sibki-Kurden, welcher seiner Escorte geheime Instructionen ertheilt hatte, aufgehoben und nach Bajasid gebracht, wo ihn Mahmud in einen der feuchten unterirdischen Kerker seines Felsschlosses warf. Der Pascha hätte ihn wohl, um sich der Napoleonischen Geschenke zu bemächtigen, heimlich umbringen lassen, wenn er nicht selbst wenige Tage darauf als Opfer der eingedrungenen Pest gefallen wäre. Sein Sohn Achmed Pascha, der ihn ersetzte, ging mit demselben Plane um, wurde aber gleichfalls schnell von der Pest weggerafft. Indessen gewann der unglückliche Gefangene Zeit und durch den mitleidigen Einfluß einer Frau des Gefangenwärters gelang seine Befreiung. Jaubert hat seine merkwürdige Leidensgeschichte sehr ausführlich erzählt. Manche hielten sie für übertrieben, namentlich die Schilderung seines schrecklichen Kerkers. Ich habe auf dem Paschaschlosse selbst verschiedene der dumpfen Kerkergewölbe gesehen, ebenso die alten Gefängnisse des Castells. Ihr Zustand steht hinter der Jaubertschen Beschreibung nicht zurück. Dagegen haben sich die politischen Verhältnisse sehr geändert. Die Anwesenheit der Russen hat die Kurdenstämme und ihre Häuptlinge etwas gedemüthigt. Die Paschas an den Grenzen genießen nicht mehr der frühern Unabhängigkeit. Macht und Reichthum derselben sind bedeutend gesunken und der Seraskier von Erzerum, durch die Consuln der europäischen Mächte beauf-

sichtigt, trifft kräftigere Sorge als früher für die Polizei der Landstraßen und die Sicherheit der Karawanen. Unter dem Schutze von Escorten reist man selbst in der verrufenen Gegend zwischen Diadin und Bajasid ziemlich sicher.

Wir trafen auf einzelne Kurden, die auf den nächsten Hügeln lauerten und uns als Späherposten der Räuberhorden bezeichnet wurden. Aber der Anblick der Reiter des Beg von Diadin und des türkischen Kawassen reichten hin, die Räuber zu schrecken. Eine Stunde vor Bajasid begegneten wir einem Trupp kurdischer Reiter mit Bambuslanzen und schlechten Feuergewehren bewaffnet. Sie sahen sehr verdächtig und unheimlich aus und waren nach der Aussage unserer kurdischen Begleiter als berüchtigte Räuber bekannt. Da wir an Zahl ihnen gleich, an Bewaffnung überlegen waren und überdieß gar kein Gepäck mit uns führten, durften wir beruhigt sein. Die Kurden wagen nicht leicht einen Angriff, wenn sie nicht an Stärke bedeutend überlegen sind und die sichere Hoffnung guter Beute haben. Die Kurden hielten die Führer unserer Escorte an und wechselten einige Worte auf kurdisch, die wir nicht verstanden. Ihre hablüsternen Raubvögelaugen waren fest auf uns gerichtet. Als sie weiter geritten, sagte auf Befragen einer unserer Reiter: die Räuber hätten nach der Karawane und ihrem Lagerplatz gefragt. Sie schlugen offenbar diese Richtung ein, um ihrer Gewohnheit gemäß bei Nacht einige Pferde zu stehlen. Offene Gewalt gegen eine so gut gerüstete Karawane war aber nicht zu befürchten.

Bajasid hat eine malerische Lage. Seine Häuser sind amphitheatralisch auf der Vorhöhe eines Gebirgszuges gruppirt, der wie die Wiege des Murad den Namen Ala-Dagh führt. Die Straßen sind steil. Einige Minarets und Moscheen ragen aus den übrigen Häusern hervor. Mahmuds stolzer Schloßbau und besonders die alte Festung, welche auf den schmalen Terrassen

des Kalkfelsens in gedrängten Partien sich erhebt, durch ihre kühne Lage ein wahrer Wunderbau, der von dem Genie der Baumeister in Ueberwindung außerordentlicher Terrainhindernisse glänzendes Zeugniß ablegt, trägt nicht wenig bei, den malerischen Anblick der Stadt zu erhöhen. Dazu denke man sich die höchst bizarren Formen des röthlichen mit Kalkspathadern durchzogenen Marmorfelsen und der kahlen Kalkberge, deren schroffe Wände sich mauerartig noch hoch über dem Paschaschloß und den Castellruinen erheben, im Hintergrunde aber den majestätischen Ararat, der vor der Stadt noch sichtbar ist — das Landschaftsgemälde ist so wild pitoresk, wie es die Phantasie eines Malers, der in allen Formen das Nackte liebt, nur immer wünschen mag. Ein Freund von sanfteren Naturbildern empfindet hier freilich den gänzlichen Mangel an Wald und Vegetation.

Westlich von Bajasid stand einst die altarmenische Stadt Pakoran, welche in der Provinz Pakrevan seit dem 1. Jahrhundert nach Chr. Geb. als Coloniestadt für Sclaven angelegt war. Bajasid selbst scheint keine alte Stadt zu sein. Doch verlegt Moses von Chorene das Asyl Arsacavana, welches Arsaces für alle Räuber, Mörder, Spitzbuben und Sclaven im Rücken des Berges Masis oder Ararat angelegt hatte und das später von Schahpur zerstört wurde, in diese Gegend. Schon von Alters her scheint diese kahle wilde Felsgegend der Schlupfwinkel von Raubgesindel gewesen zu sein. Heute ist Bajasid eine elende, verfallene Stadt. Unter zehn Häusern ist durchschnittlich kaum Eines bewohnt. Die Bevölkerung ist verarmt und herabgekommen, hat aber ihren wilden kurdischen Charakter bewahrt. Auch die Armenier, deren Zahl durch die Auswanderung nach Rußland hier gleichfalls sehr herabgekommen, sind in Kleidung, Sprache, Sinn und Manieren ganz zu Kurden geworden. Sie bilden etwa ein Viertheil der Bevölkerung, welche höchstens

400 Familien stark ist. Behlül Pascha, welcher jetzt als Satrap der hohen Pforte in Bajasid residirt, bewohnt nicht mehr den stolzen Schloßbau auf der Höhe, welchen sein Vater, der tyrannische Mahmud, erbaute. Das furchtbare Erdbeben vom 20. Junius 1840 hatte einen Theil dieses Schlosses in Trümmer gestürzt. Der Pascha, in dessen Familie diese Würde bisher erblich war, bewohnt jetzt ein bescheidenes Häuschen in der Stadt selbst. Als er meine Ankunft erfahren, schickte er seinen Kawassen, um mich bei dem wohlhabendsten Armenier des Orts einzuquartieren. Wir hatten es hier ziemlich bequem. Mein Hauswirth war ein alter Mann, der Handelsgeschäfte trieb, rüstige Söhne hatte und mir erzählte, daß er alle durchreisenden Europäer beherbergt und namentlich von den Consuln stets schöne Geschenke erhalten habe. Sehr naiv bemerkte er: hoffentlich würde ich meinen Vorgängern an Generosität nicht nachstehen. Habsucht schien seine wie seiner Söhne vorherrschende Leidenschaft. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich abreisen und ihm für die Bewirthung ein gutes Bakschisch geben würde.

Inzwischen kamen die Kawassen mich zu einem Besuch bei ihrem Herrn abzuholen. Behlül Pascha schmückte sich eben mit seinem Nischan in Brillanten, als ich bei ihm eintrat. Er saß auf seinem Divan, umgeben von Türken und kurdischen Häuptlingen. Der ganze Audienzsaal war von Bewaffneten angefüllt, worunter manche schnurrbärtige Kurden von wahrhaft furchtbarem Ansehen, die ein Salvator Rosa als Modelle hätte gut brauchen können.

Behlül Pascha ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mittlerer Statur, ziemlich mager, unbedeutendes Gesicht. Er hatte nicht die osmanische Grandezza, wohl aber das feine und artige Benehmen des Orientalen, das selbst den Kurden eigen ist. Nachdem er meinen Ferman und das versiegelte Empfehlungs-

schreiben Kiamil Pascha's gelesen, erklärte er sehr freundlich, daß ich ganz über seine Dienste verfügen könne. Er wolle mir zuverlässige Reiter auf meinen Ausflügen mitgeben und bürge mir für volle Sicherheit, solange ich innerhalb der Grenzen seines Paschaliks unter seinem Schutze verbleiben würde. Doch wiederholte er mir ein paar mal die Mahnung nie allein zu gehen, nicht einmal in der Stadt. Denn es gebe viele, sehr viele, ungeheuer viele böse Leute hier und in der Gegend. Ich konnte nicht umhin bei diesen Worten einen Blick auf die wilden Gestalten mit den finstern und trotzigen Gesichtern, die ihn umgaben, zu werfen. Der fixe Blick ihres schwarzen Auges haftete auf mir und dem Polen, der an meiner Seite auf dem Divan Platz genommen und den Dolmetscher machte. Behlül Pascha sprach das Türkische geläufig, doch mit jenem eigenthümlich kurdischen Accent, der im kurdisch-armenischen Gebirgslande allen Bewohnern eigen. Seine Conversation hatte etwas recht Leutseliges. Er erzählte mir unter Anderm, wie sein Vater Mahmud mehr als Einen vergeblichen Versuch gemacht, den Gipfel des Berges Ararat zu besteigen. Doch selbst dem kühnsten kurdischen Bergsteiger sei es nie gelungen. Auf einer bedeutenden Höhe habe sie Schwindel und Uebelkeit befallen durch eine „böse Luft," welche aus dem Berge gestiegen. Von einer Besteigung des Gipfels durch russische Reisende wollte er nichts wissen und erklärte den Gipfel für unerreichbar.

Ein bei der Quarantaine in Bajasid angestellter deutscher Arzt Dr. Buxdorf begleitete mich bei einem Gang nach dem verlassenen Paschaschloß. Brant hat dasselbe nicht mit Unrecht für den schönsten aller Paläste im ganzen türkischen Reiche erklärt. Selbst das kaiserliche Serail in Konstantinopel kommt demselben an solider Bauart nicht gleich. Noch in seinem heutigen Verfall spielt das Schloß auf seiner Höhe eine stolze könig-

liche Figur mit seinen mächtigen Kuppeln und Zinnen. Thore, Säulen und Mauern von demselben röthlichen Marmor, auf dem die Stadt steht, sind so fest, geschmackvoll und schön, daß sie selbst an europäischen Stadtgebäuden auffallen würden.

Mit Bewunderung durchwandelten wir die Prachtzimmer mit ihren Spiegeln und vergoldeten Wänden. Die ganze Einrichtung zeigt noch trotz der Verödung einen Glanz und Luxus, der den schneidendsten Contrast bildet zu dem gegenwärtigen Verfall der Stadt, dem Elend des Volks und selbst zu dem bescheidenen Häuschen und der prunklosen Einrichtung des gegenwärtigen Pascha's, der im Laufe der wechselvollen Schicksale, welche ihn seit der Einnahme Bajasids durch die Russen getroffen, die Reichthümer seines Vaters verloren zu haben scheint und jetzt lebt wie ein verarmter Edelmann. Mahmud Pascha, der auch seine Kurden tyrannisch beherrschte, hatte sie gezwungen das Material zu dem Schloßbau herbeizuschaffen. Der Architekt war ein Perser. Auch die innern Ornamentirungen der Zimmer und Hallen verrathen geschickte persische Hände. An den Palast stößt eine Moschee, welche seltsamer Weise vom Erdbeben nicht gelitten hat, obwohl das schlanke Minaret sich noch höher erhebt als die halbeingestürzte und zerborstene Kuppel des Palastes. Die Kuppel der Moschee zeigte nicht einmal einen Riß. Die innern Kuppelwände sind mit rohen Frescobildern, Bäume und Blumen darstellend, geziert. Im Hofe erhebt sich ein hohes Mausoleum von Marmor sehr kunst- und geschmackvoll gearbeitet. Unter demselben ruhen in einer Marmorgruft die Gebeine des Palasterbauers Mahmud. Ich stieg in die Gruft hinab und sah den Sarg Mahmuds innerhalb vier prächtiger Alabastertafeln, die mit Inschriften, Sprüche des Korans enthaltend, verziert waren. Ein alter Mollah saß neben dem Grabe in dem Koran mit lauter Stimme lesend. Meine Erscheinung schien ihn nicht im min-

desten zu überraschen. Er warf mir einen gleichgültigen Blick zu, streckte aber die dürre welke Hand aus und forderte in ziemlich gebieterischem Tone ein Bakschisch (Trinkgeld). Ein Fünfpiasterstück schien ihn nur sehr mäßig zu befriedigen. Die Leute sagten mir, der alte Mollah verweile den ganzen Tag hier unten, um für Mahmuds Seele zu beten. Der grausame Tyrann mag nach dem langen Verbrecherleben, das er führte, einer Fürbitte der Frommen für sein Seelenheil allerdings sehr bedürftig sein. Behlül Pascha muß wenigstens viel kindliche Pietät haben, da er trotz seiner Verarmung den Mollah zu diesem Zwecke bezahlt.

Das Paschaschloß ist zwar ziemlich stark befestigt, hat sich aber doch im Jahr 1828 gegen die Russen nicht als vertheidigungsfähig bewährt. Von der russischen Artillerie aus dominirenden Höhen beschossen mußte es sich nach kurzem Widerstand ergeben. Behlül Pascha floh in die Felsschluchten von Maku, wurde später von der Pforte selbst seines Postens entsetzt, fand aber wieder Gnade, als die türkische Regierung sich überzeugt hatte, daß die Kurden am Ende doch nur auf leichte und wohlfeile Weise durch einen Pascha aus kurdischem Fürstenblut einigermaßen im Zaum gehalten werden konnten. Gegen Kurden wäre das befestigte Schloß noch immer einer hinreichenden Vertheidigung fähig. Auch dient es wirklich den Nizamsoldaten zur Festungscaserne, so oft auf Befehl des Seraskiers von Erzerum gegen rebellische Kurdenhorden Razzias angeordnet werden. Im Schloßhof fand ich ein paar unbrauchbare Kanonen.

Auch am Fuße des Stadthügels liegen verfallene Festungsruinen. Der Wunderbau der alten Citadelle auf den schmalen Terrassen des Felsens noch hoch über dem Paschaschloß wird von den wenigen europäischen Reisenden, welche Bajasid im Fluge berührten, den Genuesen zugeschrieben. Sie berufen sich dabei

auf eine unter den Eingebornen herrschende Tradition. Meine türkischen und armenischen Begleiter, welche mich am zweiten Tage meines Aufenthalts nach jener höchsten Bergfestung begleiteten, wollten auffallender Weise von dieser Sage nichts wissen, sondern nannten als Erbauer einen Sultan Murad, der nach Beendigung eines glücklichen Feldzuges gegen Persien diese Werke errichtete. Durch düstere Gewölbe und gemauerte Gänge, über viele schadhafte Treppen und verfallene Mauern wanderten wir von einer Befestigung zur andern. An manchen Stellen war der Gang wegen der Enge des Felsweges und des baufälligen Zustandes des Gemäuers nicht ohne Gefahr. Merkwürdig ist die Reihe von tiefen, schauerlichen Kerkergewölben. Um zu den höheren befestigten Terrassen zu gelangen bedarf es eines schwindelfreien Kopfes. Von einer der Zinnen herab blickten wir durch Schießlöcher in eine schauerliche Tiefe. Senkrecht fiel unter uns die Felswand nach der Stadtseite ab. Wir versuchten noch den letzten und höchsten Theil dieser alten Werke zu ersteigen. Durch einen finstern steilen Gang voll Schutt und Staub suchten wir vorwärts zu dringen. Aber die Dunkelheit, die dumpfige Luft, welche das Athmen erschwerte, und die Schwierigkeit des Weges durch das verfallene Gemäuer bewogen uns bald den Versuch aufzugeben. Auch diese Felscitadelle, welche nur mit zwei Kanonen versehen, die blos noch zur Beiramzeit gebraucht werden, wären iu ihrem jetzigen höchst baufälligen Zustand einer Vertheidigung gegen regulaires Militair unfähig. Während der älteren Kriege zwischen Türken und Persern sollen letztere sie zu wiederholten Malen von den gegenüberliegenden Höhen beschossen haben, ohne sie jedoch mit Gewalt nehmen zu können. An einigen Mauertheilen zeigte man uns noch die Spuren des persischen Geschützes. Im Jahr 1828 gegen die Russen wurde von den Türken nicht einmal ein Versuch gemacht, die Citadelle

zu behaupten. Der neuen großartigen russischen Festung bei Eriwan steht auf türkischer Seite keine Grenzfestung mehr entgegen und das Paschalik Bajasid, welches den Eingang zur großen Karawanenstraße nach Erzerum beherrscht, ist jedem feindlichen Angriff von Russen oder Persern wehrlos blosgestellt.

Meine Absicht war, nach meiner Rückkehr von Persien längere Zeit in Bajasid zu verweilen und von dem Anerbieten Behlül Pascha's, unter sicherer Escorte die Umgegend der Stadt und die südliche Araratlandschaft in den verschiedensten Richtungen zu durchstreifen, Gebrauch zu machen. Wenige Gegenden Westasiens bieten dem Geognosten ein so hohes Interesse. Ueberall sind hier die merkwürdigsten Einwirkungen der geschichteten Felsbildungen durch vulcanische Durchbrüche zu beobachten. Wie mein Zweck durch einen kurdischen Räuberanfall theilweise vereitelt wurde, soll später erzählt werden. Im Augenblick, wo wir von Bajasid und der asiatischen Türkei Abschied nahmen und zu einem andern großen moslemischen Reich, welches eine noch größere geschichtliche Vergangenheit und eine fast noch traurigere Gegenwart hat, übergehen, glauben wir noch einige statistische Details über dieses politisch hochwichtige türkische Grenzpaschalik anführen zu müssen. Wir entnehmen dieselben einem halbofficiellen russischen Werk, welches nach den vom russischen Generalstab gesammelten Documenten veröffentlicht wurde und das von Ritter im 10. Band seiner Erdkunde bereits benutzt werden konnte. Mit Ausnahme der Angaben über Bevölkerungszahl und Klima scheinen die russischen Bemerkungen ziemlich genau. In der numerischen Uebersicht der Bevölkerung ist die Zahl der Armenier zu hoch, die der Kurden und Türken offenbar zu gering angegeben. Damals war einerseits die armenische Auswanderung nach Rußland noch nicht erfolgt,

anderseits ein großer Theil der mahomedanischen Bevölkerung besonders der nomadischen Kurdenstämme in das Innere Anatoliens zurückgewichen. Gegenwärtig ist die muselmännische Bevölkerung viel zahlreicher als die christliche. Statistische Notizen aber hat Behlül Pascha hierüber nicht gesammelt, was bei dem unstäten Wanderleben der an Zahl überwiegenden Kurden keine leichte Aufgabe wäre.

Das Paschalik zieht sich als schmaler Landstrich von West nach Ost, im Süden des Ararat vorüber, ein Areal von nur 2200 Q. Werst (19 Meilen) lang und 18 bis 45 Werst (2 bis 4 Meilen) breit. Es grenzt gegen Nord an die armenische Landschaft und an das Sandschak Ober-Pasin (Pasin sufla), gegen Ost an das persische Chanat Maku, gegen West an Nieder-Pasin und gegen Süd an das Sandschakat Malezgherd, an einen Theil des Paschaliks von Musch und Van.

Die vier Sandschaks oder Kreise, aus denen es besteht, sind: 1) Bajasid (840 Q. Werst), 2) Diadin (130 Q. Werst), 3) Chamum (102 Q. Werst) und 4) Alaschgert, das mit den zwei Districten Chalyaß und Nahia (oder Naja) 1128 Q. Werst einnimmt.

Höher gelegen als seine umgrenzenden Provinzen Maku, Van, Musch, Arzerum, Kars und das übrige Armenien ist es die Wasserscheide der Flußsysteme zwischen dem kaspischen See und dem persischen Meerbusen.

Seine Gebirge sind: 1) der Agri-Dagh in seinem schlängelnden Zuge, welcher Bajasid von Ober-Pasin scheidet, und die Zuflüsse nordwärts zum Araxes, südwärts zum Murad und zum Maku sendet. Am Ostende desselben erhebt sich der hohe Kegel des großen Ararat mit seinem noch östlicheren Trabantenkegel, dem kleinen Ararat. Beide sind an ihrem Westfuße durch eine tiefe, trockne Schlucht von dem noch westliche-

ren Zuge des Agri-Dagh getrennt, der verschiedene Namen annimmt, wie: Chatsch-Geduk, Chadschi-Geduk, Sor-Geduk, Surawa-Dagh und an der Westgrenze des Paschaliks: Turkman-Kilissar (Chatsch d. h. Kreuz, Sor d. h. Gewaltthat, Geduk d. h. Gebirgsrücken). Seine höchsten Punkte werden Tschitschally, Sor-Dagh und Kussa-Dagh genannt, ein nackter, abgelegener, 12 Werst (an 3 Stunden) von Topra-Kaleh entfernter Fels. Andere Berge heißen: Dram Dasch Dschani, Dasch und Jas-Dasch, welcher letztere seinen Namen von einem an seinem Fuße gefundenen, mit einer unbekannten Inscription versehenen Quadersteine erhalten hat. 2) Der Klytsche-Dagh liegt in S. W. des Paschaliks und sondert sich von Turkman-Kilissar in der Richtung des Euphrat ab; bei seinem Beginn wird er auch Sodschah und Misgrog genannt. 3) Der Allah-Dagh d. i. Gottesberg, am südlichen Ende des Paschaliks, vereinigt sich mit dem Klytsche-Dagh im Westen, ist aber breiter als dieser und höher als der Agri-Dagh. Der Schuschink-Dagh am Fluß Tschubugli, Kimber-Dagh Nenat und Tschir-Geduk an dem Euphrat sind die höchsten Berge. Zu diesen uns bekannten Localitäten wird die vierte Hauptkette von Diadin gerechnet, welche den Allah-Dagh mit dem Agri-Dagh, also ein von Süd nach Nord ziehendes Querjoch, bildet. 29 Flüsse sollen das Paschalik nach den verschiedensten Richtungen durchziehen. Ein kleiner Landsee, Ballik-Göl, 18 Stunden (65 Werst) im West vom Ararat ist hoch gelegen im Agri-Dagh, aber nur 1½ Stunde (6 Werst) lang und ½ Stunde (2½ Werst) breit; von seinem großen Fischreichthum soll er seinen Namen haben. Vordem hatte er in seiner Mitte eine kleine Insel mit einer christlichen Kirche, von der aber heut zu Tage nur noch die Ruinen aus dem Wasser hervorragen sollen. Sein Abfluß von 17 Stunden (60 Werst) Länge heißt Ballik-su, einer der Hauptflüsse des

Landes. Andere sind der Gernauk, der Maku-tschay, der Almalla, der Murad-tschay d. i. der Euphrat, der Scheman.

Der Murad entspringt aus zwei Quellen in Tschir-Geduk oder dem Bergrücken Tschir; er durchströmt das Paschalik gegen N. und S. W. an 25 Stunden (111 Werst) weit, bricht später zwischen dem Allah-Dagh im Ost und Klytsche-Dagh im West südostwärts hindurch in das Sandschakat Malezgherd, wo er im Verein mit andern Zuströmen schiffbar wird. Sein Lauf ist nur mittelmäßig reißend, seine Breite ist fünf Klafter (Saschen) und ein bis zwei Arschin tief; sein Wasser fischreich, zumal an Forellen; seine Ufer sind nackt. Von seinen beiderseitigen Zuflüssen ist hier nur der Scherian zu bemerken, der auf Chossol-Dagh entspringt. Die gute Bewässerung des Bodens hebt die Vegetation und gibt den Kornfeldern sechs bis zehn Ertrag; nur die Umgebung Bajasids ist wenig ergiebig. Vom Juni bis October ist das Bergland mit reichem Wiesenwuchs für die Heerden bedeckt, so daß der Pascha nach den Russen sehr gut aus eigenen Mitteln des Landes 6000 Pferde zu 4000 Mann Truppen stellen konnte. Dagegen ist Holzmangel allgemein; nur Krummholz, Kienholz, Wachholdergesträuch und kleine biegsame Birken machen den einzigen Vorrath an Brennmaterial aus, die Gärten fehlen, man sagt wegen der ewigen Verheerungen; Weinbau findet wegen der hohen Berge nicht statt.

Das Klima von Bajasid, in einem Bergkessel den heißen Ebenen Persiens so nahe gelegen, ist doch kühl; der Jahreswechsel zeigt bestimmte und scharfe Contraste. Mitte März ist Frühlingsanfang, die Hitze steigt Mitte Juli, wo die Flüsse ihre Hochwasser verlieren, bis zum August auf das höchste. Der September ist schon gemäßigt, im October bedeckt sich alles mit Schnee, Ende November nehmen Frost und anhaltende Kälte

überhand; doch steigt die Winterkälte nicht über 10° R.,*) dauert nur bis Ende Februar, dabei immer hoher Schnee. Die Lage von Bajasid ist so gesund, daß die reichen Fieberkranken aus Eriwan dahin ziehen, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Das Volk ist gesund, blühend und blickt mit Entsetzen auf die fieberbefallenen Patienten von Eriwan. Aber alljährlich macht hier die Pest ihre Verheerung. Der Aberglaube, die Sorglosigkeit thut nichts sie zu verbannen; durch das treffliche Klima selbst wird sie bekämpft, wenn sie auch eingebracht ist. Die Reinlichkeit der benachbarten Perser soll die Verbreitung der Pest bei ihnen verhindern, auch sagte man den Russen, ein Präservativ dagegen sei, sich die Hände mit China (wohl Henna?) zu färben. Die Aerzte in Bajasid haben ein erbliches Gewerbe und sollen sich sehr gut auf das Heilen der Wunden und der Pestbeulen verstehen; als Präservativ gebrauchen sie selbst bei dem Umgang mit Pestkranken ein starkes Pulver zum Schnupfen und Einreiben der Hände, und scheuen den Verkehr gar nicht mit den Pestkranken. Auch die Russen haben die Kuren dieser Art anerkannt, bis Tiflis sind sie bekannt und erwerben sich bedeutende Reichthümer.

Ueber die Bevölkerung des Paschaliks erhalten wir folgende Daten. Die Russen zählten 3190 armenische und 550 muselmännische, zusammen 3740 Familien im Lande, die einen Anschlag der Bevölkerung auf 18,000 Seelen männlichen Geschlechts gaben, so daß auf jede Quadratwerst nur 15 männliche Bewohner kommen; eine so geringe Anzahl bei der Begünstigung eines so vortheilhaften Klima's, daß nur die steten Verwüstungen des Landes und die Gewohnheit, bei jedem Ein-

*) Diese Beobachtung ist wohl irrig. In Eriwan fällt das Quecksilber oft unter 20° R.

fall eine große Menge der Familien mit Gewalt aus dem Lande wegzuschleppen und anderwärts überzusiedeln, was stets von Persern und auch durch Russen, obwohl unter mildern Formen, mit den Armeniern geschehen, die Ursache dieser Entvölkerung sein kann.

Das Sandschakat Bajasid soll das volkreichste sein und auf 817½ Q. Werst 2650 Familien herbergen. Der Stadt Bajasid theilte man 2735 armenische, 310 muselmännische Familien, in Summa 2045 zu; die andern 604 armenischen und 4 türkischen Familien des Sandschaks hatten in 6 kurdischen Dorfschaften ihre Sitze. Im Sandschak-Diadin zählte man 266 Familien, in der Stadt und 9 Dörfern vertheilt. Im S. Chamur 116 Familien in 11, also viel kleineren Dorfschaften; in S. Alaschgert mit zwei zugehörigen Districten 725 Familien, in 60 Dörfern vertheilt.

IX.

Abreise von Bajasid. Paß Khast-göl. Ein Abenteuer mit kurdischen Räubern. Eintritt in Persien. Gorawa. Vergleich des Naturcharakters von Armenien und Persien. Die Hochebene und die Stadt Choi. Ankunft am Urmiasee. Landschaftscharakter. Zur Naturgeschichte Aserbeidschans. Ankunft in Tabris. Lage und Beschreibung der Stadt. Volksleben. Persische Frauen. Eine persische Schule. Der Bazar. Geselligkeit. Die griechischen Kaufleute. Nestorianerinnen. Temporäre Ehebündnisse.

Am 2. Julius verließ ich Bajasid unter der Escorte von drei kurdischen Reitern, welche im Dienste Behlül Pascha's stehend unter den Räuberhorden dieses Grenzgebirges bekannt waren und deren Begleitung, wie mich der Pascha versicherte, selbst in geringer Zahl auf so einsamen Wegen hinreichte, da größere raublustige Banden sich gewöhnlich nur in der Nähe der Karawanenstraße versammeln. Dr. Buxdorf, der Arzt der Quarantaine von Bajasid, nahm nicht ohne Seufzer Abschied von uns. Damit soll nicht gesagt sein, daß der wackere Mann für uns eine besonders warme Neigung gewonnen hätte. Aber als der einzige Europäer fühlte er sich in diesem kurdischen Grenznest sehr einsam, sehr verlassen. Reisende von einiger Bildung sind in Bajasid höchst seltene Erscheinungen. Hat man

hier doch nicht einmal den Trost, von Zeit zu Zeit eine christlich orientalische Karawane zu sehen. Die jetzt gänzlich verödete Stadt zieht nicht leicht einen Wanderer an. Die Bevölkerung steht im Rufe ungastlicher Rohheit und spitzbübischen Charakters, die Umgebung ist bis unter die Wölbung der Stadtthore unsicher und selbst in den Straßen sind des Abends Raubanfälle und Mordversuche mitunter vorgekommen. Die Karawanen ziehen zwei Stunden nördlich von Bajasid über das Gebirge und finden es selten der Mühe werth mit der Stadt zu verkehren. Der arme Dr. Burdorf klagte mir, daß er manchmal Monate lang völlig abgeschlossen von der civilisirten Welt in diesem düstern Neste sitze, ohne selbst Briefe oder Zeitungen empfangen zu können, und daß sein Lebensunterhalt ganz von der Gnade des Pascha's abhänge, welcher trotz der Befehle des Seraskiers von Erzerum dem Doctor unregelmäßig und so ungerne wie möglich seinen Monatsgehalt auszahlte. Der Pascha mußte solchen von den Einkünften seines kleinen und verarmten Paschaliks bestreiten, welche sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung und Steigerung des Elends der Bevölkerung minderten. Dr. Burdorf war bei längerem Aufenthalt in dieser freudlosen Stadt unter einer so falschen und tückischen Bevölkerung überaus mißtrauischen Sinnes geworden. Er befürchtete beständig mit oder ohne Vorwissen des Pascha's beraubt oder gar bei Seite geschafft zu werden, und schickte deshalb von Zeit zu Zeit seine ersparte Baarschaft an ein Consulat in Erzerum, in der Hoffnung, daß der Pascha hievon Kenntniß erhalten und nicht etwa durch Hoffnung auf eine glänzende Hinterlassenschaft des Doctors verleitet werde, Plane zu seinem Verderben zu schmieden. Unter diesen Umständen war die Freude dieses Mannes bei jedesmaliger Ankunft eines gebildeten Europäers wohl begreiflich, ebenso die Trauer, so oft er einen solchen scheiden

sah und sich dann wieder recht verlassen fühlte unter raubsüchtigen Kurden, niederträchtigen Armeniern und fanatischen geldgierigen Türken.

Der einsame Weg, welchen uns die kurdischen Reiter führten, ging über steile Kalkfelsen, welche auf beiden Seiten in schroffen, wilden, zerrissenen Massen emporstarrten. Hier wie in der nächsten Nähe von Bajasid sieht man viele Stellen, wo der Trachytporphyr mit glasigem Feldspath den Kalk durchbrochen, gehoben, zersprengt und die Schichtung vernichtend das Sedimentgestein in regellosen Massen über einander aufgethürmt hat. Spuren von kraterischer Thätigkeit, von geflossenen Laven hab' ich auf dieser Höhe nicht mehr wahrgenommen. Aber tief unter uns in der Ebene waren die schwarzen Lavahügel, welche der alte Vulcan Tanturek aus seinen verschiedenen Kratern und Seitenspalten gespien, deutlich wahrnehmbar.

Auf der Höhe des Engpasses Khasi-Göl d. h. Fuchsquelle — der Name kommt von der Menge der Füchse und Schakale, welche nach der Versicherung der Eingebornen hier auf dem quellenreichen Grenzgebirge sich aufhalten und den Heerden nachstellend das frische Wasser trinken — traf ich im Laufe des Nachmittags unsere Karawane wieder. Sie war hier seit dem frühesten Morgen gelagert und hatte gleich bei ihrer Ankunft ein Abenteuer bestanden, welches unserm buckeligen Karivan-Baschi Kara-Göz bittern Aerger und einigen seiner Gefährten schweren Kummer machte, während wir bei Anhörung der Details des Vorgegangenen einige Mühe hatten, das laute Lachen zu unterdrücken.

Im Augenblicke, wo die Karawane bei trüber Frühatmosphäre die Paßhöhe erreichte, bemächtigten sich die im Nebel lauernden Kurden trotz der äußersten Wachsamkeit der Kadirtschis und ihrer Knechte einiger Packpferde und entführten sie

mit erstaunlicher Flinkheit. Die zunächst des Karawanenzuges reitenden Armenier wagten nicht, auf die Kurdenschaar zu feuern, wohl aus Furcht vor der Blutrache. Denn der Tod eines Kurden hätte wahrscheinlich die ganze Horde zum Angriff versammelt. Durch Abfeuern ihrer Gewehre in die Luft gaben die Armenier jedoch Lärmsignale, und sämmtliche bewaffnete Reiter der Karawane waren alsogleich versammelt. Man berieth sich, was zu thun sei, dachte aber feiger Weise an keine augenblickliche Verfolgung. Endlich entschloß sich Kara-Gös, zwei Knechte, welche das Kurdische sprachen, auf das Beste beritten, aber unbewaffnet, den Räubern nachzusenden mit dem Auftrage, die Kurden durch Drohungen und durch das Versprechen eines Geldgeschenks zur Rückgabe des Raubes zu bewegen. Die beiden Reiter flogen auf den besten Pferden über die neblige Halde nach den höchsten Plateaus hinauf, wo sie die Räuber vermutheten. Nach stundelangem bangen Harren sah man sie kleinlaut und niedergeschlagen zu Fuß zurückkehren, all' ihrer Kleider bis auf das Hemd beraubt. Sie waren unter eine kurdische Bande gerathen, welche auf den Plateaus dieses Grenzgebirges umherspukte und mehr auf persischem als türkischem Gebiete weidend um den angedrohten Zorn und die Rache Behlül Pascha's sich wenig kümmerte. Unser Karivan-Baschi, welcher für die ihm anvertrauten Waaren verantwortlich war, schickte noch an demselben Tage einen seiner Leute nach Bajasid, den Vorfall zu melden, und behielt sich vor, auch bei dem persischen Häuptlinge in Kilissa-Kent und Choi klagend aufzutreten. Er hoffte, daß es den vereinten Bemühungen der beiden obersten Grenzwächter gelingen werde, die Thäter ausfindig zu machen. War doch Behlül Pascha selbst geborner Kurde und Chul-Chan, der Commandant des persischen Grenzortes Kilissa-Kent, schien gleichfalls mit der Sippschaft dieser braunen Nomaden nahe

verwandt. Zwar hatten Beide nur sehr geringe Streitkräfte zur Verfügung. Aber die Häuptlinge der Nomadenhorden dieser Gegend wußten wohl, daß Behlül Pascha im Nothfalle Verstärkung aus Erzerum herbeirufen konnte, und sie fürchteten die geschulten Nizamsoldaten. Die Kurden sind in der Regel klug genug, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben, und, wie ich später bei meiner Rückkehr nach Erzerum erfuhr, war's dem Pascha wirklich gelungen, die Kurden zur Herausgabe des werthvollsten Theils jener Beute, nemlich der Waarenballen, zu bewegen Zwei Pferde und die Kleider der ausgezogenen Armenier hatten sie zurückbehalten.

Die Gegend unseres Lagerplatzes war sehr einsam. Der Siedepunkt zeigte eine Höhe des Passes von 7240 Fuß. Von Feldbau war hier keine Spur mehr. Selbst der Graswuchs ziemlich dürftig. Doch fand ich selbst in der Dämmerung noch einige interessante Alpenpflanzen. Bei einbrechender Nacht wurde das sorgfältig aufgeschichtete Gepäcke in kurzen Zwischenräumen von bewaffneten Wächtern umstellt. Die Pferde weideten ganz nahe unserm Bivouak und wurden scharf bewacht. Als gegen Abend ein einzelner Kurde auf dem Felsen sichtbar wurde, erregte dies allgemeinen Schrecken, weil man ihn für den ausgeschickten Späher einer größern Räuberbande hielt. Unsere Armenier feuerten die ganze Nacht hindurch ihre Gewehre in die Luft ab, um den Kurden zu zeigen, daß sie wachsam seien, vielleicht auch um sich selber Muth zu machen. Die lasischen Knechte folgten nicht diesem Beispiele und sparten ihr Pulver. Sie schienen überhaupt noch am meisten kaltblütigen Muth zu besitzen, und im Falle eines stärkeren Angriffs hatte ich nur auf die Türken und Lasen einiges Vertrauen. Zu den feigsten Kadirtschis gehörte unser Armenier Karapet-Bedochil, welcher sich hinter die Waarenballen als eine solide Schanze verkroch. In-

dessen ging die Nacht ohne Unfall vorüber und wir setzten mit aufgehender Tageshelle unsere Reise fort.

Die östliche Halde des Passes Khasi-Göl fällt ziemlich steil in das persische Gebiet ab und erscheint in dieser Jahreszeit eben so frisch grün und fruchtbar, als der westliche Abhang auf türkischem Boden. Wohl gibt es hier auf der schmalen Grenzscheide zwischen beiden Reichen fast ausschließlich nur Weideplätze und keinen Feldbau. Aber dieser Umstand ist mehr der bedeutenden Höhe und der Unsicherheit der Gegend beizumessen. Von einer künstlichen Wüstenei, wie sie die russische Karte auf der türkisch-persischen Grenze angibt, war keine Spur zu sehen. Auch wäre man wohl bei dem besten Willen, eine unwirthbare Oede zwischen den beiden moslemischen Reichen zu ziehen, welche Jahrhunderte lang um die Herrschaft im westlichen Asien gerungen, um die Mittel der Ausführung verlegen. Allenthalben, wo diesen Berghalden Quellen entspringen, ist der Graswuchs zwar niedrig, aber dicht und wegen seiner Frische durch Feuer unvertilgbar. Könnte man aber auch einen Grasbrand im Hochsommer zu Stande bringen, wie in den südrussischen Steppen, so würde damit doch die Vegetation nicht vertilgt und der Frühling würde sie aus der Asche nur um so kräftiger ins Leben rufen. Bekanntlich ist das Feuer in vielen Gegenden, sogar in der Lüneburger Haide, wo man mittelst der Asche des Haidekrautes von Zeit zu Zeit eine magere Ernte erzielt, das Mittel zur Befruchtung des Bodens.

Wir lagerten gegen Mittag unweit Kilissa-Kent in einem Hochthale, welches eine der Vorstufen des armenisch-persischen Hochlandes bildet. Die Landschaft ist durch viele Dörfer und schwarze Kurdenzelte belebt, die Volkstracht wechselt plötzlich. Spitze Lammfellmützen und persische Kaftans mit Hängeärmeln erscheinen statt des türkischen Kleiderschnitts. An diesem Tage

schoß mein Diener Saremba eine schöne Trappe von der Größe der Otis tetrax, wahrscheinlich eine unbeschriebene Art. Der Balg ist leider im Laufe der Reise zu Grunde gegangen. Meine botanische und entomologische Ausbeute war hier noch wenig ergiebig.

Am 4. Julius zogen wir durch schmale Längethäler und schlugen den Bivouak in einer Hochebene auf, welche minder ausgedehnt und weniger bewässert als die Plateaus im türkischen Armenien, gleichwohl mit vielen Dörfern, Kornfeldern und Wiesen bedeckt war. Der Trockenheit des Bodens ward theilweise durch zahlreiche Bewässerungscanäle abgeholfen. In den Schluchten und Schründen der benachbarten Berge erhält sich der Schnee bis gegen Ende Julius, wo Weizen und Gerste bereits der Reife nahe ist. Der reichere Anbau des Bodens setzte mich hier in einige Verwunderung. Nach den Büchern und Schilderungen europäischer Reisender soll Persien fast noch mehr verwahrlost, verödet und entvölkert sein, als die asiatische Türkei. Für die Provinz Aserbeidschan und besonders für diese Grenzgegenden scheint diese Annahme nicht zu passen. Mit Ausnahme der südöstlichen Ufer des Urmiasee's, wo Sümpfe und Salzboden den Anbau erschweren, fand ich im Allgemeinen in den persischen Landschaften, die wir durchwanderten, bei weitem fleißigeren und bessern Bodenanbau, als auf türkischem Gebiet. Namentlich in diesen Grenzlandschaften kündigt sich Persien vergleichsweise günstig an. Auf türkischer Seite sind die meisten Grenzbezirke, selbst zunächst der Karawanenstraße, entvölkerte Wildnisse, in welchen nur kurdische Nomaden und Räuber mit Pferden und Heerden sich tummeln. In Persien erschienen uns die ersten Dörfer zwar etwas armselig, aber mit munterm Grün, Gärten und Bäumen umgeben. Neben der besseren materiellen Cultur fallen auch sogleich bei dem Verkehr mit den Eingebornen deren höflichere Formen auf. Die Sprache ist noch die

türkische, die überhaupt durch ganz Aserbeidschan gesprochen wird. Wir begegneten an diesem Tage einer Karawane von beladenen Dromedaren, welche hier nur zu kleinen Reisen benützt werden und die Grenze nicht überschreiten. Es waren Thiere von auffallend kleinem Wuchs, aber dichter behaart, als die Dromedare, die ich anderwärts in wärmern Zonen z. B. in der Berberei gesehen. Gegend Abend kam ein Hochzeitzug unter starkem Geleite an uns vorüber. Die Reiter trugen keine Feuergewehre, dagegen lange Bambuslanzen, tummelten vor unserm Bivouak lustig ihre schönen Pferde und schienen uns eine Probe ihrer Reitkunst geben zu wollen.

Auch die Sicherheit nimmt auf persischem Boden zu. Obwohl wir auf den Bergabhängen noch einzelne Gruppen schwarzer Kurdenzelte erblickten, schien bei unsern Armeniern doch jede Furcht vor Raubanfällen vorüber zu sein, seitdem wir uns von der Grenze entfernt hatten, und die nächtliche Bewachung des Lagers wurde wieder etwas nachlässiger. Die Häuptlinge von Choi und Salmas haben zwar kein regulaires Militair und weniger verlässige Reiter zu ihrer Verfügung, als die türkischen Befehlshaber von Bajasid und Diadin, scheinen aber in der Grenznähe doch strengere Polizei zu halten. Mit einem Feuergewehr bewaffnet kann man mit ziemlicher Sicherheit auch einzeln die Gegend durchstreifen. Ich machte Ausflüge nach beiden Seiten des Plateau's. Die nächsten domförmigen Berggipfel bestehen aus Trachyt, die höhern Berge aus Kalk. Man unterscheidet beide Gebirgsarten leicht an der Form der Gipfel selbst in bedeutender Entfernung. Immer zeigt hier der Kalk eine Tendenz zur Bildung eines ziemlich geradlinigen Kammes, ohne besonders hervorragende Spitzen und Hörner, während der Trachyt dagegen selbstständige Gipfel baute, bald hohe Kuppeln, bald conische Formen. Das jüngste Gebilde ist hier ein horizontal

geschichtetes Conglomerat. Der sehr mächtige Schichtenbau mit thonigem Bindemittel schließt sowohl Kalksteine, als Trachyt- und Lavablöcke ein. Diese Hochebene befand sich also zur Zeit der Trachyterhebung noch unter Wasser. Offenbar fanden hier, wie in den europäischen Alpen, die eruptiven Bewegungen heißflüssiger Gesteine zu verschiedenen Perioden und wohl die längste Zeit unter einem Binnenmeer statt.

Am 5. Julius brach die Karawane eine Stunde nach Mitternacht auf, da die persische Hitze sich am Tage bereits ziemlich fühlbar machte und die Weide immer magerer wurde. Wir lagerten bald nach Sonnenaufgang in einem Hochthale, welches unsere Leute Akbulak nannten. Wasser und Graswuchs wurden immer sparsamer. Aus trachytischem Gestein rieselte eine dürftige Quelle, deren Temperatur 10 ° C. zeigte, in dieser trockenen Gegend immerhin eine Wohlthat. Die Bergketten zu beiden Seiten überragten die Thalsohle um wenige tausend Fuß. Das vorherrschendste Gestein der nächsten Berge war ein bunter Marmor von meist roth und weißer Farbe. Auf ihm lagerte hellfarbiger dichter Kalk, dessen petrographischer Charakter mit der Kalkformation bei Bajasid und Topra-Kaleh ziemlich identisch schien. Auch der hiesige Marmor ähnelte dem röthlichen Marmor oberhalb Bajasid und war wie dieser von zahllosen krystallinischen Kalkspathadern durchsetzt. Offenbar ist auch dieser Marmor durch den Einfluß der in diesem Gebirge nie fehlenden plutonischen und vulcanischen Gebilde bearbeiteter und umgewandelter dichter Kalk. Die höhern kegel- und pyramidenförmigen Berggipfel, welche den flachen Graht dieser Kalkbildungen überragen, sind wahrscheinlich Trachyt, denn die mageren Bächlein, welche aus Klüften und Schluchten dieses Gebirges hervortreten, führen unter den Rollsteinen eben so viel Trachyt als Kalk. Leider reichte die Zeit nicht hin, die höheren Spitzen und

Hörner, worunter manche ähnliche zerrissene Formen von wilder Unregelmäßigkeit, wie die trachytische Centralkette des Kaukasus, haben, zu besteigen. In der Nähe unsers Bivouaks lag kein persisches Dorf und da unser Jagdausflug auch nicht Ein Stückchen Wildpret lieferte, mußte ich an diesem Tage mit etwas Reis im Wasser gekocht und dem trockenen armenischen Küchenbrod, welches dem jüdischen Mazen ähnelt, vorlieb nehmen. Alle unsere übrigen Vorräthe waren ausgegangen.

Tags darauf zogen wir an der großen persischen Ortschaft Gorawa vorüber und lagerten in geringer Entfernung davon an der Südostseite des Thales. Ich kaufte hier einige Hühner und frische Eier. Die Umgebung des Dorfes war schön angebaut, die Bevölkerung aber hatte ein armseliges gedrücktes Aussehen. Die persischen Bauern sind unstreitig viel arbeitsamer, als die türkischen, und verstehen sich besser auf Feldbau und die Cultur der Baumwolle; von ihren Herren aber, an welche sie die Laune des Schahs und die Gunst des Vezirs verschenkt, werden sie in der Regel noch ärger gedrückt und ausgesaugt, als die Bauern der Türkei von ihren Paschas und deren Unterbeamten. Ihr Schicksal ist dem der Fellahs im Nildelta ähnlich. Sie müssen den ganzen Tag, oft bei glühender Sonnenhitze arbeiten, und von den Früchten ihres Fleißes genießen sie nur so viel, um kümmerlich ihr Leben zu fristen und ihre Familie zu ernähren. Alles übrige fällt in die Hände des Eigenthümers, welcher in Teheran, in Tabris oder in irgend einer größern Stadt lebt und aus seinem Besitze so viel tragbare Renten wie möglich zusammenzuscharren sucht, da er selbst keinen Augenblick sicher ist, durch einen Machtspruch des Schahs oder selbst des Sardars sein Besitzthum wieder zu verlieren. Die meisten Eigenthümer waren durch Vermittelung des Großvezirs Hadschi-Mizza-Agassi, des damaligen allmächtigen Günstlings, dessen Gunst sie aber selbst

durch schwere Summen erkaufen mußten, in den Besitz ihrer Güter gekommen und durften mit ihren Dörfern und Bauern ziemlich nach Willkür schalten und walten, solange sie nur die Steuern pünktlich zahlten und die Bestechungssummen für den allmächtigen Minister in eben so pünktlichen Terminen erneuerten.

Die Berge an der Südseite des großen Thales von Gorawa haben mannigfaltigere und malerischere Formen, als an der nördlichen Kette. Gabbro und Serpentinkuppen durchsetzen hier die Kalk- und Mergelformationen. Im Gerölle der Wildbäche bemerkt man von diesen plutonischen Felsarten ebensoviel als von ächten Trachytblöcken. Selbst die höchsten Gipfelkuppen trugen wenig Schnee, die üppigen Alpenwiesen waren verschwunden. Nur auf den Halden längs der Quellrinnsale war hie und da frischer und kräftiger Graswuchs, doch nur in beschränkter Ausdehnung bemerkbar. Der flache Thalboden selbst war trocken und pflanzenleer. Man kann im Allgemeinen als bezeichnenden Naturcharakter dieser persischen Vorstufen des armenischen Alpenlandes sagen, daß die Gebirgsketten niedriger, die Gipfel in weniger kühnen und selbstständigen Formen sich über die Kämme erheben, daß die vulcanischen Erscheinungen hier seltener sind und lange nicht den gleichen großartigen Charakter tragen, daß auch die plutonischen Erhebungen hier nicht in der gleichen mächtigen Intensität wirkten, wie im eigentlichen Armenien. Relativ geringere Erhebung der Ketten, weniger malerische Formen, geringere Ausdehnung der Plateaus, die hier meist durch schmälere Längethäler ersetzt sind, trockenerer Boden, sparsamerer natürlicher Pflanzenwuchs sind Hauptunterschiede des Naturcharakters zwischen diesem Theile der Provinz Aserbeidschan und dem reichbewässerten, üppig grünen, weidenreichen Alpenland des türkischen und russischen Armenien. Statt der so mannigfaltigen bunten Alpenflora, welche ich am See Gocktschai, in der Hochebene

von Erzerum und im Muradthale gefunden, sahen wir hier vorherrschend stachlichte, rauh- und schmalblätterige Gewächse. Disteln, Euphorbien, Wollkraut, Wermuth nnd viele niedere Stachelgewächse, worunter Poterium spinosum, bezeichnen den Vegetationscharakter. Der einförmigen und dürftigen Flora entspricht auch der Typus der Insectenfauna, welche meist durch einfarbige, schwarze oder graue Arten, meist Melasomen repräsentirt ist. Unter den Steinen waren Scorpionen von mittelmäßiger Größe, welche zum zwölfäugigen Genus Androctonus gehören, sehr gemein. Von Coleopteren waren jene Gattungen, welche bei uns die mittelmeerischen Sanddünen bewohnen, am zahlreichsten vertreten z. B. Pimelia, Tentyrea, Blaps. Von Schmetterlingen flog der nie fehlende Papilio cardui. Die grünen Umgebungen des Dorfes Gorawa mit ihren Fruchtgärten, Weiden und Pappelgruppen contrastirten angenehm zu den dürren Halden und den kahlen Rändern der Berge.

Am 7. Julius erreichten wir das östliche Ende des Thales von Gorawa, welches durch ein die Hauptketten verbindendes Querjoch vom Plateau von Choi getrennt ist. Wir wanderten mit unsern schellenden Thieren in gemessenem Karawanenschritt über den Paß, der nur von sehr niedrigen Höhen überragt wird. Porphyr, Serpentin, Gabbro und Euphotidfelsen kommen hier neben dem Kalk vor und erzeugten eigenthümliche Reibungsconglomerate. Diese Gesteine sind aber arm an Quellen, und der Mangel an frischem Trinkwasser wurde immer fühlbarer. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir am Ende des Passes eine ziemlich schöne Quelle mit gemauerter Einfassung, neben welcher ein steinernes Häuschen der Form jener Grabtempel der Marabuts im nördlichen Afrika ganz ähnlich, vielleicht zu früheren Badezwecken erbaut. Wir nahmen hier unsern Lagerplatz. Gegen Mittag brach ein heftiges Donnerwetter mit Hagel und Platz-

regen los. Trotz der geringen Höhe der Berge zu beiden Seiten stürzten plötzlich brausende Wildbäche in allen Richtungen herab. Das magere Bächlein in der Mulde des Passes wurde zum Bache, der Bach zuletzt zum Strom und schäumte über seine Ufer. Obwohl wir ziemlich hoch über den Ufern campirten, wurde unser Lager doch einige Zoll unter Wasser gesetzt und die Waarenballen von eindringender Nässe ernstlich bedroht. Unsere Armenier stürzten trotz des heftigen Platzregens, den sie mehr als Schnee und Kälte fürchten, aus den Zelten, um in Eile durch Errichtung improvisirter Steinwälle den Einbruch des Wassers der Wildbäche zu hindern. Kara-Göz gab in aller Eile Befehl zum Aufbruch. Die weidenden Pferde hatten sich aus Schrecken vor dem Donnerwetter in einen dichten Haufen zusammengedrängt und waren eben so schnell nach dem Lager getrieben als bepackt. Wir marschirten eine halbe Meile weiter und lagerten auf einer Berghalde, wo wir von den Wildbächen nichts zu fürchten hatten, aber auch nur die allermagerste Weide fanden. Unsere armen müden Pferde machten hier zur kargen Speise von Disteln, Wollblumen und Absynth recht erbärmliche Mienen und nur der Hunger zwang sie an diesen schlechten Gerichten der persischen Floraküche anzubeißen.

Die Hochebene von Choi verdient diesen Namen. Wir hielten hier am 8. Julius unsern Einzug und fanden eine ausgedehnte Fläche, welche der Hochebene von Erzerum an geräumiger Größe wenig nachsteht und zwölf bis vierzehn Stunden im Umfang hat. Wohl erweitern sich manche der Längenthäler, welche wir von Bajasid bis hieher durchwanderten, dergestalt, daß sie der Form kleiner Plateaus nahe kommen, ohne jedoch wahre Hochebenen zu bilden. In der Richtung von Ost und Südost ist die größte Ausdehnung der Ebene von Choi. Die sie umsäumenden Gebirge erreichen an der West- und Südwest-

seite ihre bedeutendste Erhebung. Das ansehnlichste Flüßchen, welches sie durchströmt, führt unter den Eingebornen den Namen Czotur-su. Die Bewässerung ist im Vergleiche mit den alpinen Landschaften Armeniens sparsam, ebenso wie die natürliche Vegetation. Aber der Fleiß und die erfinderische Betriebsamkeit der Bevölkerung, welche sich auf Agricultur und Gartenbau so gut versteht, wie irgend ein Volk Europa's mit Ausnahme der Engländer, bietet dafür einigen Ersatz. Allenthalben wird das Wasser für Bewässerungscanäle abgezapft und nach der Umgebung der zahlreichen Ortschaften geleitet. Mit Hülfe dieser Wasserkünste ist in der sonst ziemlich dürren Ebene eine Menge grüner Oasen entstanden. Gärten und Felder bieten überall ergiebige Ernten, wo es den Menschenhänden gelingt, den durstigen Boden zu tränken. Ohne die Wasserbauten wäre diese Hochebene eine Wüstenei.

Auf dem Hochgebirge im Südwesten bleibt der Schnee bis zum August liegen; gegen Osten waren die höchsten Gipfel bereits frei von Schnee. Trachytische und basaltische Bildungen scheinen hier abzunehmen und durch plutonische Gebilde im engern Wortsinne ersetzt zu werden. In den Betten der Flüsse und Wildbäche, die ich besuchte, fanden sich Gabbro und verwandte krystallinische Felsarten vorherrschend unter den Geröllsteinen, der Trachyt selten, vom Basalt keine Spur. Die zerrissene ausgezackte Form der südwestlichen Gipfel macht jedoch das Vorkommen des Trachyts in den höchsten Regionen wahrscheinlich.

Der Anblick der Hochebene von Choi ist für den deutschen Reisenden, welcher von den baumlosen armenischen Alpenlandschaften und den kahlen Vorstufen der westlichen Grenzgebirge Aserbeidschans heruntersteigt, recht freundlich wegen der großen Menge von Gärten und Boskets, welche wie grüne Vorhänge die Ortschaften umwallen und ihre kleinen Häuschen wie mit

einer spanischen Wand verdecken. Der Anblick der Bäume und Büsche, durch deren frischgrüne Zweige die Winde säuselten, weckte fast heimatliche Erinnerungen und versetzte uns bei einer durch Gewitter und Regen abgekühlten milden Atmosphäre in eine frohe Seelenstimmung, welche sich auch unsern Karawanenleuten und sogar den Pferden mitzutheilen schien, denn Alles ging in flinkem Schritt vorwärts der Stadt entgegen. Außer den Weiden und hochstämmigen Pappeln, welche am Rande der Canäle gepflanzt sind und die Gärten einfassen, hie und da auch große und ziemlich dichte Gruppen bilden, fast von der Größe der Buchenhaine an den Ostseefohrden Schleswig-Holsteins, sah man die mannigfaltigsten Obstbäume, worunter Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Nuß- und besonders Maulbeerbäume vorherrschend waren. Letztere waren mit reifen weißen Früchten, welche ich nirgends so süß und wohlschmeckend fand, beladen. Maulbeeren sind das häufigste Obst, welches man in den Städten und Dörfern Aserbeidschans genießt. Minder süß, aber größer und saftiger als die weißen Beeren, sind die schwarzen, welche nächst der Traube und Aprikose ein Lieblingsgenuß der Städter sind. In Europa, wo derselbe Baum nur kleine und schlechte Früchte hervorbringt, hat man von der Lieblichkeit der persischen Maulbeeren keinen Begriff. Der Unterschied ist mindestens eben so groß, wie zwischen den kleinen säuerlichen Orangen Hyères' und den großen süßsaftigen Prachtpomeranzen von Belida, welche die Franzosen erst seit der Eroberung von Algier kennen gelernt. In den Gärten werden auch die meisten Gemüsearten Europa's gepflanzt, dazu in der Nähe der Städte ein schöner Blumenflor, besonders Rosen, für deren Geruch die reichen Perser eine eben so große Passion haben, wie für den Genuß des Gefrorenen. Unter den Getreidefeldern sind hier Weizen und Gerste vorherrschend.

Die Stadt Choi ist unter dem grünen Mantel ihrer Gärten fast vergraben, und man wird sie eigentlich erst gewahr, wenn man schon darin ist. Schlechte baufällige Erdmauern umgeben die Stadt und würden sie allenfalls gegen kurdische Banden schützen, aber der leichtesten europäischen Feldartillerie nicht widerstehen. Man tritt durch zwei Thore ein, wovon das eine schwach und baufällig ist, das andere aus soliden Quadern besteht. Der Baustyl ist den Städten im russischen Armenien ziemlich analog. Choi hat dieselben niedrigen Häuser von Kothmauern, wie Eriwan, und ist ungepflastert. Das Schönste an dieser Stadt ist der wirklich sehr geräumige Bazar und die große Karawanserei aus zwei umfangreichen Höfen in Viereckform bestehend, wovon der eine mit Obstbäumen bepflanzt ist und einen Springbrunnen in der Mitte hat. Magazine und Fremdenstuben, welche diesen Hof rings umgeben, sind sauber gehalten und räumlich. Im andern Hofe steht's minder sauber aus. Hier halten sich die kleinern Handelsleute und niederen Gewerbe auf, und in der Mitte stehen die Pferde und Maulthiere der verweilenden Karawanen und Reisenden. Der große Bazar, dessen Waarenfülle im Vergleich zur Größe der Stadt wirklich auffallend ist, zieht sich mitten durch die beiden Karawanserei-höfe hindurch und ist den ganzen Tag voll des Lebens und Lärmens.

Unsere Karawane zog zwar nicht durch die Stadt selber, sondern umging dieselbe und lagerte in der Entfernung einer halben Meile, wo die armen Lastthiere wieder mit sehr dürftiger Weide vorlieb nehmen mußten. Unser Anführer Kara-Göz, die meisten Kadirtschis und selbst viele Knechte der Karawane kamen aber mit uns nach Choi, um nach so langer Wanderung sich wieder einmal an dem Anblicke einer Stadt und dem Leben und Drängen einer geschäftigen Volksmasse zu ergötzen und auf dem

Bazar ihre kleinen Einkäufe zu machen. Als wir über den offenen Marktplatz, der an den Bazar stößt, durch die dichten gaffenden Volksgruppen ritten, wurden schon unsere voranreitenden Armenier mit lautem Spott und Geschrei empfangen. Und wie nun die Gaffer zuletzt mich und den Polen in unserm halb europäischen halb morgenländischen, etwas grotesken Aufzug mit großen breitrandigen Hüten erblickten, wurden Geschrei und Gelächter unbeschreiblich. Dieser zerlumpte persische Pöbel schien übrigens eben so feige, als neugierig zudringlich und boshaft. Auf eine bloße drohende Bewegung mit einer Reitpeitsche schlossen die nächsten Lacher, durch deren dichte Reihen sich unsere Pferde bisher etwas mühsam den Weg gebahnt, erschrocken die Mäuler und wichen vor mir und dem Polen, die einzigen schwer Bewaffneten des Zuges, ehrerbietigst zurück.

Bei näherer Bekanntschaft, die wir mit diesen Persern in der Karawanserei und in den Verkaufshallen des Bazars machten, zeigten sich dieselben zwar sehr zudringlich, aber höflich, gefällig und zuvorkommend. Geldgierig sind sie selbst noch mehr, als Griechen und Armenier, auch betrügerisch und spitzbübisch, sonst im Umgang nicht eben schlimm, wenn man sie ähnlich wie die neapolitanischen Lazeroni behandelt mit einer gewissen Zurückhaltung und Ruhe und am rechten Orte auch mit der nöthigen Energie. In einer Garküche des Bazars, wo der einladende Geruch von Lammsbraten und frisch bereitetem Pilav meinen Appetit erweckte, weigerte sich der Garkoch als ächter Schiite mir Geschirre zu leihen, denn es sollte nicht von den Lippen eines Ungläubigen verunreinigt werden. Dergleichen Fälle kommen unter türkischen und arabischen Sunniten niemals vor. Selbst der fanatische Beduine und Kabyle der Berberei trinkt seine Kameelsmilch ohne Scrupeln aus derselben Schaale, an welcher kurz zuvor christliche Lippen genippt haben.

Obwohl mir diese Eigenthümlichkeit des schiitischen Fanatismus nicht unbekannt war, ereiferte ich mich doch und machte dem Garkoch in den stärksten türkischen Sprachausdrücken Vorwürfe. Darauf gab mir der Mann ganz erschrocken und demüthig den verlangten Teller. Auch in den persischen Städten, wo die Russen einmal gewesen, ist der frühere Hochmuth, die fanatische Energie der Perser ziemlich gebrochen. Vor dem letzten siegreichen Feldzuge der Russen wäre es für einen Europäer in Choi schwerlich rathsam gewesen, in fränkischer Tracht mit Pistolen und klirrendem Krummsäbel fast allein durch die dichten Volksgruppen des Bazars zu wandeln. Jetzt ist in diesem Theile Persiens ebenso wie in der asiatischen Türkei der ungläubige Europäer mehr respectirt, als der gläubige Asiate. Das Volk kennt die Macht und den Einfluß der europäischen Consuln und weiß, daß jede Insulte gegen Europäer von den Sardars zehnmal strenger geahndet wird, als Beleidigung gegen fremde Gäste von ihrer eigenen Religion.

Wir hatten unsere kleine Reiseapotheke mit in den Chan genommen. Auf das Gerücht hin, daß ein fränkischer Hekhim gekommen, wurde sogleich der Eingang der Stube von Kranken belagert. Furchtbar groß ist die Zahl der Augenkranken in Choi, wie in den meisten Städten Aserbeidschans. Der graue Staar ist besonders häufig in dem westlichen Persien, und in Choi kann man durchschnittlich annehmen, daß der zehnte Mensch an entzündeten Augen leidet. Im Bazar haben auch verschiedene einheimische Aerzte ihre Buden, genießen aber im Vergleich mit den Fremden so wenig Vertrauen, wie Propheten im eigenen Lande, während der Perser jedem reisenden Europäer ärztliche Kenntnisse zutraut. Die unheilbarsten Uebel hofft man durch ihren Rath und ihre Pillen in kurzer Zeit zu beseitigen, und die Leichtgläubigkeit der Kranken, welche mich in Choi und später

in andern persischen Städten mit Bitten um Heilmittel bestürmten, ist eben so groß, wie ihre Zudringlichkeit. Halblahme, abgelebte Leute, welchen ich etwas Pfeffermünzessenz auf Zucker reichte, um sie nur abzufertigen, gingen mit der frohen Hoffnung von dannen, mit diesen Tropfen verjüngte Lebenskraft für ihren müden und incurabeln Körper empfangen zu haben. Die einheimischen Hekhims zeigten mir nicht ohne einiges Widerstreben ihre wichtigsten Medicamente von meist vegetabilischen Stoffen. Dieselben machten auch Operationen mit mehr Glück und Geschick, als man es gemeiniglich denkt. Einer derselben zeigte mir einen Blasenstein fast von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereies, von dem er nach seiner Versicherung einen Leidenden befreit hatte.

Obwohl diese Perser ein verdorbenes Türkisch reden und zum großen Theil türkisch-tartarischer Abkunft sind, so ist doch sowohl ihr Aeußeres, ihr Benehmen und ganzes Wesen, so wie Gemüthsart und Charakter von dem türkischen Charakter, wie er sich in Stambul und in den großen Städten Anatoliens zeigt, sehr weit verschieden. Es sind hohe, starkknochige, plastisch schöne Körper mit ovalen sonngebräunten Gesichtern in Bildung und Ausdruck jener Nationalität, welche die weiten Salzflächen von Khorasan bewohnt, entschieden ähnlicher, als den sprachverwandten Osmanli auf den Alpenhöhen Armeniens. Nur das Idiom erinnert noch an die Türkei. Kleidung, Manieren, Sitten sind in Aserbeidschan ganz persisch. Auch ist das Persische die Schriftsprache der Gebildeten, und nur persisch wird in den Schulen gelehrt. Statt des Phlegma's und der reservirten Grandezza des Türken findet man hier ein äußerst bewegliches, lebhaftes, zudringlich höfliches und wißbegieriges Volk. Bei meinem Spaziergange durch die Hallen des Bazars ward ich ein paar mal von Waffenschmieden angerufen, die mich auf das

höflichste ersuchten, ihnen zu erlauben, meine Pistolen und Jagdgewehre zu besichtigen. Obwohl ihre Feuerwaffen sehr verschieden von den unsrigen sind, begriffen sie doch sogleich den Mechanismus, und ihr Schraubenzieher zerlegte meine Pistolen mit einer Geschwindigkeit, in der es ihnen ein deutscher Büchsenmacher kaum zuvorthun würde. Obwohl die meisten persischen Waffen im Material und der Verzierung reicher und prächtiger sind, erkannten sie doch sogleich die Vorzüge der europäischen Arbeit. Fehlt diesen Persern auch der europäische Erfindungs- und Verbesserungsgeist, so glaube ich doch, daß sie im Nachahmen bei ihrer erstaunlichen Lernfähigkeit Bedeutendes leisten würden. In Tabris hörte ich in dieser Beziehung später von den dort lebenden Europäern wunderbare Beispiele erzählen.

Choi gehört nicht zu den großen und glänzenden Städten des Orients, hat aber wegen seiner Nähe an den Grenzen Rußlands und der Türkei ziemliche mercantilische Wichtigkeit schon des Schmuggelhandels wegen, welcher von hier aus nach dem russischen Transkaukasien in lucrativer Weise betrieben wird, seitdem der russische Zolltarif bis an die Ufer des Araxes seine Linie vorgeschoben und Tiflis und Eriwan den einst so einträglichen Gewinn des westasiatischen Transithandels verloren haben. Zwar ist die Waarenniederlage auf dem hiesigen Bazar lange nicht so groß und mannigfaltig, wie in Tabris, doch immerhin weit beträchtlicher, als man im Verhältniß der Bevölkerungszahl der Stadt und Umgegend vermuthen sollte. Neben den gangbarsten europäischen Artikeln waren namentlich persische Seidenzeuge, Shawls, Teppiche, Pelz- und Lederwaaren in ziemlicher Auswahl vorhanden. Die Händler, welche sich in den türkischen Bazars selten vom Flecke rühren, riefen mich hier auf das zuvorkommendste heran und baten mich ihre Waaren zu beschauen. In die Karawanserei selbst brachten mir hausirende

Verkäufer allerlei Curiositäten, die nach ihrer Meinung für einen Fremden besonderes Interesse hatten. Es waren darunter mehrere alte römische und persische Münzen, auch moderne Münzen mit Heiligenbildern, und Kreuze von falschem Gold, Karniole und Achate, in welchen Talismane gravirt waren u. s. w. Auch geschriebene Talismane, deren manche mit kalligraphischer Meisterschaft ausgeführt, suchte man mir um theures Geld anzuhängen. Persische Geldgier zeigte sich überhaupt in recht widerlicher Weise. Von allen Völkern, mit denen ich je in Berührung gekommen, scheint keines in solchem Grade auf den Besitz des Gemünzten versessen, wie das persische, und dieser Charakterzug fällt mehr und mehr auf, je näher man gen Osten dem ächt persischen Vollblutstamme kommt. Mag in Aserbeidschan auch das türkische Element physisch überwiegen, psychisch dominirt bereits der persische Geist.

Ein als Hekhim reisender Europäer hat von der persischen Geldsucht wenigstens den Vortheil, daß er sich der Zudringlichkeit seiner Patienten erwehren kann. Für seine Pillen und Mixturen braucht er nur Geld zu verlangen, und die erst so zudringliche Menge, wie groß auch ihr Glaube an die Wunderkraft des fränkischen Hekhim und seiner Pillen sein mag, zieht sich in stiller Resignation zurück. Wenn er auch der Erlösung seines Uebels sicher wäre, Geld würde der Perser dennoch nicht leicht zahlen, er müßte denn einen schon überzähligen Schatz von Tomans in seinem Hause vergraben haben.

Die Karawane legte am 9. Julius theils wegen Hitze und Futtermangels, theils des Stadtbesuches wegen nur einen kleinen Marsch von anderthalb Stunden zurück und lagerte am Fuße der Gebirgskette, welche die Hochebene von Choi von jener großen Fläche, die der salzreiche Urmiasee mit seinen theilweise so fruchtbaren und gesegneten Landschaften ausfüllt, scheidet.

Bei der Sicherheit der Straße fand ich es für besser, auch den folgenden Tag in der persischen Stadt zuzubringen und ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen, die sich freilich für mich zunächst auf sehr wenige Gegenstände, nämlich auf den Bazar und das mir noch so fremdartige persische Volksleben beschränkten. Unter allen orientalischen Städten, die ich bisher gesehen, entsprach das äußere und innere Bild von Eriwan noch am meisten dem Stadtcharakter von Choi, und dies war früher zur Zeit der persischen Herrschaft im russischen Armenien zweifelsohne in noch höherem Grade der Fall. Der Commandant unserer Karawane, Kara-Gös, verweilte hier den ganzen Tag, theils um seine Klage wegen des Pferdediebstahls an der Grenze zu betreiben, theils auch um mit den persischen Zollbeamten sich zu verständigen. Der gewöhnliche Zollbetrag für jeden Waarenballen, der in dieser persischen Grenzstadt versteuert werden muß, beträgt 11 türkische Piaster. Unter dem Geleite eines unserer wegkundigen Armenier ritten wir Nachmittags bei schwüler Gewitterluft von Choi in der Richtung des Flüßchens Abasibu ab. Am erhöhten Ufer desselben lagerten unsere Leute. Die Pferde mußten abermals mit magerem Futter sich begnügen. Gegen Abend entlud sich unter heftigem Donner und Blitz ein gewaltiger Regenschauer, und wir mußten in aller Eile um unsere Zelte Canäle graben, um nicht von den an den Halden herabrieselnden Güssen unter Wasser gesetzt zu werden.

Tags darauf wurde die ziemlich hohe und steile Bergkette überschritten, welche uns vom Urmiasee trennte. Es war die schwierigste Passage, die wir seit dem Ueberschreiten des Hoschabunarpasses bei Erzerum gefunden. Der Siedepunkt auf der Paßhöhe betrug 94 $^{9}/_{10}{}^{0}$. Die Gesteinformation bildet hier ein deutlich geschichtetes, sehr grobes Conglomerat, der schweizerischen Nagelflue am Rigi und Roßberg ziemlich ähnlich. Die

Schichten sind in der Regel bis 30 Fuß mächtig und fallen sehr steil von Süden nach Norden durchschnittlich in einem Winkel von 65 bis 70° ab in der Richtung von Süden nach Norden. Die erhebende Gewalt scheint hier von den plutonischen Bildungen an der Seeseite ausgegangen zu sein. Mit den mächtigen Schichten des groben Conglomerats wechsellagern dünnere Schichten von Thon und Mergel. Von Petrefacten bemerkte ich keine Spur.

Als wir die höchste Stelle des Passes erreicht hatten und gegen den südlichen Abhang vorrückten, wurde allmählig die dunkelbläuliche Fläche des großen See's von Urmia oder Urumia mit seinen sechs Felseneilanden sichtbar. Wir zogen an den Ortschaften Hanadan, Almaserai und Togdschi vorüber und lagerten zuletzt unweit der Ortschaft Hassan-Köi. Wir hatten hier das äußerste Nordwestende des großen Salzwasserbeckens erreicht. Der See hat hier eine schmale Verlängerung ähnlich wie der Wansee auf seiner Nordostseite. Der erste Anblick machte auf mich nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, und ich gestehe, daß ich nach den Beschreibungen der Reisenden, die ich gelesen oder gehört, diese persische Landschaft mir großartiger und malerischer vorgestellt, als sie wirklich ist. Das flache nördliche Ufer ragt kaum einen halben Fuß über die Wasserfläche. Sehr sanft und allmählig erhebt sich dann die Ebene bis gegen den Fuß der Berge, die hier eine kleine Stunde vom See entfernt beginnen. Die zahlreichen Ortschaften an der Nordseite waren hier von Reis- und Weizenfeldern, Baumwollenpflanzungen und Obstgärten in üppig grünen Kränzen umschlungen. Wad- und Schwimmvögel belebten die mit Salzpflanzen bedeckten Ufer. Ich begrüßte zu meiner Verwunderung lauter deutsche Landsleute, vor allen den gemeinen Kibitz und den hochbeinigen Strandreiter (Himantopus melanopterus). Unter den schwirrenden

Käfern summten am Abende viele Melolonthen um unser Zelt, worunter auch die Melolontha Fullo. Ein tiefer Morast, der zwischen unserm Lager und dem See lag, hinderte mich, bis dicht an das Ufer zu gelangen.

Am 11. Julius rückten wir dem Norduser des Urmiasee's entlang fünf Stunden weiter und schlugen unsern Lagerplatz eine halbe Stunde vom See entfernt nahe dem großen Dorfe Kaftatschmeh auf ziemlich grasreichem Grunde auf. Da hier kein Sumpf das Ufer schmälerte, konnte ich bis dicht an den Rand des Seebeckens gehen. Unserm Bivouak gegenüber lag die große Felsinsel, Schachi genannt, welche dritthalb Stunden vom Norduser entfernt aus dem hier schwärzlich grünen Wasser sich erhebt in durchschnittlicher Höhe von 4—500′ über dem Spiegel. In besonders trockenen Sommern wird Schachi zur Halbinsel, indem das Niveau des See's dann um einige Fuß fällt. Die Bewohner können überhaupt bei niedrigem Wasserstande fast das ganze Jahr hindurch nach dem Markt von Tabris reitend gelangen, da der Theil des See's, der sie vom Ufer trennt, höchstens anderthalb Fuß Tiefe hat. Schachi hat wenig anbaufähigen Boden, meist nacktes Felsgestein mit fünf Ortschaften und einer armen Bevölkerung.

Die Aussicht nach der Südseite, wo der große persische Salzsee seine größte Ausdehnung hat, war uns durch die starre Felsmauer von Schachi theilweise verdeckt. An der offenen Seite konnte man gegen Süden kein Gebirge entdecken, nichts als eine unübersehbare glänzende Fläche, deren Färbung in der Nähe schwärzlich ins Dunkelgrün spielend, in der Ferne dunkelblau war, nur Wasser und Himmel bildeten den Hintergrund des Gesichtskreises. In südwestlicher Richtung aber tauchte am fernen Horizont ein schönes Alpengebirge mit schneeglänzenden Häuptern über dem einförmigen Proscenium empor. Nach den bedeu-

tenden Schneemassen zu urtheilen, welche jene Kette noch in dieser vorgerückten Jahreszeit bei ziemlich anhaltend warmer Witterung decken, muß dessen Meereshöhe wohl immerhin 10,000' übersteigen. Auffallende Gipfelformen von spitzen Hörnern, Kuppen oder Pyramiden waren hier nicht zu bemerken. Die Richtung der Kette ist genau von Südost nach Nordwest. Nackte, ziemlich niedrige Felsberge ohne Schnee erheben sich an den westlichen Ufern und streichen mit jener Alpenkette parallel. Gegen Osten konnte man nur die Gipfel einzelner schneebedeckter Berge jenseits der Stadt Tabris erkennen.

Das Nordufer des Urmiasee's bildet eine große umfangreiche sehr flache Ebene, welche durchschnittlich eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang in weitem Halbbogen von kahler, schneeloser Bergkette umsäumt sich zwischen Bergen und Seespiegel hinzieht. Das Gebirge scheint den Schnee wenigstens bis in den Juni hinein zu bewahren, und von diesem Umstande allein hängt die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Blüthe dieser salzgeschwängerten Ebene ab. Die Felder bedürfen der Wässerung bis zum Beginn der eigentlichen heißen Jahreszeit, deren brennende Sonne die schnelle Reife befördert. Der Winter in diesen Gegenden ist im Verhältniß zu ihren Breitegraden strenge und von ziemlich langer Dauer. Viele Dörfer, in kurzen Zwischenräumen mit großen Gärten und Boskets umgeben, schmücken als lieblich grüne Oasen die Plaine, welche ohne sie von sehr einförmiger und trauriger Gestalt sein würde. Die Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern ist mit Baumwollpflanzen und Getreidefeldern, hauptsächlich Weizen bedeckt, dessen schwere körnerreiche Aehren sich tief von den gelben Stengeln herabbeugten. An vielen Stellen war das Korn bereits geschnitten. Die vorherrschenden gelben Tinten dieser Strohfarbe sind nicht geeignet, den im Ganzen sehr monotonen Ein-

druck, welchen das Gemälde der Norduser des Urmiasee's bei so geringer Abwechslung der Farben und Formen macht, zu mildern.

In den fruchtbaren Gegenden der Ebene nähert sich der Anbau den Seeufern bis auf etwa 100—200′. Aber viele wüste Stellen unterbrechen die Cultur. Ueberall, wo der Salzgehalt zu stark angehäuft und die Erde durch eine Salzkruste von ½″ Dicke bedeckt ist, gedeiht keine Culturpflanze mehr. Es ist außer allem Zweifel, daß der See früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte und bis ziemlich hoch an die Halden der nördlichen Berge emporreichte. Der Salzgehalt findet sich noch auf ziemlicher Höhe an allen Bergen, welche den Urmiasee und seine verschiedenen Uferflächen in engern oder weitern Schranken umgürten. Am Uferrande hat sich wenige Zolle über dem Wasserspiegel ein weicher Thon von bald grauweißer, bald bräunlicher Farbe abgesetzt, welcher im lauen Wasser plastisch wird und dergestalt an den Fingern klebt, daß man ihn nur mit Mühe und durch langes Waschen los werden kann. Nächst dem Thon liegen etwas weiter vom Ufer entfernt niedere Sanddünen aufgeschichtet, welche aus der Zerreibung von Gebirgsarten hervorgegangen, die von der Brandung an das Ufer gespült wurden. Weiter landeinwärts bauten größere Rollsteine von halber Faustgröße und darüber einen ziemlich breiten Saum, der mit dem nördlichen Ufer parallel läuft. Kalksteine, Sandsteine und Conglomerate bilden die Mehrzahl dieser Rollsteine, neben ihnen auch Porphyre, Trachyte, Quarze u. s. w. Offenbar deuten diese verschiedenen Ufergebilde die Wirkungen verschiedener Jahreszeiten an. In den Sommermonaten, wo der große Salzsee gewöhnlich so ruhig ist, wie ein Süßwasserteich in einem englischen Park, schlägt sich bei Verdunstung des Wassers die Thonschicht nieder. Bei höherem Wasserstande und

etwas bewegterer Fluth, besonders im Winter, wird der Sand von der Brandung ausgespült und während der Frühlings- und Herbststürme, wo nach den Aussagen unserer Armenier der See manchmal fast so arg wie das schwarze Meer tobt, thürmen die heftig anprallenden Wogen die größeren Rollsteine bis zu einer Entfernung von etwa 50' am Lande auf. Der See zeigt im Allgemeinen eine schwarzblaue Farbe. In größerer Entfernung vom Ufer über die Mitte des großen Beckens hinaus scheint das Wasser heller blau, am äußersten Südhorizont fast wie das sanfte Blau eines deutschen Maihimmels, während in der Nähe des Ufers das Wasser beinahe ganz schwarz hie und da mit grünlichem Thon gefärbt, dabei breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste Stoffe so schwer ist, daß fette Thierkörper z. B. Mastochsen, Schweine im Wasser nicht untersinken. Neben seinen verschiedenen chemisch aufgelösten Stoffen, welche unseres Wissens bisher nur von dem amerikanischen Geologen Hitchcock analysirt worden, enthält dasselbe eine ungeheure Masse von mechanisch beigemischten Materien, hauptsächlich verfaulte Pflanzentheile. Außer den organischen Resten, welche die verschiedenen Flüsse, Bäche und Wildwasser der umgebenden Gebirge dem Urmiasee zuführen, mögen hier wohl die faulenden Reste eigenthümlicher Sumpf-, Moor- und Wasserpflanzen zur Bildung dieser schwarzen schlammigen Masse von scharfem, widerwärtigem Geruche beitragen.

An vielen Uferstellen sind die Massen der theils vom See ausgeworfenen, theils im Wasser selbst noch schwimmenden faulen vegetabilischen Stoffe so ungeheuer groß, daß die Brandung, welche beim Abendwinde selbst im Sommer immer bemerkbar sein soll, plötzlich auf weite Strecken völlig unterbrochen wird. Das leichte Wellengekräusel vermag nicht die schwere, ⸗rtige Wassermasse in Bewegung zu setzen, und es scheint

hiezu wie am todten Meer eines ziemlichen Sturmes zu bedürfen. An Stellen, wo diese Pflanzentheile in geringeren Massen nach dem Ufer geschwemmt werden, wird namentlich beim Südwind der Wellenschlag wieder bemerkbar. Am ganzen nordwestlichen Ufer des See's deckt den Grund eine kohlschwarze, weiche, breiartige Erde, welche offenbar aus dem Niederschlag verfaulter Organismen hervorgegangen ist, und aus der so abscheulich stinkende Gase sich entwickeln, daß ich es nicht lange in der Nähe aushalten konnte Derselbe Humus, der sich wahrscheinlich sehr gut zu Felddünger eignet, deckt auch an vielen Stellen die Ufer landeinwärts bis auf mehrere hundert Schritte. Am 12. Julius, wo unser Karawanenzug einen weitern Marsch von vier Stunden der Richtung des See's folgend in geringer Entfernung vom Ufer zurücklegte, konnte ich aller Bemühungen ungeachtet nicht dicht an den Stand des Wassers gelangen. Das ganze Gestade war mit einer fußhohen Schicht von dem gleichen dichten Schlammbrei bedeckt, dessen erhärtete Kruste unter dem Gewichte meines Körpers einbrach, so daß ich endlich den Versuch ganz aufgeben mußte. Die Flora und die niedere Thierwelt änderten hier plötzlich ihren Charakter. Es kamen eigenthümliche Salzpflanzen *, so wie Insectenformen vor, die ich in Transkaukasien und Armenien nie gefunden, worunter besonders die Geschlechter Adesmia, Scarabaeus, Oryctes und in vielen Cadavern die schöne Megacephala Euphratica. In den sumpfigen Bewässerungscanälen, welche in den See einmünden, fand ich in salzgeschwängertem Wasser große Emys-Arten, die ich theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres scheußlichen Geruches, nach dem Verluste meines Weingeistvorrathes nicht mit mir nahm. Der Kopf dieser merkwürdigen Schildkröte war grün mit zwei gelben Streifen zu jeder Seite, welche von den Nasenlöchern bis zu den Augen liefen. Die Farbe des Thieres gelb

mit dunkelgrünen Streifen, die Oberseite der Schaale dunkelgrün, die untere gelb.

Am 13. Julius verließen wir die Seeufer, zogen in östlicher Richtung weiter und lagerten am Ufer eines Sumpfbaches, aus welchem ich mehrere Arten von Süßwasserkonchylien fischte, welche in Persien nicht eben zu den häufigen Erscheinungen gehören. Auch Landschnecken sind bei der im Allgemeinen vorherrschenden Trockenheit der Ebene und bei der Seltenheit der Kalkbildungen im Vergleich zu den krystallinischen Felsarten nicht häufig und nur in wenigen Arten repräsentirt, obwohl die Behauptung des berühmten französischen Reisenden Olivier, welcher bei längerem Aufenthalt und vielen Reisen in Persien nie eine Landschnecke gesehen haben will, absolut falsch ist.

Die große Stadt Tabris, welche in derselben Hochebene gelegen, die auch das gewaltige Salzwasserbecken des Urmiasee's von 80 Stunden Umfang einschließt, wurde endlich am 14. Julius bei guter Tagesstunde erreicht. Unsere Karawane hatte freilich bei überaus langsamer Wanderung und wegen der Sommerhitze und des Futtermangels gewöhnlich sehr kurzen Tagemärschen von Erzerum bis hieher 27 Tage gebraucht. Kara-Göz war nun mit seinen Waarenballen, Kadirtschis, Knechten und 360 Pferden glücklich an seinem Bestimmungsorte angelangt und lieferte seine Frachtgüter noch an demselben Tage an die reichen griechischen Großhäuser Ralli und Skuta ab. Er hatte auf so langer, mühsamer und gefährlicher Wanderung allerdings den Verlust von vier Waarenpäcken und sechs Pferden, so wie der Hosen einiger seiner Knechte zu beklagen, welche ihnen die rohen Kurden auf dem Chasi-Göl abgenommen. Mancher Tropfen Galle und manches graue Haar war ihm vielleicht aus diesem Verluste ersprossen, aber das glänzende Häufchen vollklingender Tomans, das ihm die Cassiere der reichen Griechen

in deren Comptoirs als Frachtlohn hinzählten, bewährte sich als heilkräftiger Balsam für seine angegriffene Leber, als solides Pflaster für sein wundes Herz. Ich traf den schwarzäugigen Karivan-Baschi noch an demselben Abend, als er das Comptoir der Herren Ralli und Comp. verlassen hatte. Die schönen Goldstücke, die er eingesackt, hatten über sein finsteres Gesicht einen gewissen Schimmer von Verklärung ausgegossen, und zum erstenmale sah ich um seinen immer ernsten, unheimlich zusammengezogenen Mund ein süßes Lächeln spielen. Er hatte seitdem unser Handel in Erzerum sich zerschlagen, einen stummen Groll gegen mich im Busen getragen und richtete während der ganzen Reise nie ein Wort an mich. Alle Strapatzen, alle Gefahren, die wir zusammen ausgehalten und bestanden, hatten diesen Groll nicht ausgetilgt. Daß ich seiner Prellerei entgangen, konnte er nimmermehr vergeben. Aber jetzt bewirkte der Zauberklang des Rallischen Goldes, was die Wanderungen, die Wetterstürme und die räuberischen Kurden nicht zu erwirken vermochten. Kara-Göz trat mir mit freundlichem Schmunzeln entgegen, sagte mir, daß er bereits eine Rückfracht gefunden und fragte, ob ich für die Consuln Englands und Rußlands in Erzerum und Trapezunt keine Aufträge hätte. Wir schieden sonach völlig ausgesöhnt im besten Frieden, und meine Versicherung, daß ich nach meiner Rückkunft in Bajasid dem Pascha die nachdrückliche Bestrafung der kurdischen Räuber und strengere Polizei auf dem Khasi-Göl dringend empfehlen würde, schien mir vollends das ganze Herz des buckeligen Karivan-Baschi zu gewinnen.

Tabris oder Tauris ist gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erste Stadt des ganzen persischen Reiches. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße eben so nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend

sich schroff in ziemlich malerisch geschwungenen Linien östlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erscheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Für gewisse Landschaftsmaler, die eben nur das Nackte in der Natur lieben und kahle Felsenformen mit grellen, wechselnden Farbentönen und nicht allzu großartigen Massen ohne Vegetationskleid oder nur mit dürftigen Baumgruppen bewachsen den schönsten üppig grünen und wälderreichen Halden unserer deutschen Mittelgebirge und selbst den blumigsten Terrassen der Alpen von Helvetien und Tirol vorziehen, würden diese persischen Bergformen erwünschten Stoff zu Studien, Skizzen und effectreichen Bildern bieten. Der Botaniker oder der Naturfreund, welcher eben dieses Entzücken unserer pinselnden Landschäftler an kahlen und farbigen Gesteinmassen nicht theilt und der den grünen Schmelz der pflanzenreichen Scala eines Athos oder bithynischen Olymps allen nackten, dürren Felsen Griechenlands, Siciliens und Persiens vorzieht, dürfte an dem Anblick der Felsscenerie oberhalb der Stadt Tabris nur sehr mäßiges Ergötzen fühlen. Zum guten Glück hat hier die persische Gartenkunst im Bunde mit den freundlichen Wassernixen des entfernteren Sachantgebirges, dessen Quellen in diese Gegenden geleitet werden, dem Uebelstande einigermaßen abgeholfen und, wie bei Wielands Titania-Insel, neben dem zackigen Gewirre schroffer Steinwände und rauher Klippen ein kleines grünes Paradies geschaffen, das seinen jugendlichen Brautkranz unter den kahlen, gefurchten Scheitel der felsigen Stadtumgebung hindurchwindet. Hunderte und wieder hunderte von großen und kleinen Gärten und Gärtchen umgeben Tabris und liefern dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüse und köstliche Früchte.

Tabris hat 16,000 Häuser und nahe an 140,000 Einwoh-

ner. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um sich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortssinns wird auf eine scharfe Probe gestellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenstände, welche zur Orientirung dienen könnten, in dieser großen Stadt nur sehr sparsam vorhanden sind. Ich half mir hier gerade so, wie in den engen Straßen der Merceria von Venedig, indem ich immer der Richtung jener Gassen folgte, wo das Gewühl und Geschrei der Menschen und Lastthiere am stärksten war und die Richtung nach einem belebten Mittelpunkt, in Venedig nach dem Marcusplatz, in Tabris nach dem großen Bazar ankündigt, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle spielt, als der Bazar in Konstantinopel, und innerhalb dessen das eigentliche persische Volksleben concentrirt ist. Um nicht den Consuln, an welche ich empfohlen war, gleich bei meiner Ankunft in staubigen Reisekleidern zur Last zu fallen, mühte ich mich, ein Quartier ausfindig zu machen, in welchem ich mein Gepäcke einstweilen unterbringen wollte. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt machte ich Bekanntschaft mit einigen Kosaken, die zur Verfügung des russischen Consulats stehen, redete sie russisch an und bat sie, mich in einen Chan zu führen. Sie geleiteten mich in der That nach einem Haus, wo ich in einem schmutzigen Zimmer ein Dutzend Schnaps trinkender Russen, Armenier und freche Weibspersonen beisammen fand, welche eben in einer wilden Orgie begriffen schienen. Voll Ekel verließ ich das Haus und schickte meinen Dolmetscher ab, ein Zimmer in der Karawanserei zu miethen. Indessen führte mich der Zufall nach langem Umherirren an einem Hause vorüber, wo über dem Portal der gemalte englische Löwe und die britische Fahne das Generalconsulat J. Majestät der Königin von England ankündigten. Müde der langen vergeblichen Irrfahrt ließ ich mich durch einen der persischen Diener, welche nach Landes-

brauch unter der Thüre versammelt waren, bei Herrn Bonham melden. Ich fand den Consul im Gespräche mit dem Dr. Cassolani aus Malta, dem einzigen europäischen Arzte, welcher damals in Tabris lebte. Als ich meine Briefe übergab und meine Verlegenheit klagte, bot mir Dr. Cassolani sogleich auf das gefälligste ein Zimmer in seinem Hause an. Herr Bonham war zwar auch sehr gefällig, schien aber weniger gastfrei und, obwohl er ein sehr geräumiges Haus und eine sehr kleine Familie hatte, mochte er sich doch, ganz wie sein College Master Brant in Erzerum, nicht gerne geniren. Ich gestehe, daß ich von der englischen Gastfreundschaft im Oriente nicht eben die allergünstigste Ansicht gewonnen. Meine Briefe von Lord Aberdeen und Sir Stratford Canning hatten nicht die Wirkung, welche man nach der hohen Stellung dieser Staatsmänner billig erwarten durfte. Im russischen Asien verhalfen mir minder glänzende Recommandationen in der Regel zu einer freundlichen und wahrhaft gastfreien Aufnahme. Bei näherer Bekanntschaft und öfterem Wiedersehen machte freilich auch bei Mr. Bonham die trockene ächt englische Sprödigkeit und das formelle Wesen einem leichten Anflug von Gemüthlichkeit Platz. Er zeigte besonders warme Theilnahme für meine Mittheilungen aus dem Kaukasus und erwiederte mein Zutrauen durch belehrende Schilderungen über persische Zustände. Herr Bonham war mit einer Nichte von Sir Robert Peel verheirathet, einer eben so schönen, als anmuthigen und gebildeten Dame. Sie hatte die mannigfachen Mühseligkeiten und Gefahren der weiten Reise nicht gescheut und war unmittelbar nach ihrer Vermählung Herrn Bonham zu Schiff und Pferd nach seinem Bestimmungsort gefolgt. Auf stürmischer See und in trauriger Wildniß hatten die Beiden zusammen die Honigmonate des britischen Ehelebens verbracht, als deren Frucht ihnen ein liebliches Kind beschert ward, welches später mit ihnen über Indien nach China wanderte (wohin

Herr Bonham versetzt wurde), mithin schon im zartesten Alter die größten Weltreisen gemacht hat.

Im Hause des Dr. Cassolani war ich gut aufgehoben und lernte eine große Zahl von Persern aus allen Ständen kennen, welche von früh bis Abend sein Haus förmlich belagerten und von diesem weisen Hekhim, der durch eine gelungene Klumpfuß-operation schnell in den Ruf außerordentlicher Leistungen gekommen, Abhülfe ihrer mannigfachen Gebrechen und Leiden hofften. Es meldeten sich mitunter Männer von überaus robuster Constitution, welche wahre Bilder der Kraft und Gesundheit schienen und dennoch von tiefen und mitunter schmerzhaften Uebeln geplagt waren. So kam unter Andern eines Tages ein reicher Perser von kolossaler Gestalt und fast bronzefarbigem Gesichtsteint, begleitet von vielen Dienern, wie es bei Reichen die Sitte erheischt. Dr. Cassolani sah ihn lange forschend an, bevor er mit ihm die Unterredung begann und äußerte auf italienisch zu mir: „Dieser Mann könnte zu einem Herkules als Modell sitzen und dennoch vermuthe ich, daß er durch übermäßige Ausschweifungen sich ein nervöses Leiden zugezogen. Es ist nicht das erstemal, daß ein solcher Riese zu mir gekommen, um von mir stärkende Mittel zu begehren, die ihm erlauben sollen, seiner Sinnenlust wie bisher zu fröhnen.“ Der Doctor hatte vollkommen richtig vermuthet. Der schöne kräftige Perser klagte über lähmende Gefühle in den Händen und gestand dem Arzt bei einer geheimen Unterredung, daß er dieses Leiden sich durch Excesse zugezogen und gewöhnlich im verstärkten Grade spüre, so oft er seinem starkbevölkerten Harem einen Besuch abstatte. Unter den übrigen Patienten waren die Augenkranken in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten. Dr. Cassolani operirte ein paarmal mit Glück den grauen Staar und sein Ruf verbreitete sich bald bis Teheran, wohin er später auf den ausdrücklichen Wunsch des gichtbrüchigen Mohamed-Schah übersiedelte.

tenden Schneemassen zu urtheilen, welche jene Kette noch in dieser vorgerückten Jahreszeit bei ziemlich anhaltend warmer Witterung deckten, muß dessen Meereshöhe wohl immerhin 10,000' übersteigen. Auffallende Gipfelformen von spitzen Hörnern, Kuppen oder Pyramiden waren hier nicht zu bemerken. Die Richtung der Kette ist genau von Südost nach Nordwest. Nackte, ziemlich niedrige Felsberge ohne Schnee erheben sich an den westlichen Ufern und streichen mit jener Alpenkette parallel. Gegen Osten konnte man nur die Gipfel einzelner schneebedeckter Berge jenseits der Stadt Tabris erkennen.

Das Nordufer des Urmiasee's bildet eine große umfangreiche sehr flache Ebene, welche durchschnittlich eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang in weitem Halbbogen von kahler, schneeloser Bergkette umsäumt sich zwischen Bergen und Seespiegel hinzieht. Das Gebirge scheint den Schnee wenigstens bis in den Juni hinein zu bewahren, und von diesem Umstande allein hängt die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Blüthe dieser salzgeschwängerten Ebene ab. Die Felder bedürfen der Wässerung bis zum Beginn der eigentlichen heißen Jahreszeit, deren brennende Sonne die schnelle Reife befördert. Der Winter in diesen Gegenden ist im Verhältniß zu ihren Breitegraden strenge und von ziemlich langer Dauer. Viele Dörfer, in kurzen Zwischenräumen mit großen Gärten und Boskets umgeben, schmücken als lieblich grüne Oasen die Plaine, welche ohne sie von sehr einförmiger und trauriger Gestalt sein würde. Die Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern ist mit Baumwollpflanzen und Getreidefeldern, hauptsächlich Weizen bedeckt, dessen schwere körnerreiche Aehren sich tief von den gelben Stengeln herabbeugten. An vielen Stellen war das Korn bereits geschnitten. Die vorherrschenden gelben Tinten dieser Strohfarbe sind nicht geeignet, den im Ganzen sehr monotonen Ein-

druck, welchen das Gemälde der Nordufer des Urmiasee's bei so geringer Abwechslung der Farben und Formen macht, zu mildern.

In den fruchtbaren Gegenden der Ebene nähert sich der Anbau den Seeufern bis auf etwa 100—200'. Aber viele wüste Stellen unterbrechen die Cultur. Ueberall, wo der Salzgehalt zu stark angehäuft und die Erde durch eine Salzkruste von 1/2" Dicke bedeckt ist, gedeiht keine Culturpflanze mehr. Es ist außer allem Zweifel, daß der See früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte und bis ziemlich hoch an die Halden der nördlichen Berge emporreichte. Der Salzgehalt findet sich noch auf ziemlicher Höhe an allen Bergen, welche den Urmiasee und seine verschiedenen Uferflächen in engern oder weitern Schranken umgürten. Am Uferrande hat sich wenige Zolle über dem Wasserspiegel ein weicher Thon von bald grauweißer, bald bräunlicher Farbe abgesetzt, welcher im lauen Wasser plastisch wird und dergestalt an den Fingern klebt, daß man ihn nur mit Mühe und durch langes Waschen los werden kann. Nächst dem Thon liegen etwas weiter vom Ufer entfernt niedere Sanddünen aufgeschichtet, welche aus der Zerreibung von Gebirgsarten hervorgegangen, die von der Brandung an das Ufer gespült wurden. Weiter landeinwärts bauten größere Rollsteine von halber Faustgröße und darüber einen ziemlich breiten Saum, der mit dem nördlichen Ufer parallel läuft. Kalksteine, Sandsteine und Conglomerate bilden die Mehrzahl dieser Rollsteine, neben ihnen auch Porphyre, Trachyte, Quarze u. s. w. Offenbar deuten diese verschiedenen Ufergebilde die Wirkungen verschiedener Jahreszeiten an. In den Sommermonaten, wo der große Salzsee gewöhnlich so ruhig ist, wie ein Süßwasserteich in einem englischen Park, schlägt sich bei Verdunstung des Wassers die Thonschicht nieder. Bei höherem Wasserstande und

etwas bewegterer Fluth, besonders im Winter, wird der Sand von der Brandung ausgespült und während der Frühlings- und Herbststürme, wo nach den Aussagen unserer Armenier der See manchmal fast so arg wie das schwarze Meer tobt, thürmen die heftig anprallenden Wogen die größeren Rollsteine bis zu einer Entfernung von etwa 50' am Lande auf. Der See zeigt im Allgemeinen eine schwarzblaue Farbe. In größerer Entfernung vom Ufer über die Mitte des großen Beckens hinaus scheint das Wasser heller blau, am äußersten Südhorizont fast wie das sanfte Blau eines deutschen Maihimmels, während in der Nähe des Ufers das Wasser beinahe ganz schwarz hie und da mit grünlichem Thon gefärbt, dabei breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste Stoffe so schwer ist, daß fette Thierkörper z. B. Mastochsen, Schweine im Wasser nicht untersinken. Neben seinen verschiedenen chemisch aufgelösten Stoffen, welche unseres Wissens bisher nur von dem amerikanischen Geologen Hitchcock analysirt worden, enthält dasselbe eine ungeheure Masse von mechanisch beigemischten Materien, hauptsächlich verfaulte Pflanzentheile. Außer den organischen Resten, welche die verschiedenen Flüsse, Bäche und Wildwasser der umgebenden Gebirge dem Urmiasee zuführen, mögen hier wohl die faulenden Reste eigenthümlicher Sumpf-, Moor- und Wasserpflanzen zur Bildung dieser schwarzen schlammigen Masse von scharfem, widerwärtigem Geruche beitragen.

An vielen Uferstellen sind die Massen der theils vom See ausgeworfenen, theils im Wasser selbst noch schwimmenden faulen vegetabilischen Stoffe so ungeheuer groß, daß die Brandung, welche beim Abendwinde selbst im Sommer immer bemerkbar sein soll, plötzlich auf weite Strecken völlig unterbrochen wird. Das leichte Wellengekräusel vermag nicht die schwere, breiartige Wassermasse in Bewegung zu setzen, und es scheint

hiezu wie am todten Meer eines ziemlichen Sturmes zu bedürfen. An Stellen, wo diese Pflanzentheile in geringeren Massen nach dem Ufer geschwemmt werden, wird namentlich beim Südwind der Wellenschlag wieder bemerkbar. Am ganzen nordwestlichen Ufer des See's deckt den Grund eine kohlschwarze, weiche, breiartige Erde, welche offenbar aus dem Niederschlag verfaulter Organismen hervorgegangen ist, und aus der so abscheulich stinkende Gase sich entwickeln, daß ich es nicht lange in der Nähe aushalten konnte Derselbe Humus, der sich wahrscheinlich sehr gut zu Felddünger eignet, deckt auch an vielen Stellen die Ufer landeinwärts bis auf mehrere hundert Schritte. Am 12. Julius, wo unser Karawanenzug einen weitern Marsch von vier Stunden der Richtung des See's folgend in geringer Entfernung vom Ufer zurücklegte, konnte ich aller Bemühungen ungeachtet nicht dicht an den Stand des Wassers gelangen. Das ganze Gestade war mit einer fußhohen Schicht von dem gleichen dichten Schlammbrei bedeckt, dessen erhärtete Kruste unter dem Gewichte meines Körpers einbrach, so daß ich endlich den Versuch ganz aufgeben mußte. Die Flora und die niedere Thierwelt änderten hier plötzlich ihren Charakter. Es kamen eigenthümliche Salzpflanzen*, so wie Insectenformen vor, die ich in Transkaukasien und Armenien nie gefunden, worunter besonders die Geschlechter Adesmia, Scarabaeus, Oryctes und in vielen Cadavern die schöne Megacephala Euphratica. In den sumpfigen Bewässerungscanälen, welche in den See einmünden, fand ich in salzgeschwängertem Wasser große Emys-Arten, die ich theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres scheußlichen Geruches, nach dem Verluste meines Weingeistvorrathes nicht mit mir nahm. Der Kopf dieser merkwürdigen Schildkröte war grün mit zwei gelben Streifen zu jeder Seite, welche von den Nasenlöchern bis zu den Augen liefen. Die Farbe des Thieres gelb

mit dunkelgrünen Streifen, die Oberseite der Schaale dunkelgrün, die untere gelb.

Am 13. Julius verließen wir die Seeufer, zogen in östlicher Richtung weiter und lagerten am Ufer eines Sumpfbaches, aus welchem ich mehrere Arten von Süßwasserkonchylien fischte, welche in Persien nicht eben zu den häufigen Erscheinungen gehören. Auch Landschnecken sind bei der im Allgemeinen vorherrschenden Trockenheit der Ebene und bei der Seltenheit der Kalkbildungen im Vergleich zu den krystallinischen Felsarten nicht häufig und nur in wenigen Arten repräsentirt, obwohl die Behauptung des berühmten französischen Reisenden Olivier, welcher bei längerem Aufenthalt und vielen Reisen in Persien nie eine Landschnecke gesehen haben will, absolut falsch ist.

Die große Stadt Tabris, welche in derselben Hochebene gelegen, die auch das gewaltige Salzwasserbecken des Urmiasee's von 80 Stunden Umfang einschließt, wurde endlich am 14. Julius bei guter Tagesstunde erreicht. Unsere Karawane hatte freilich bei überaus langsamer Wanderung und wegen der Sommerhitze und des Futtermangels gewöhnlich sehr kurzen Tagemärschen von Erzerum bis hieher 27 Tage gebraucht. Kara-Göz war nun mit seinen Waarenballen, Kadirtschis, Knechten und 360 Pferden glücklich an seinem Bestimmungsorte angelangt und lieferte seine Frachtgüter noch an demselben Tage an die reichen griechischen Großhäuser Ralli und Skuta ab. Er hatte auf so langer, mühsamer und gefährlicher Wanderung allerdings den Verlust von vier Waarenpäcken und sechs Pferden, so wie der Hosen einiger seiner Knechte zu beklagen, welche ihnen die rohen Kurden auf dem Chasi-Göl abgenommen. Mancher Tropfen Galle und manches graue Haar war ihm vielleicht aus diesem Verluste erspossen, aber das glänzende Häufchen vollklingender Tomans, das ihm die Cassiere der reichen Griechen

in deren Comptoirs als Frachtlohn hinzählten, bewährte sich als heilkräftiger Balsam für seine angegriffene Leber, als solides Pflaster für sein wundes Herz. Ich traf den schwarzäugigen Karivan-Baschi noch an demselben Abend, als er das Comptoir der Herren Ralli und Comp. verlassen hatte. Die schönen Goldstücke, die er eingesackt, hatten über sein finsteres Gesicht einen gewissen Schimmer von Verklärung ausgegossen, und zum erstenmale sah ich um seinen immer ernsten, unheimlich zusammengezogenen Mund ein süßes Lächeln spielen. Er hatte seitdem unser Handel in Erzerum sich zerschlagen, einen stummen Groll gegen mich im Busen getragen und richtete während der ganzen Reise nie ein Wort an mich. Alle Strapatzen, alle Gefahren, die wir zusammen ausgehalten und bestanden, hatten diesen Groll nicht ausgetilgt. Daß ich seiner Prellerei entgangen, konnte er nimmermehr vergeben. Aber jetzt bewirkte der Zauberklang des Rallischen Goldes, was die Wanderungen, die Wetterstürme und die räuberischen Kurden nicht zu erwirken vermochten. Kara-Göz trat mir mit freundlichem Schmunzeln entgegen, sagte mir, daß er bereits eine Rückfracht gefunden und fragte, ob ich für die Consuln Englands und Rußlands in Erzerum und Trapezunt keine Aufträge hätte. Wir schieden sonach völlig ausgesöhnt im besten Frieden, und meine Versicherung, daß ich nach meiner Rückkunft in Bajasid dem Pascha die nachdrückliche Bestrafung der kurdischen Räuber und strengere Polizei auf dem Khasi-Göl dringend empfehlen würde, schien mir vollends das ganze Herz des buckeligen Karivan-Baschi zu gewinnen.

Tabris oder Tauris ist gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erste Stadt des ganzen persischen Reiches. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße eben so nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend

sich schroff in ziemlich malerisch geschwungenen Linien östlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erscheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Für gewisse Landschaftsmaler, die eben nur das Nackte in der Natur lieben und kahle Felsenformen mit grellen, wechselnden Farbentönen und nicht allzu großartigen Massen ohne Vegetationskleid oder nur mit dürftigen Baumgruppen bewachsen den schönsten üppig grünen und wälderreichen Halden unserer deutschen Mittelgebirge und selbst den blumigsten Terrassen der Alpen von Helvetien und Tirol vorziehen, würden diese persischen Bergformen erwünschten Stoff zu Studien, Skizzen und effectreichen Bildern bieten. Der Botaniker oder der Naturfreund, welcher eben dieses Entzücken unserer pinselnden Landschäftler an kahlen und farbigen Gesteinmassen nicht theilt und der den grünen Schmelz der pflanzenreichen Scala eines Athos oder bithynischen Olymps allen nackten, dürren Felsen Griechenlands, Siciliens und Persiens vorzieht, dürfte an dem Anblick der Felsscenerie oberhalb der Stadt Tabris nur sehr mäßiges Ergötzen fühlen. Zum guten Glück hat hier die persische Gartenkunst im Bunde mit den freundlichen Wassernixen des entfernteren Sachantgebirges, dessen Quellen in diese Gegenden geleitet werden, dem Uebelstande einigermaßen abgeholfen und, wie bei Wielands Titania-Insel, neben dem zackigen Gewirre schroffer Steinwände und rauher Klippen ein kleines grünes Paradies geschaffen, das seinen jugendlichen Brautkranz unter den kahlen, gefurchten Scheitel der felsigen Stadtumgebung hindurchwindet. Hunderte und wieder Hunderte von großen und kleinen Gärten und Gärtchen umgeben Tabris und liefern dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüse und köstliche Früchte.

Tabris hat 16,000 Häuser und nahe an 140,000 Einwoh-

ner. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um sich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortssinns wird auf eine scharfe Probe gestellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenstände, welche zur Orientirung dienen könnten, in dieser großen Stadt nur sehr sparsam vorhanden sind. Ich half mir hier gerade so, wie in den engen Straßen der Merceria von Venedig, indem ich immer der Richtung jener Gassen folgte, wo das Gewühl und Geschrei der Menschen und Lastthiere am stärksten war und die Richtung nach einem belebten Mittelpunkt, in Venedig nach dem Marcusplatz, in Tabris nach dem großen Bazar ankündigt, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle spielt, als der Bazar in Konstantinopel, und innerhalb dessen das eigentliche persische Volksleben concentrirt ist. Um nicht den Consuln, an welche ich empfohlen war, gleich bei meiner Ankunft in staubigen Reisekleidern zur Last zu fallen, mühte ich mich, ein Quartier ausfindig zu machen, in welchem ich mein Gepäcke einstweilen unterbringen wollte. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt machte ich Bekanntschaft mit einigen Kosaken, die zur Verfügung des russischen Consulats stehen, redete sie russisch an und bat sie, mich in einen Chan zu führen. Sie geleiteten mich in der That nach einem Haus, wo ich in einem schmutzigen Zimmer ein Dutzend Schnaps trinkender Russen, Armenier und freche Weibspersonen beisammen fand, welche eben in einer wilden Orgie begriffen schienen. Voll Ekel verließ ich das Haus und schickte meinen Dolmetscher ab, ein Zimmer in der Karawanserei zu miethen. Indessen führte mich der Zufall nach langem Umherirren an einem Hause vorüber, wo über dem Portal der gemalte englische Löwe und die britische Fahne das Generalconsulat J. Majestät der Königin von England ankündigten. Müde der langen vergeblichen Irrfahrt ließ ich mich durch einen der persischen Diener, welche nach Landes-

brauch unter der Thüre versammelt waren, bei Herrn Bonham melden. Ich fand den Consul im Gespräche mit dem Dr. Cassolani aus Malta, dem einzigen europäischen Arzte, welcher damals in Tabris lebte. Als ich meine Briefe übergab und meine Verlegenheit klagte, bot mir Dr. Cassolani sogleich auf das gefälligste ein Zimmer in seinem Hause an. Herr Bonham war zwar auch sehr gefällig, schien aber weniger gastfrei und, obwohl er ein sehr geräumiges Haus und eine sehr kleine Familie hatte, mochte er sich doch, ganz wie sein College Master Brant in Erzerum, nicht gerne geniren. Ich gestehe, daß ich von der englischen Gastfreundschaft im Oriente nicht eben die allergünstigste Ansicht gewonnen. Meine Briefe von Lord Aberdeen und Sir Stratford Canning hatten nicht die Wirkung, welche man nach der hohen Stellung dieser Staatsmänner billig erwarten durfte. Im russischen Asien verhalfen mir minder glänzende Recommandationen in der Regel zu einer freundlichen und wahrhaft gastfreien Aufnahme. Bei näherer Bekanntschaft und öfterem Wiedersehen machte freilich auch bei Mr. Bonham die trockene ächt englische Sprödigkeit und das formelle Wesen einem leichten Anflug von Gemüthlichkeit Platz. Er zeigte besonders warme Theilnahme für meine Mittheilungen aus dem Kaukasus und erwiederte mein Zutrauen durch belehrende Schilderungen über persische Zustände. Herr Bonham war mit einer Nichte von Sir Robert Peel verheirathet, einer eben so schönen, als anmuthigen und gebildeten Dame. Sie hatte die mannigfachen Mühseligkeiten und Gefahren der weiten Reise nicht gescheut und war unmittelbar nach ihrer Vermählung Herrn Bonham zu Schiff und Pferd nach seinem Bestimmungsort gefolgt. Auf stürmischer See und in trauriger Wildniß hatten die Beiden zusammen die Honigmonate des britischen Ehelebens verbracht, als deren Frucht ihnen ein liebliches Kind beschert ward, welches später mit ihnen über Indien nach China wanderte (wohin

Herr Bonham versetzt wurde), mithin schon im zartesten Alter die größten Weltreisen gemacht hat.

Im Hause des Dr. Cassolani war ich gut aufgehoben und lernte eine große Zahl von Persern aus allen Ständen kennen, welche von früh bis Abend sein Haus förmlich belagerten und von diesem weisen Hekhim, der durch eine gelungene Klumpfußoperation schnell in den Ruf außerordentlicher Leistungen gekommen, Abhülfe ihrer mannigfachen Gebrechen und Leiden hofften. Es meldeten sich mitunter Männer von überaus robuster Constitution, welche wahre Bilder der Kraft und Gesundheit schienen und dennoch von tiefen und mitunter schmerzhaften Uebeln geplagt waren. So kam unter Andern eines Tages ein reicher Perser von kolossaler Gestalt und fast bronzefarbigem Gesichtsteint, begleitet von vielen Dienern, wie es bei Reichen die Sitte erheischt. Dr. Cassolani sah ihn lange forschend an, bevor er mit ihm die Unterredung begann und äußerte auf italienisch zu mir: „Dieser Mann könnte zu einem Herkules als Modell sitzen und dennoch vermuthe ich, daß er durch übermäßige Ausschweifungen sich ein nervöses Leiden zugezogen. Es ist nicht das erstemal, daß ein solcher Riese zu mir gekommen, um von mir stärkende Mittel zu begehren, die ihm erlauben sollen, seiner Sinnenlust wie bisher zu fröhnen." Der Doctor hatte vollkommen richtig vermuthet. Der schöne kräftige Perser klagte über lähmende Gefühle in den Händen und gestand dem Arzt bei einer geheimen Unterredung, daß er dieses Leiden sich durch Excesse zugezogen und gewöhnlich im verstärkten Grade spüre, so oft er seinem starkbevölkerten Harem einen Besuch abstatte. Unter den übrigen Patienten waren die Augenkranken in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten. Dr. Cassolani operirte ein paarmal mit Glück den grauen Staar und sein Ruf verbreitete sich bald bis Teheran, wohin er später auf den ausdrücklichen Wunsch des gichtbrüchigen Mohamed-Schah übersiedelte.

Mit Inbegriff ihrer Gärten und Vorstädte hat die Stadt Tabris über dritthalb deutsche Meilen im Umfange und dürfte an Flächenraum hinter Wien oder Berlin kaum zurückstehen. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk und bestehen aus demselben Baumaterial, wie in Choi und Eriwan, welches dem Straßenstaube die meiste Nahrung gibt und wohl zur Häufigkeit der Augenkrankheiten beiträgt. Die persische Architektur hatte bekanntlich nie einen großartigen Charakter, wie die ägyptische oder byzantinische und selbst die türkische mitunter zeigt z. B. in der großen Moschee Solimanieh. Aber in der Ornamentirung ist die persische Baukunst oft sehr graziös, und die Arabesken, die man an einzelnen Moscheen in den verfallenen Prachtpaläſten von Ispahan und Schiras und selbst in der von Texier sorgfältig copirten Ruinenmoschee von Tabris noch erhalten sieht, finden in den Bauwerken anderer großer Städte des Orients kaum ihres Gleichen, am allerwenigsten in Konstantinopel, wo in dem neuen Sommerpalast des Großherrn am Bosporus die innere Ausstattung an übel verschwendeter Pracht wie an Geschmacklosigkeit wetteifert. Der Fayenzeschmuck, die Porzellanvertäfelung der maurischen Paläste, welche ich in Algier und Konstantine sah, steht hinter der persischen Kunst in Arabesken, gemalten Guirlanden und farbigen Wandverzierungen weit zurück, und selbst in Eriwan bemerkte der baierische Reisende Herr von Hallberg, daß alle dem orientalischen Geschmack nachgeahmten Decken und Wandarabesken in den Bauten Münchens dem zierlichen Wandschmucke des alten Sardarschlosses von Eriwan, welches heute ein simpler russischer Oberst bewohnt, merklich nachstehen. Im Aeußern der Gebäude zeigt sich die persische Baukunst, wie bemerkt, keineswegs zu ihrem Vortheile. Nirgends finden sich in Persien Moscheen, welche sich mit den moslemischen Tempeln in Konstantinopel, Brussa, Cairo messen können. Im Innern ist theilweise große Zierlich-

keit verschwendet und selbst in den Wohnungen minder bemittelter Perser zeigen die Zimmer doch in der Regel sauber geglättete Gypswände, und fast jeder wohlhabende Hausbesitzer hat sein Obst- und Blumengärtchen oder wenigstens einen von Mauern überragten Hof mit einigen Maulbeerbäumen, unter deren Schatten er auf weichem Teppiche ruhend der Kühle und frischen Luft genießt. Nargileh dampfend und Scherbet schlürfend, auch wohl bei dem Geplätscher einer Fontaine die üppigen Bewegungen tanzender Sclavinnen beschauend oder bei sorgfältig bewachten Thüren an der Seite seiner schönen Favoritin ruhend, die in ihrer verführerischen Haustracht von Flittergold und bunter Seide rauscht, feiert der Hausherr nach der Mahlzeit den Kef und versenkt sich in sein beschauliches Nichtsthun, das die eigentliche Wonne des Orientalen ist.

Wer das Glück hat, ein berühmter und vielbeschäftigter Hekhim zu sein, wie der Dr. Cassolani, welchen das Vertrauen der Reichen und Großen selbst in die Gemächer des Harems beruft, die mit Ausnahme des Hausherrn sonst jedem anderen männlichen Sterblichen verschlossen sind, der hat sich wohl manchmal an dem Anblick schöner morgenländischer Bilder ergötzt. Auch fränkischen Damen gestatten die persischen Großen sehr galant den Besuch ihrer Harems und Gärten. Uns sind leider diese Mysterien der innern persischen Hauseinrichtung in Tabris verschlossen geblieben und wir mußten uns mit den Besuchen einiger Wohnungen von Kaufleuten begnügen, welche noch einfachere Einrichtung zeigten, als die Consulathäuser Englands und Rußlands. Die Wände ihrer Stuben waren glänzend weiß geglättet ohne Frescomalereien oder Fayenzezierrathen. Der Luxus bestand lediglich in den Divans, in seidenen Kissen und orientalischen Teppichen, welche den Boden des Zimmers deckten. Der Harem nimmt gewöhnlich die hintere Seite des Hauses ein. Die Gärtchen waren reinlich gehalten

mit vielen Rosen, doch ohne Mannigfaltigkeit des Blumenflors. Freilich bei Behmen-Mirza, dem Sardar von Tabris und Bruder von Mohamed-Schah, ging's schon buntfarbiger und prächtiger her, wie mir Dr. Cassolani und Frau Bonham, die zu verschiedenen malen in das Innere der Sardarwohnung zugelassen wurden und selbst den Harem betreten durften, schilderten. Dort soll die Verzierungskunst der persischen Baumeister recht Hübsches geleistet haben und an Mormor- und Alabasterschmuck, Vergoldungen, Mosaik, Arabesken und selbst Glasmalereien ein Luxus angehäuft sein, welchen das einfache, schmucklose Aeußere des Sardarpalastes nicht im Geringsten vermuthen läßt. Alles Schöne haben die egoistischen Perser der Augenlust des Straßenpublicums und der Spaziergänger entzogen und für den Genuß der wenigen Privilegirten aufgespart, welche hohe Würden bekleiden oder durch Speculation, Betriebsamkeit und Zufall sich Reichthümer erworben haben und dem Herrscher gegenüber in einer Stellung sind, wo sie ihres Haussegens wenigstens hinter ihren vier hohen Mauern genießen können, ohne eine officielle Beraubung durch die weitreichende Hand des Schahs und Großvezirs fürchten zu dürfen. Uns gewährten die Straßenspaziergänge nichts, als den eben so einfarbigen als einförmigen Anblick aschgrauer Mauern mit persischem Kothmörtel übertüncht und hie und da von dem mächtig grünen Thronhimmel riesiger Maulbeerbäume und Platanen überragt.

Auch die persischen Schönen, welche fast eben so zahlreich als die Männer auf der Gasse wandeln, um die Bäder oder ihre Verwandten und Freundinnen zu besuchen, erscheinen hier nicht in jener buntfarbigen Glorie von Seide und Stickerei, womit sie in den Harems glänzen und die Augen ihrer Gatten und Herren ergötzen. Sie sind vom Kopf bis zu den Füßen in einfarbige Linnen, Mousseline oder grobe Baumwollzeuge förmlich

eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Die Straßentracht der Türkinnen und Armenierinnen in Stambul und selbst der Maurinnen in Tunis und Algier, so streng man dort auch der gebotenen Gesichtsverhüllung nachzukommen sucht, würde in Tabris und Teheran für ganz unzüchtig gelten. Die verhüllten Maurinnen der Berberei lassen wenigstens die schwarzen stechenden Augen zwischen den weißen Mousselinetüchern frei herausschauen und die brünette Nasenwurzel dazu. Die Türkinnen in Konstantinopel gehen noch weiter und lassen mit den sinnlich brennenden Augen auch das ganze Näschen sehen, verbergen also nur Stirne, Mund und Kinn und gönnen nicht nur ihren Augen freien Ausblick über das bekannte Wonnebild der bosporischen Siebenhügelstadt, sondern lassen auch den männlichen Spaziergängern, welche bei den süßen Wassern unter milden Platanenschatten an ihnen vorüberwandeln, ziemlich ungehinderten Einblick in die wesentlichen Theile ihrer feinen Gesichtchen. Auch die Füßchen stecken dort weit ungenirter in den gelben Pantoffeln und lassen unter den weiten Hosen manchmal noch einen guten Theil der Wadencontouren sehen. Die christlichen Armenierinnen sind in dieser Beziehung fast noch liebenswürdiger und gefälliger und lassen von ihrem Gesichte so viel offen, daß man einen ziemlich deutlichen Begriff armenischer Schönheiten bekommt, auch wenn man sich lediglich mit dem Besuch der Straßen Pera's begnügt, ohne in armenische Häuser eingeführt zu werden. In Tabris hingegen ist der Phantasie grenzenloser Spielraum gegeben. Der hundertaugige Argus, wenn er auch durch hundert Herschelsche Riesenteleskope sähe, würde sich doch vergebliche Mühe machen, die geheimnißvollen Reize zu entziffern, welche unter diesen dichten Hüllen vergraben sind. Man sieht nur vermummte Gespenster, welche nichts Menschenähnliches haben und auf der Straße eben so leicht für

wandernde Säcke gelten könnten, welchen irgend ein persischer Zauberer ein Paar Füße angehext.

Um persisches Volksleben und Volkssitten im Großen zu studiren, ist der Bazar der einzige geeignete Ort. Wir sollten hier eigentlich im Plural sprechen, denn der Bazar von Tabris besteht aus mehreren Bazaren, ist ein Conglomerat sehr vieler Budenhallen. Häusliche Sitten und religiöses Ceremoniell sind in Tabris den Europäern unzugänglich, um so offener aufgeschlossen aber ist alles übrige. Das öffentliche Leben concentrirt sich ganz in den weiten Hallen und Höfen des Bazars, wo man Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, sinnliche Genüsse, Luxus und Misere in wunderlichster Weise vermengt findet. Ich durchwandelte diesen Bazar täglich bald allein, bald in Begleitung meines Dolmetschers. Anfangs empfahl mir Dr. Cassolani die Führung und das Geleite eines seiner persischen Diener, der von dem Bazarpublicum und der Art, wie dasselbe zu behandeln war, geübte Kunde zu haben schien. Wenn Neugierige uns umdrängten, wenn zudringliche Verkäufer uns mit ihren Anträgen bestürmten oder die Schaar hungeriger Gaukler und Bettler mit ihrem Mitleid erregenden Klagerufen uns allzusehr zusetzten, wußte er mit seinen herkulischen Armen eine Gasse durch das Gedränge zu machen und die Unberufenen abzuweisen. Allmählig gewöhnte man sich an unsere tägliche Erscheinung und ließ uns unsere Bazarstudien in Ruhe machen.

Was uns gleich bei dem ersten Anblick des Bazars von Tauris am meisten auffiel, war die ungeheure Masse europäischer Waaren im Verhältniß zu den Erzeugnissen Asiens. Ueber drei Viertheile des Inhalts dieser Magazine und Buden stammten aus Europa, das meiste aus England. Baumwollzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art wurden auf den ersten Blick als brittische Erzeugnisse erkannt. Deutschland und Rußland lieferten hiezu die gröbern Artikel. Aus Oesterreich stammten beinahe

sämmtliche feinere Glaswaaren, worunter besonders viele Nargilehgläser nach orientalischem Geschmack mit bunter Farbenpracht überladen. Der Bernstein für die Tschibukspitzen, welche durch ganz Asien verbreitet sind, wird zwar größtentheils von den preußischen Ostseestädten geliefert, findet aber erst in Konstantinopel seine Verarbeitung. Die in Konstantinopel ansässigen böhmischen Glashändler waren seit einigen Jahren gegen den Bernstein in Concurrenz getreten, indem sie Tschibukspitzen aus böhmischem Glas von gelblich weißer Färbung lieferten, welche der beliebtesten Sorte von Bernstein täuschend ähnlich sahen, aber doch nur bei den ärmern Rauchern Gunst und Anklang fanden.

Die gröbsten und wohlfeilsten der vorräthigen Manufacturwaaren stammten aus Sachsen und Böhmen und besonders Rußland. Auch Nürnberger Spielwaaren bemerkte ich in ziemlicher Menge, z. B. kleine falsche Kinderuhren mit dem Locomotivbilde auf dem Zifferblatt und der deutschen Aufschrift: „Dampfwagenfahrt von Nürnberg nach Fürth." Sogar das lithographirte Bildniß Mohamed-Schahs, des gegenwärtigen Herrschers von Persien, führte deutsche Aufschrift und den Nürnberger Verlagsstempel. Auf vielen roh gearbeiteten Dosen, welche von Astrachan kamen, sah man das eben so roh gemalte Bildniß des Kaisers Nicolaus. Sogar die lithographirten Portraits von Benkendorf, Paskewitsch, Neidhard und andern russischen Generalen hingen unter Glas und Rahmen unter den Verkaufsgegenständen einer armenischen Bude. Rußland lieferte beinahe ausschließlich das Lederzeug und die gröbsten Tücher, England den raffinirten Zucker, der hier eine der gangbarsten Waaren ist.

Unter den asiatischen Waaren stammt das Schönste und Geschmackvollste aus Hindostan, besonders Shawls, Teppiche, Decken. Die minder fein gewebten Shawls, deren geschmack-

volle Färbung mitunter den bereits gerühmten persischen Sinn für hübsches Colorit und zierliche Zeichnung bewährt, kommen großentheils aus den südlichen Provinzen Persiens. Von orientalischen Waaren liefert Schiras die besten und solidesten Gegenstände, besonders Säbelklingen von ausgezeichneter Güte und mitunter überaus hohen Preisen. Man zeigte mir prächtig gearbeitete Klingen, in deren damascirten Stahlwellen Ornamentirungen und Arabesken von Gold, zum Theil Inschriften des Korans enthaltend eingearbeitet waren, deren Werth auf 200 Tomans oder persische Ducaten geschätzt ward. Von solchen kostbaren Gegenständen herrschte auf dem Bazar von Tabris freilich kein großer Ueberfluß. Denn mancher Reiche scheut sich, dergleichen zu kaufen, um nicht seinen Reichthum zu verrathen, und mancher Händler scheut sich, solche Waaren zu führen, um nicht die Habsucht des Sardars oder irgend eines persischen Prinzen damit zu erregen, welche oft Liebhaber von seltenen und auserlesenen Gegenständen, aber gewöhnlich die schlechtesten unzuverlässigsten Zahler sind.

Bei diesen persischen Waffen gilt im Allgemeinen, daß der Werth der Klinge den Werth der äußern Verzierung übersteigt. Luxusscheiden, prachtvolle Griffe von Gold, Elfenbein und Edelsteinen, wie man sie nicht nur in den Bazars von Konstantinopel und Cairo, sondern auch in Tiflis, ja sogar in Städten der Berberei öfters findet, sind in Persien nicht gebräuchlich oder jedenfalls höchst selten. Die größte Sorgfalt wird von den Waffenschmieden von Schiras stets auf die damascirte Klinge verwendet, welche aus einzelnen Stahlstriemen kalt zusammen geschmiedet wird und eine eben so anhaltende und ermüdende Arbeit als geübte Hand erfodert. Die Waffenschmiede von Tabris, Teheran und Ispahan haben es den berühmten Schwertfegern von Schiras in diesem Handwerk, das im Orient noch auf der Höhe der Kunst steht und in besonderem

Ansehn gehalten wird, noch immer nicht gleich zu thun vermocht. Waffen aus andern Gegenden des Orients und von anderer Form als die gewöhnlichen persischen Schießgewehre und gekrümmten Säbel z. B. arabische Yathagane, georgische Kinschals, von welchen die Waffenbuden Konstantinopels reichliche Auswahl enthalten, scheinen in Persien nicht beliebt. Wenigstens bemerkten wir im Bazar von Tabris außer einigen schlechten Schaschken und Kinschalen, die von Eriwan oder Tiflis kamen, nichts von solchen fremden Waffenstücken.

Merkwürdiger als die Waarenbuden sind die Werkstätten der Handwerker. Alle Metiers sind in diesem Bazar vertreten von den allerschwerfälligsten bis zu den feinsten. In der Regel sind die verwandten Professionen in nächster Nähe beisammen, was schon deshalb nothwendig scheint, weil nicht jedes Geschäft den Lärmen vertragen würde, der z. B. in der Nähe der Kupferschmiedewerkstätten herrscht. Ohnehin bringen Geschrei der Verkäufer und Träger, das Summen der plaudernden Gruppen und das rastlose Auf- und Abwogen der Durchgehenden Unruhe genug in diese Hallen. Bei den Schmieden bewunderte ich eben so sehr die Tactfertigkeit und Schnelligkeit der Schläge als die außerordentliche Kraftanstrengung. Sieben Männer schmiedeten in einer Werkstätte kupferne Wagschaalen: Vulcan selber hätte der Kunstfertigkeit dieser riesigen braunen Cyklopen des persischen Feuerlandes seinen Beifall zugeklatscht.

Als Gegensatz zu diesen lärmenden Metiers verdienen die persischen Schönschreiber Erwähnung, deren ich bereits im Bazar von Choi gesehen. Sie trieben beiläufig das gleiche Geschäft, wie die bekannten écrivains publics in den größern Städten Frankreichs und sind nicht besser als diese logirt und honorirt. Wer eine Petition an einen Großen oder irgend ein Geschäftsschreiben — Liebesbriefe sind in Persien nicht gebräuchlich und Figaro würde dort wenig lucrative Geschäfte machen — abzu-

fassen hat und des Schreibens nicht kundig ist, nimmt zu einem dieser öffentlichen Federfuchser seine Zuflucht. Dieselben verfertigen auch Talismane und Amulette mit Koransprüchen auf Pergamentpapier, deren kalligraphische Meisterschaft nichts zu wünschen übrig läßt und von unsern besten Schönschreibmeistern in Europa wenigstens nicht übertroffen würde.

Auch öffentliche Schulen sieht man mitten zwischen Magazinen und Buden. Der Lehrer-Mollah docirt gewöhnlich bei offener Thür und es herrscht in diesen Schulzimmern ein Gesumme wie in einem Bienenkorb. Ich trat ohne Umstände in einen dieser Schulsäle ein und grüßte den Schulmeister-Mollah, der statt des schwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug und mich freundlich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Seine Zöglinge, etwa 60 an Zahl, saßen auf den Teppichen des Bodens ziemlich unordentlich im großen Halbkreise um den Meister. Die meisten waren Knaben von 10 bis 12 Jahren, doch mitunter auch einige olivenfarbige Lümmel von 17 bis 18 Jahren, die bereits ziemlich stattliche Schnurrbärte trugen und, wie mir der Lehrer sagte, sämmtlich vom Lande waren. Die Schüler lasen zusammen alle halblaut, plauderten aber auch ganz ungenirt mit einander, liefen hin und her, wechselten die Plätze und schienen von der Zucht und Ordnung unserer europäischen Schulen keinen Begriff zu haben. Neben der allgemeinen Leseübung, die hier jeder Schüler für sich trieb, nahm der Lehrer noch eine besondere vor, indem er einen Jungen nach dem andern zu sich rief, der ihm von einem vorgelegten Manuscript unter beständigem Kopfwiegen laut vorlesen mußte. Die sehr sauber geschriebenen Blätter, welche der Schulmeister den Zöglingen vorlegte, enthielten Verse von Hafis und Firdusi, welche diese niedlichen Jungen mit derselben Leichtigkeit lasen, wie der gelehrteste orientalische Professor einer deutschen Hochschule. Türkische Schriften und Bücher werden in den Schulen der Perser nicht gelesen. Auch

scheinen dort nur Wenige der türkischen Schriftsprache mächtig, obwohl die Volkssprache in ganz Aserbeidschan ein verdorbenes Türkisch ist. Das gewöhnliche Schulgeld, das dem Lehrer-Mollah bezahlt wird, beträgt einen Sahebgeran (30 Kreuzer) monatlich für den reicheren Schüler, einen Abbas (15 Kreuzer) für die Armen. Außerdem werden Extrageschenke gegeben. So gab einer der Zöglinge dem Meister in meiner Gegenwart ein halb Dutzend schöner Aepfel.

Musiker, Sänger, Taschenspieler, Gaukler und Mährchenerzähler tragen hier nicht wenig dazu bei, das ohnehin so bewegte und lärmende Bazarleben mannigfaltig und unterhaltend zu machen. Der Bazar von Konstantinopel ist gewiß viel umfangreicher und hat weit mannigfaltigere und prachtvollere Waaren, bietet aber auch lange nicht dieses wechselvolle Bild des Marktes von Tabris und ist vergleichsweise still und langweilig. Bei den Taschenspielern sah ich nichts von überraschenden Kunststücken, welche man sonst von indischen Gauklern rühmt. Alles war hier gewöhnlich und stand weit zurück hinter der Fingerfertigkeit und der Täuschungskunst eines Bosco oder Herrmann. Mährchenerzähler in Derwischkleidern fanden aufmerksame Zuhörer sowohl unter den Budenmännern als unter den Passanten. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig, durch Stimme und Mimik suchten sie den Eindruck ihrer Wundergeschichten zu erhöhen. Im übrigen geht es hier wie auf den Jahrmärkten Deutschlands und wie in den Seestädten Italiens. Alle wollten gern hören und sehen, aber niemand wollte zahlen, und die Collecte lieferte gewöhnlich sehr magern Ertrag. Auf dem Marktplatz neben dem Bazar standen gewöhnlich die Musiker und Sänger. Als ich einer dieser hausirenden Künstlerbanden mich näherte, machte mir die hörlustige Menge bereitwilligst Platz. Zwei der Musiker legten ihre Instrumente weg, machten mir eine tiefe Reverenz und führten unaufgefordert, aber sicher in der Hoffnung eines guten Bakschisch,

groteske und obscöne Tänze aus. Der Rock der Feringhis ist auch in Tabris mehr respectirt als der Kaftan der Orientalen. Das Volk bezeigt ihm seine Veneration, will aber auch für jede Artigkeit, die es den Feringhis erweist, doppelt und dreifach bezahlt sein.

Die europäische Gesellschaft in Tabris ist fast ausschließlich durch die Mitglieder der Consulate Rußlands und Englands und durch die Geschäftsführer von vier griechischen Häusern Konstantinopels repräsentirt, welche letztere den europäisch-persischen Handel durch Capital, Landeskenntniß und Thätigkeit ausschließlich zu monopolisiren und alle einheimischen wie fremden Concurrenten zu verdrängen wußten. Der britische Generalconsul Bonham führte eine ziemlich einfache Haushaltung und begnügte sich die kleine europäische Colonie ein oder zwei mal in jedem Semester zu Tische zu laden. Sein stiller Charakter eben so wie sein häusliches Glück, der Besitz einer geistreichen, schönen und liebenswürdigen Gemahlin, der Lieblingsnichte Sir Robert Peels, mochten gleichmäßig die Ursache an dieser zurückgezogenen Lebensweise tragen, welche den übrigen unterhaltungslustigen und vergnügungssüchtigen Europäern wenig behagte und als britischer Egoismus interpretirt wurde. Ungleich beliebter waren die Herren vom russischen Consulate, welche aber auch ihr möglichstes thaten, durch artiges und liebenswürdiges Benehmen im Privatverkehr, wie durch offene Tafel die europäische Geselligkeit zu beleben und so zur Unterhaltung in einer troß ihrer Größe und Handelsbewegung traurigen und langweiligen Stadt, wo man in der Regel nur zweimal des Monats Briefe und Zeitungen aus Europa bekommt, das ihrige beizutragen.

Das Gleiche konnte man auch von den griechischen Kaufleuten rühmen. Die Geschäfte der Herren Ralli und Comp., des reichsten der vier Häuser, welches wohl den ausgedehntesten Handelsverkehr in der Levante hat, besorgte damals ein gewisser

Morfopulo, ein ältlicher Herr von einfachem anspruchslosem Wesen und gefälligem, fast gutmüthigem Charakter, welcher in Tabris auch durch Hospitalität, Luxus und Freigebigkeit sich auszeichnete, das erste Haus machte und den Herren Consuls und ihren Attachés wie auch seinen griechischen Handelscollegen häufig glänzende Gastmähler gab. Dr. Cassolani führte mich gleich am Abend meiner Ankunft zu ihm, wo ich die gesammte europäische Gesellschaft von Tabris mit Ausnahme des Consuls Bonham versammelt fand, welche eben im Begriffe war zu Tafel zu gehen. Obwohl ich Herrn Morfopulo weder Creditbrief, noch Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte, wurde ich gleichwohl mit der liebenswürdigsten Artigkeit aufgenommen und erhielt den Ehrenplatz neben Herrn von Osserow, welcher damals provisorisch dem russischen Generalconsulat vorstand.

Ein reisender Europäer gehört in Tabris nicht zu den häufigen Erscheinungen und die Ankunft eines solchen gibt in der kleinen europäischen Colonie immer manches zu reden. Man steckt dann gewöhnlich etwas wißbegierig die Köpfe zusammen, erkundigt sich nach des Fremden Nationalität und Herkommen und beeilt sich seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Neben Herrn Morfopulo können wir auch von den Herren Skuta und Sagranti die Zuvorkommenheit gegen den Fremden und ihren liebenswürdigen Eifer rühmen, ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Russen, Engländer und Franzosen sieht man in Tabris natürlich öfter als andere Nationalitäten Europa's, da ihre Regierungen in Persien politische Geschäfte machen und in Teheran ihre diplomatischen Vertreter haben. Von reisenden Deutschen, welche hier gewesen, wußte man mir keinen zu nennen, als den österreichischen Naturforscher Kotschy und den alten originellen Baron Hallberg aus München, die aber beide flüchtig vorübergezogen ohne zu verweilen. Am Tage vor meiner Ankunft war ein Italiener Namens Foresti eingetroffen, welcher sich

für einen Doctor ausgab und an der offenen Tafel des Herrn Morfopulo bereits seinen Platz eingenommen hatte. Dieser sogenannte Doctor war, wie ich bereits in Erzerum erfahren, seit Jahren als wandernder Charlatan in der asiatischen Türkei bekannt und hatte bei gewandter Sprachkenntniß manche Paschas und Untergebene belogen und betrogen, ihnen bald heilkräftige Wundermixturen gegen alle möglichen Uebel für hohes Honorar verschrieben, bald mit seinen bergmännischen Kenntnissen sich brüstend Gold und Silber aufzufinden versprochen. Zuletzt machte der Charlatan natürlich überall Fiasco und selbst die heroischen Mägen der kurdischen Begs konnten Dr. Foresti's Latwergen nicht mehr vertragen. Ueberall zur Thüre hinausgeworfen versuchte er jetzt in Persien sein Glück. Als ich nach meiner Rückkehr vom Sahantgebirge ihn wieder in Tabris traf, hatte er bereits eine schöne Praxis, die aber meist aus incurablen Patienten bestand, welche Dr. Cassolani fortgeschickt hatte. Herr Foresti meinte, es sei in Persien für einen Feringhidoctor wohl Etwas zu machen. Vertrauen fehle nicht, nur halte es eben schwer, das Geld für die Medicamente einzutreiben, denn in diesem geldsüchtigen Lande wolle Niemand zahlen, selbst nicht der Reiche, nicht einmal der Sardar.

Jene Mahlzeit im Hause des Herrn Morfopulo gab mir bereits einen ersten Begriff von der üppigen Lebensweise, welche die ansässigen Europäer in Tabris führen. Nichts war gespart und die morgenländischen Delicatessen wechselten mit den feinsten Erfindungen abendländischer Kochkunst. Fische vom kaspischen Meer, Wildpret aus den Wäldern von Gilan, Trauben und Maulbeeren aus Aserbeidschan, die feinsten Pasteten, farbige Gelées und Champagner-Cliquot von bester Qualität in Eis gekühlt. Die Unterhaltung war sehr belebend. Die Conversation rollte vom Orient zum Occident ab und zu und während uns Herr von Osserow seine Schilderung des persischen Hofes in Te-

heran, Dr. Cassolani seine Erlebnisse und Erfahrungen in Erzerum und Tabris und der Pseudo-Hekhim Foresti seine Abenteuer unter den Kurden zum Besten gab, erzählte uns der junge Herr Maurokordato, ein Grieche von den elegantesten französischen Manieren und Verwandter des berühmten Staatsmanns in Athen, von Pariser Salons und Pariser Grisetten. Er hatte in der französischen Hauptstadt nicht lange vor seiner Versetzung nach Persien einige Jahre zugebracht, trug im Lande der Kaftans und Kalpaks noch immer vorzugsweise den eleganten Pariser Frack und die gelben Glacéhandschuhe und war natürlich in Erinnerung an den Glanz und die Freuden von Paris auf Tabris und das monotone Leben daselbst recht übel zu sprechen.

Mit dem alten Morfopulo plauderte ich inzwischen vom Handel. Er sagte mir, daß der Waarenabsatz in Persien und Centralasien sich von Jahr zu Jahr mindere, der Schmuggelhandel nach den transkaukasischen Provinzen Rußlands dagegen immer schwunghafter und einträglicher werde. Nahebei die Hälfte des Waarenimports über Trebisond und Erzerum bleibt in den Depots von Tabris zur Verfügung der russisch-armenischen Schmuggler und nimmt dann den Weg über den Araxes, wo die Käuflichkeit der Grenzzollbeamten und Kosakenoffiziere den Schleichhandel gar sehr erleichtern. Der Gewinn, welchen die griechischen Häuser in Tabris damals machten, war enorm. Ihre Geschäftsführer wurden aber auch sehr hoch bezahlt und einige hatten noch außerdem gewisse Procente des Nettoertrages. Die Herren Ralli stellen in der Regel an die Spitze ihres persischen Filialhauses einen Verwandten oder einen ihrer bewährtesten Commis, dem sie die Ansammlung eines Vermögens gönnen. Selten bleibt ein Geschäftsführer über sechs Jahre an seinem Posten. Der alte Morfopulo gestand mir, daß er fast ohne eigenes Vermögen nach Tabris gekommen sei, jetzt aber hinreichend gewonnen habe, um in Griechenland sorgenfrei zu leben. Er wolle noch ein Jahr zu-

warten, dann aber unfehlbar von den Geschäften sich zurückziehen und in Athen als Rentier seine Tage beschließen. An seine Stelle sollte dann Herr Sagranti kommen, welcher jetzt schon im Dienste der Herren Ralli sich ein hübsches Vermögen erworben hatte.

Die Mehrzahl dieser griechischen Herren, welche ich in Tabris fand, betrachteten ihren persischen Aufenthalt lediglich als einen guten Weg, um schnell zu Vermögen zu kommen. Keiner von ihnen dachte daran, hier für immer zu bleiben, keiner war vom Charakter der Bevölkerung, mit welcher man hier täglich verkehren mußte erbaut, keiner lobte die Freuden des Aufenthalts: Jeder aber schimpfte wacker auf das häßliche Klima eines Landes, wo man im Winter am geheizten Kamine fror, wo die Karawanen manchmal im Schnee versinken, während man im Sommer vor Staub und Hitze fast verschmachtet. Das materiell üppige Leben, welches diese Herren führten, versöhnte sie nicht mit diesem Aufenthalt, nur der Gewinn war der Magnet, der sie festhielt. Die lucrative Seite des Geschäfts und der Stand der Bilanz waren aber manchmal Schwankungen unterworfen und es fehlte auch in diesem Punkte nicht an Sorgen, welche ihnen manche Lebensstunde verbitterten. Oft reichte das Gerücht vom nahen Tode des Mohamed-Schah oder vom nahen Ausbruch eines Krieges mit der Pforte hin, die Käufer aus den südlichen Provinzen und die Karawanen Innerasiens von der Reise abzuschrecken. Man fürchtete, daß beim Tode des Schahs seine Oheime wieder das Panier der Empörung aufstecken und die persischen Provinzen durch Krieg und Anarchie zerreissen würden. Obwohl die Perser keine Zeitung lesen, machen politische Gerüchte, welche ihr Interesse betreffen, unglaublich schnell die Runde durch das Land. Die angekommenen Waaren bleiben dann plötzlich in großen Massen ungekauft liegen. Anderseits wurde freilich der Geschäftsgang durch das persönlich freundliche Einvernehmen, welches zwischen den Bevollmächtigten der vier

Häuser obwaltete, sehr gefördert. Man verständigte sich hinsichtlich des Waarenbedarfs, man half sich sogar zuweilen gegenseitig aus und hütete sich vor übertriebener gegenseitiger Concurrenz. Dagegen verbanden sich die vier Häuser gegen jeden fremden Concurrenten, der etwa Lust hatte, in Tabris Geschäfte zu machen und am Gewinn des persisch-europäischen Handels Antheil zu nehmen.

Nicht ohne Interesse ist das häusliche Verhältniß der Europäer in Tabris. Einige dieser Griechen waren verheirathet, hatten aber ihre Frauen in Konstantinopel zurückgelassen. Die meisten aber waren ebenso wie die Mitglieder des russischen Generalconsulats als Junggesellen gekommen. Sowohl von ihnen als von der Kategorie der Verheiratheten hatte jeder nach dem bei Europäern in Persien längst schon üblichen Gebrauch eine Nestorianerin für eine gewisse Zeit geehelicht. Die christliche Secte der Nestorianer, welche in Aserbeidschan fast noch zahlreicher als die armenisch-gregorianische ist, hat für Europäer besondere Vorliebe und findet nicht die mindesten Scrupel weder aus nationalen oder religiösen, noch aus sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Zahl Jahre oder Monate und gegen eine festgesetzte Summe an Europäer zu verheirathen. Dieses Geschäft wird gewöhnlich mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit, stets in Gegenwart der Eltern oder der nächsten Verwandten des Mädchens, öfters sogar in Beisein eines nestorianischen Priesters, der hier vielleicht die Stelle des europäischen Notars vertritt, abgemacht. Man wetteifert sogar jedem neuen Ankömmling aus Europa, von dem man einen längern Aufenthalt voraussetzt, ein solches Mädchen aufzudringen. Der Reiche hat natürlich die Auswahl unter den Jüngsten und Schönsten. Sobald man über die Dauer dieses Matrimonio alla Carta, wie sie dort nach fremdem Sprachgebrauch zuweilen genannt wird, und über den vom Manne zu leistenden

Preis sich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze elterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporären Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Oefters wird dies zur ausdrücklichen Bedingung bei Abschluß des zeitlichen Ehebündnisses gemacht. Nicht nur sämmtliche griechische Kaufleute, sondern auch die Mitglieder des russischen Generalconsulats waren in dieser Form beweibt, und die Sitte ist bei den Europäern in Persien, besonders in Aserbeidschan bereits so alt und allgemein, daß das sittliche Gefühl dort nicht den geringsten Anstoß nimmt. Man fragt sich gegenseitig ganz unbefangen, wie sich die Frau Gemahlin befinde und was die Kinder machen. Jeder dieser Herren hatte einen Theil seiner Wohnung für die Frauengemächer reservirt und nannte denselben Harem. Die Frauen behielten die Lebensweise der Eingebornen bei, sowie auch die Tracht, verhüllten das Gesicht, wenn ein Fremder den Hausherrn besuchte, erschienen nie bei Tische, wenn der Gemahl Freunde bewirthete, füllten die Stunden, die ihnen der eheliche Umgang und die Pflege der Kinder übrig ließ, wie die mahomedanischen Perserinnen mit Putz und Badebesuch aus und erschienen wie diese auf offener Straße in dichten weißen Hüllen vom Haar bis zur Zehe. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Kinder kann man von diesen nestorianischen Frauen wohl rühmen. Bei gänzlichem Mangel an Bildung des Geistes und Gemüthes, schön, aber ohne Anmuth konnten sie wohl dem materiellen Bedürfniß der Männer genügen, nicht aber die Bestimmung einer Lebensgefährtin nach den Begriffen der gebildeten Stände in Europa ersetzen, wo bei geistigem Verständniß und ähnlicher Bildungsstufe die Frau auch Gedanken und Gefühle mit dem Manne zu theilen vermag und mit ihm auch in einem geistigen Bunde lebt. Wie wenig diese Art von persisch-fränkischer Ehe die Herren in Tabris befriedigte, bewies

der sehnsüchtige Ton, in welchem sie von ihren frühern Liebesverhältnissen in den großen Hauptstädten Europa's sprachen. Wie gern hätte Herr Maurokordato eine elegante Grisette und deren französische Grazie der schönsten Haremskönigin des Orients vorgezogen und wie schmachtete Herr von Osserow nach den reizenden Salondamen von St. Petersburg! Keiner von diesen Herren hat der regelmäßigen Schönheit, welche den Orientalinnen nicht abzusprechen ist, das Wort geredet. Aber jeder pries die Liebenswürdigkeit, die Anmuth, die reichen Ressourcen des Geistes und Herzens, welche man unter den gebildeten Frauen Europa's findet. Alle diese Eheherren schienen ihre nestorianischen Schönen höchst langweilig und reizlos zu finden und beneideten Herrn Bonham um den Besitz seiner so gebildeten, liebreizenden Frau.

Sobald nach Ablauf der festgesetzten Zeit der Ehecontract gelöst ist, wird ein neuer Vertrag geschlossen, wenn der Europäer nicht inzwischen seiner temporären Gattin müde geworden ist und ein ähnliches Verhältniß mit einer andern anknüpfen will. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Die aus dem zeitlichen Ehebunde mit dem Europäer hervorgegangenen Kinder gehen fast immer in den Besitz der Mutter über. Man versicherte mich, daß die nestorianischen Mütter für diese Kinder eine fast zärtlichere Liebe bewahren, als für die später im neuen Ehebündnisse Gebornen. Auch der nestorianische Stiefvater soll seine Pflichten gegen diese mit der Heirath an ihn übergehenden Kinder keineswegs vernachlässigen. Noch merkwürdiger ist, daß die europäischen Väter, sobald ihre Bestimmung sie in ihre Heimat zurückruft, ihre Kinder, wie es scheint, ganz ohne Gewissensscrupel zurücklassen und dann der

ungewissesten Zukunft preisgeben, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, wo ein reicher Europäer eines dieser Kinder mit sich genommen. Der längere Aufenthalt im Orient scheint sehr geeignet selbst bei Männern, die sonst ganz redlichen Charakters sind, die Stimme der Natur, der Ehre und des Gewissens allmählig zu betäuben.

Mein Aufenthalt in Tabris war weniger durch Gassenwanderungen und Bazarbesuche als durch den Umgang mit Männern, welche in der Lage sich befanden, neben den Zuständen und Sitten des Volkes auch das Thun und Treiben seiner Regierer zu beobachten, sehr belehrend. Die Conversationsfrüchte, welche ich ein Jahr zuvor während meiner Reise durch Kolchis in der angenehmen Unterhaltung mit meinen Reisegefährten, den aus Teheran zurückkehrenden französischen Militairs, später in Erzerum aus dem Munde der diplomatischen Agenten Englands gepflückt, wurden in Persien durch die Mittheilungen der Herren von Osserow und Bonham, der französischen und amerikanischen Missionaire vermehrt und ergänzt. Ihre Schilderungen hatten für mich um so höhern Werth, als die meisten dieser Herren die politische, wie die ökonomische Lage Persiens seit einer Reihe von Jahren zu studiren Gelegenheit hatten und sich in der That alle Mühe gaben, das gesammelte Material durch ihre einheimischen Bekanntschaften zu vermehren. Bei diesen politischen Gesprächen mußten häufige Rückblicke auf die Geschichte Persiens aus den letzten Jahrzehnten, auf die Regierung Feth-Ali-Schahs und das Wirken des Kronprinzen Abbas-Mirza geworfen werden, ohne welche die politische Lage der Gegenwart unverständlich wäre. Darüber haben uns freilich die damals in Persien verweilenden britischen Militairs durch die Aufzeichnung ihrer Erlebnisse und Erfahrungen höchst schätzbare Aufschlüsse geliefert. Eine vortreffliche Darstellung dieser neuesten persischen Geschichte hauptsächlich nach englischen Quellen hat unser Ritter im 9. Bande seiner Erdkunde gegeben, auf welche wir den Leser verweisen müssen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

